Wilhelm Bode

Goethes Leben

Der erste Ruhm

1771-1774

Goethes Leben

Von

Wilhelm Bode

1771–1774

Der erste Ruhm

Mit zahlreichen Abbildungen

Verlegt bei E. S. Mittler & Sohn
Berlin 1923

Zweite, durchgesehene Auflage. 6.—8. Tausend.
Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

Vorwort.

Die ersten Mannesjahre Goethes, die erregteste Zeit seines Lebens, die Zeit des stärksten Hervorbrechens seiner Dichterkräfte: verdienen sie nicht eine ausführliche Darstellung? Hier ist sie — nicht für Leser, die sich in möglichster Eile ein Urteil bilden wollen, um nun auch über das Thema Goethe mitzuschwätzen, sondern für geruhige Menschen, die sich gern deutlich machen, was alles durch Goethes Kopf und Herzen ging, und die diesen Goethe zwischen seinen Orts- und Zeitgenossen lebendig vor Augen sehen, also sich auch scharf umrissene Vorstellungen von den Menschen machen wollen, mit denen er umging. Ich habe viele Jahre gebraucht, ehe ich selber klare Vorstellungen von allen diesen ehemaligen Menschen, Zuständen und geistigen Strömungen erlangte; ich kann meinen Erwerb nicht in fünf Minuten, in einer Nußschale, weiter geben, aber wer sich mir anvertraut, soll es doch recht bequem haben, zur gleichen bestimmten Anschauung vorzudringen.

Man hat mich gefragt, warum ich den schulgerechteren Philologen nicht den Gefallen tue, meine Quellen anzugeben. Muß denn der Verfertiger eines großen Mosaiks sagen, woher er seine Steinchen und Stiftchen genommen hat? Ist Das nicht ganz gleichgültig? Ich habe unzählige Bücher und Aufsätze gelesen, bevor und indem ich meine große Lebensgeschichte

unseres größten Dichters unternahm; wollte ich die Titel sorgsam abdrucken, so gäbe dies Verzeichnis einen Band für sich allein. Die Fachkenner wissen, „wo Barthel den Most holt", und die Anfänger mögen es sich von ihren Lehrern sagen lassen. Ein Buch, das die wichtigste Literatur über Goethe und seine Zeitgenossen verzeichnet und vielleicht auch beurteilt, ist wünschenswert, aber ich möchte die mir noch übrige Zeit verwenden, Lebensgeschichten zu erzählen und vergangene Zeiten zu schildern.

Es ist mir noch immer gelungen, in meinen Büchern unbekannte oder wenig bekannte alte Bilder wiederzugeben, die zur richtigen Vorstellung der Vergangenheit äußerst dienlich sind. Auch diesmal haben mir gefällige Mitglieder der „Goethe-Gemeinde" dabei geholfen; ich nenne den Vorsteher des weimarischen Goethe-Hauses, Dr. Hans Wahl, einen Nachkommen Georg Schlossers: Herrn Kommerzienrat Hasenclever in Remscheid-Ehringhausen und die Damen: Frau Rechtsanwalt Hofmann in Wittenberg, Frau Julia Merck-Bucherer in Buchenheim und Frau Geheimrat Kuhnt in Bonn. Die Leser werden ihnen mit mir danken.

Weimar, im Oktober 1920.

Dr. Wilhelm Bode.

Inhalt

Vorwort . . . . . S. III

1. Kapitel. **Der Jünger Shakespeares. August bis Ende 1771** S. 1

Zulassung zur Anwaltschaft. — Genie-Glaube. — Shakespeare-Fest. — Herder. — Götz v. Berlichingen. — Die Mitmenschen in Frankfurt. — Schlosser. — Merck.

2. Kapitel. **Advokat und Wandrer. Spätjahr 1771 bis Mai 1772** S. 31

Erste Prozesse. — Besuch in Darmstadt. — Wandrer-Gedichte. — Freundinnen in Darmstadt. — Empfindsamkeit. — Sophie La Roche. — In Homburg. — Nochmals in Darmstadt.

3. Kapitel. **Wetzlar. Sommer 1772** . . . . S. 67

Das Reichskammergericht. — Stadt und Umgebung. — Erste Bekannte. — Lotte Buff. — Im Deutschen Hause. — Kestner. — Rezension in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen. — Ringen mit Herder. — Lotte zwischen Kestner und Goethe. — In Gießen. — Merck. — Flucht aus Wetzlar.

4. Kapitel. **Tasten und Ankosten. Spätjahr 1772** S. 115

In Thal-Ehrenbreitstein. — Mit Merck nach Frankfurt. — Korneliens Verlobung. — Kestners Besuch. — Jerusalems Selbstmord. — Mit Schlosser nach Wetzlar. — Erste Schrift: ‚Von Deutscher Baukunst'. — Satirische Gedichte mit Merck. — Ausfall gegen Georg Jacobi. — Theologische Flugschriften. — Weihnachtsfeier.

5. Kapitel. **Spiele und Spöttereien des Rastlosen. Januar bis Juni 1773** S. 154

Unter Freundinnen. — Zeichnen und Malen. — Plundersweilern. — Leuchsenring. — Mohammed. — Zweite Fassung des ‚Götz'. — Vereinsamung und Unruhe. — Kestners und Herders Hochzeiten. — ‚Satyros'. — ‚Götter, Helden und Wieland'.

6. Kapitel. **Der erste Ruhm. Zweites Halbjahr 1773** S. 190

‚Götz' erscheint. — Bürger, Gotter und andere Lober. — Prometheus. — Johanna Fahlmer und Betty Jacobi. — Lenz. — Lavater. — Schönborn. — Gerstenberg. — Korneliens Hochzeit. — Neue Vereinsamung. — Lavaters Zudringen. — Rezensionen des ‚Götz'. — ‚Erwin und Elmire'.

7. Kapitel. **Die Niederschrift von ‚Werthers Leiden'. Januar bis Mai 1774** S. 226

Eislaufen. — Maxe La Roche wird Madame Brentano. — Goethe Hausfreund. — ‚Werthers' erster Teil. — Frage des Selbstmords. — Ruhm durch den ‚Götz'. — Lavaters Religion. — Posse gegen Bahrdt. — Jacobis. — ‚Götter, Helden und Wieland' gedruckt. — Kayser, Klinger, Höpfner. — Kampf mit Brentanos. — Zweiter Teil von ‚Werthers Leiden'.

8. Kapitel. **Auf der Höhe der Kraft. Mai bis Juni 1774** S. 263

Clavigo. — Wielands Antwort. — Die Freunde Kestners, Schlossers, Merck. — Klopstock.

9. Kapitel. **Propheten auf Reisen. Sommer 1774** S. 281

Lavater von Zürich bis Frankfurt. — Als Gast bei Goethes Eltern. — Fahrt nach Ems. — ‚Der ewige Jude'. — Basedow. — Goethe in Ems zwischen Lavater und Basedow. — Fahrt auf der Lahn. — Weiter auf dem Rheine.

— Neuwied. — Köln. — Düsseldorf. — Elberfeld: Jung, Jacobi, die Frommen. — Bei Jacobis in Düsseldorf. — In Bensberg und Köln. — Größte Freundschaft mit Friedrich Jacobi. — Lavater und Gaßner.

10. Kapitel. **Erniedrigung und Erhebung. Herbst 1774** S. 374

Kestners Zorn über ‚Werthers Leiden'. — Not bei Brentanos. — Klopstock Gast im Goethe-Hause. — Werthes. — ‚An Schwager Chronos'.

Abbildungen

Personen

Basedow 303. nS. 307.
Born 75.
Brentano, Marie nS. 232.
Brentano, Peter Anton nS. 232.
Buff, Helene 152.
Buff, Lotte 84. 277. nS. 233. s. Kestner.
Fahlmer, Johanna nS. 200.
Flachsland, Karoline nS. 99.
v. Gerstenberg 208.
Goethe, Wolfgang 290. nS. 290. nS. 291. 346.
Göthe, Elisabeth nS. 292.
Göthe, Kaspar nS. 293.
Göthe, Kornelie nS. 126.
Gotter 78.
v. Goué 77.
Herd, Elisabeth nS. 263.
Herder 4. nS. 98.
Jabach, Familie nS. 336.
Jacobi, Betty nS. 200. nS. 201.
Jacobi, Friedrich 142. 143. nS. 332.
Jacobi, Georg 142. 143. nS. 333.
Jacobi, Lotte nS. 200.
Jerusalem 76. nS. 127. nS. 262.
Jung-Stilling 326.
Kestner 84. 349.
Kestner, Charlotte 349. s. Buff.
v. La Roche, Sophie nS. 53. nS. 232.
Lavater nS. 306.
Merck nS. 52.
Meyer, Hofrätin 303.
Schlosser nS. 126.
Schmoll 289.
v. Stein, Karoline 301.
Sterne 215.

Orte

Darmstadt 38. 49.
Düsseldorf 323.
Ehrenbreitstein 116.
Elberfeld 328.
Ems 302.
Frankfurt 1. 48. 120. 228. nS. 118. nS. 119.
Garbenheim 80.
Gießen 106.
Homburg v. d. Höhe 57.
Koblenz 116.
Köln nS. 337.
Lahneck 316.
Neuwied 318.
Volpertshausen 81.
Wetzlar 68. 71. 73. 83. 127.

Titel

Lebensbeschreibung Gottfrieds v. Berlichingen 11.
Von deutscher Baukunst 120.
Götz v. Berlichingen 191.
Clavigo 344.
Die Leiden des jungen Werthers 345.

Handschriften

Goethe 277. 325.
Jerusalem 123.

Zeichnungen Goethes

S. 142. 143. nS. 126. nS. 200. nS. 201.

Frankfurt, von Offenbach aus

Erstes Kapitel
Der Jünger Shakespeares
August bis Ende 1771

An dem Tage, wo Goethe sein zweiundzwanzigstes Jahr vollendete, trat sein äußerer Mensch in den Philister-Orden ein. Er bückte sich dabei so tief wie Andere auch. „Wohl und Hochedelgebohrne“: so wandte er sich an den Magistrat der Vaterstadt, „Vest und Hochgelahrte, Hoch und Wohlfürsichtige Insonders Hochgebietende und Hochgeehrteste Herren Gerichts Schultheiss und Schöffen.“ Bescheiden sprach er seine erstmalige ganz gehorsamste Bitte aus:

Da mich nähmlich nach vollbrachten akademischen Jahren, die ich mit möglichstem Fleiss der Rechtsgelehrsamkeit gewiedmet, eine ansehnliche Juristen Fakultät zu Strasburg, nach beyliegender Disputation, des Gradus eines Licentiati Juris gewürdigt; so kann mir nunmehro nichts angelegner und erwünschter seyn, als die bisher erworbene Kenntnisse und Wissenschafften meinem Vaterlande brauchbaar zu machen,

und zwar vorerst als Anwald meinen Mitbürgern in ihren rechtlichen Angelegenheiten anhanden zu gehen, um mich dadurch zu denen wichtigern Geschäfften vorzubereiten, die einer Hochgebietenden und verehrungswürdigen Obrigkeit mir dereinst hochgewillet aufzutragen, gefällig seyn könnte.

Schon nach drei Tagen wurde der junge Mann durch Beschluß des Schöffenrats in die Liste der Frankfurter Advokaten eingetragen; am 3. September leistete er in die Hand des älteren Bürgermeisters v. Olenschlager den Advokaten- und zugleich auch den Bürger-Eid. Er konnte nun den Weg fortsetzen, den ihm sein Vater von jeher vorgeschrieben: den Weg zum Schöffen, Bürgermeister und Schultheißen von Frankfurt. Sein Großvater, Schultheiß Textor, war vor einem halben Jahre gestorben; Kaspar Göthe durfte wohl mit dem Gedanken spielen, daß sein Wolfgang dereinst auf des Großvaters Stuhle dem Rate der Stadt vorsitzen werde. Ausstaffiert für diese glänzende Laufbahn wurde er jetzt schon: der Alte bezahlte 45 Dukaten für goldene Schuh-, Hals- und Hosenbandschnallen sowie Hosen- und Hemdknöpfe: „thut mit façon fl. 270 circa."

Vorerst hatte der junge Mann als Anwalt noch nichts zu tun; auch suchte er sich ganz andere Geschäfte. Ein Apostel Shakespeares unter seinen Landsleuten zu sein, war sein erstes Bedürfnis; auch den Ossian verkündete er vor jungen und alten Leuten; ferner redete er in hohem Tone über den Homer, den Pindar und andere echte Genies.

Genie? Das Wort wurde schon längst gebraucht, aber ebenso wie der Eine sagte: „der Genie" und der

Andere: „das Genie“ und der Dritte statt der französischen Form das lateinische Ursprungswort anwandte, so verstand man auch viel oder wenig bei diesem Worte. Als der sechzehnjährige Goethe Gellerts Vorträge hörte, bedeutete ein Dichter-Genie einfach Geschick zum Versemachen. Andere aber dachten bei dem Worte an den innersten Menschen, woraus denn folgte, daß Jedermann so gut wie ein Gewissen, auch ein Genie haben muß. Als Herder in seiner Straßburger Zeit mit dem jungen Goethe bekannt wurde, erging er sich gegen seine heimliche Braut in Darmstadt über diesen Begriff:

Ich glaube, jeder Mensch hat einen Genius. Das ist: im tiefsten Grunde seiner Seele eine gewisse göttliche, prophetische Gabe, die ihn leitet. Ein Licht, das, wenn wir darauf merkten und wenn wir es nicht durch Vernunftschlüsse und Gesellschaftsklugheit und wohlweisen bürgerlichen Verstand betäuben und auslöschen, . . . uns eben auf dem dunkelsten Punkt der Scheidewege ein plötzliches Licht vorwirft . . . Das war der „Dämon“ des Sokrates; er hat ihn nicht betrogen; er betrügt nie. Nur ist er so schnell, seine Blicke sind so geistig, es gehört auch zu ihm so viel innerliche Treue und Aufmerksamkeit, daß ihn nur achtsame Seelen, die nicht aus gemeinem Kot geformet sind und die eine gewisse innerliche Unschuld haben, bemerken können.

Also heißt es auch hier: Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt. Herder zeigte den Weg, wie die Auserwählten ihren Genius frei und stark machen können: durch Unterdrücken der mittelmäßigen Geistestätigkeit, durch möglichste Enthaltung vom Vernünfteln, Klügeln und von spitzfindiger Verstandesspalterei, durch Ablehnung der Zivilisation und Nachahmung, nament-

lich aber auch durch ein Sichbehüten vor dem unsinnigen Lernen und Wissenschaftstreiben, das unsere seelischen Kräfte verdreht, belastet und lähmt. „Eigentliche Gelehrsamkeit", schrieb Herder damals, „ist dem Charakter eines Menschen, eines Mannes schon so unnatürlich, daß wir ihr nur aus Not uns unterziehen müssen und dabei doch schon immer verlieren ... Denn unter Nichts erliegt die wahre Empfindung und Ausbildung und Geschmack und lebendige menschliche Wirksamkeit so sehr als eben unter Gelehrsamkeit."

Herder

In diese Herderschen Lehren ging Goethe ein; er verschloß sich also in wichtigsten Jahren mißtrauisch gegen Vernunft und Wissenschaft, damit seine innerste Seelenkraft um so freudiger heranwachse. Die Begriffe Genie und ungebrochene Urkraft flossen zusammen. Wenn er gefragt wurde, was Genie sei, antwortete er wohl: „die Fähigkeit, neue große Ideen aus der Tiefe zu heben." Wodurch unterscheidet sich der große Geist vom kleinen? Dadurch, daß sein Werk selbständig ist, daß es ohne Rücksicht auf Das, was Andre getan haben, mit seiner Bestimmung von Ewigkeit her zu koexistieren scheint, während der kleine Kopf durch übel angebrachte Nachahmung seine Armut und Eingeschränktheit offenbart. Und was macht den Dichter? Ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz. Also ist die Dichtkunst die rechte, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt.[1])

[1]) Die Antworten aus Goethes Niederschriften von 1771 und 72.

An bekannten Beispielen läßt sich der Begriff noch deutlicher machen. Goethe stellte jetzt vor Allen den Shakespeare als den wahren Dichter und das echteste Genie hin. „Ich habe dem Warwickschirer ein schön Publikum zusammengepredigt“ berichtete er bald nach der Heimkehr an Herder. Zum 14ten Oktober, dem protestantischen Namenstage der Wilhelme, plante er ein Fest für diesen Will of all Wills. Es ward auch wirklich „mit großem Pomp“ gefeiert; der alte Vater bezahlte die Musik und die Bewirtung der Gäste; der Sohn aber las eine Rede oder eine Schrift vor, die er für Straßburg abgefaßt hatte, wo seine Freunde auf seine Anregung gleichfalls an diesem Tage sich versammelten. Es war fast die Rede eines Trunkenen.

„Wir ehren heute das Andenken des größten Wandrers“ begann der junge Festredner. „Wanderer“ nannte er den Shakespeare, weil er mit Siebenmeilen-Stiefeln Anderen vorausschreitet. Wir bleiben hinter ihm zurück, aber seine Straße kann die unsere sein. „Von Verdiensten, die wir zu schätzen wissen, haben wir den Keim in uns.“

Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stund ich wie ein Blindgeborner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte auf's lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert . . .

Shakespeare, mein Freund, wenn du noch unter uns wärest, ich könnte nirgend leben als mit dir. Wie gern wollte ich die Nebenrolle eines Pylades spielen, wenn du Orest wärst! Lieber als die geehrwürdigte Person eines Oberpriesters im Tempel zu Delphos.

Der junge Redner schalt auf das Lieblingsgebilde aller gelehrten Poeten, das regelmäßige französische Drama nach antikem Muster:

Französchen, was willst du mit der griechischen Rüstung? Sie ist dir zu groß und zu schwer.

Er schalt auch auf die französischen Verkleinerer Shakespeares, besonders auf Voltaire. Aber auch auf den deutschen Übersetzer Shakespeares Wieland, da er gleichfalls an seinem Helden allerorten gekrittelt hatte.

Die meisten von diesen Herrn stoßen auch besonders an seinen Charakteren an. Und ich rufe: Natur! Natur! Nichts so sehr Natur als Shakespeares Menschen!

Da hab' ich sie alle über'm Hals!

Laßt mir Luft, daß ich reden kann!

Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach. Nur in kolossalischer Größe: Darin liegt's, daß wir unsere Brüder verkennen. Und dann belebte er sie alle mit dem Hauch seines Geistes. Er redet aus allen, und man erkennt ihre Verwandtschaft.

Und was will sich unser Jahrhundert unterstehen, von Natur zu reden? Wo sollten wir sie her kennen, die wir von Jugend auf Alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an Andern sehen? Ich schäme mich oft vor Shakespearen, denn es kommt manchmal vor, daß ich beim ersten Blick denke: „Das hätt' ich anders gemacht!" Hintendrein erkenn' ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakespearen die Natur weissagt und daß meine Menschen Seifenblasen sind, von Romanen-Grillen aufgetrieben.

Der junge Mann wußte, daß Herder, sein Lehrer, in diesem Genie- und Naturkultus, ihn bisher nur für einen Aufgeregten hielt, ihm keinen wahren Enthusiasmus, keine tiefe Freude und Liebe zutraute: gerade diesen Mann hätte er gern zu einer bessern Meinung bekehrt!

Seine Schwester erzählte ihm von dem Besuche, den Herder vor einem halben Jahre bei der Durchreise in Goethes Vaterhause gemacht. Da hatten sie eifrig über den Wolfgang geplaudert, und seine Leute hatten nicht verhehlt, wie hoch sie den Sohn ihres Hauses als einen Geistesgewaltigen stellten, welche großen Leistungen sie von ihm erwarteten. „Wie wird Herder geguckt haben" dachte Goethe, „da er von ‚Dominikus Baham Feti' so reden hörte!" Auch über des Bruders viele Gedichte und seine vortrefflichen größeren Werke hatte Kornelie mit Liebe gesprochen. Da horchte Herder erst recht auf, denn als einen fleißigen Poeten hatte sich ihm der junge Mann in Straßburg durchaus nicht vorgestellt. Der Gast begehrte diese Gedichte und Schauspiele zu sehen, aber die Frauenzimmer sind abwechselnd dreist und ängstlich: nun wollte Kornelie nichts zeigen. Sie wußte nachher selber nicht zu sagen, warum sie auch auf mehrfache Bitten nichts herausgab.

Auch als der Heimgekehrte von diesen Gesprächen hörte, schickte er an Herder nichts von diesen alten Sachen; neueste Werke aber besaß er nicht, denn die Lieder an Riekchen Brion waren ja nur für Riekchen Brion bestimmt. Statt dessen aber sandte er ihm die Volkslieder, die er mit Riekchen und in ihrer Nähe gesammelt hatte, und ließ von Kornelien die Noten dazu

schreiben, die alten Melodien, wie er sie von den elsässischen „Müttergens“ gelernt hatte. Er schickte ihm auch neue Ossian-Bruchstücke: gälisch und in eigener Übersetzung, die nach dem Englischen gemacht, aber doch dem Urtext angepaßt war, so gut ihn Goethe erriet.

O linna doir-choille na Leigo,
Air uair, eri' ceo taobh-ghórm nan tón:
Nuair dhunas dorsa na hoicha . . .
Von Wassern buschwaldigen des Lego,
Darüber nüber steigen Nebel Busen finster von [Wellen,
Wenn geschlossen werden Tore der Nacht . . .

So Seiten lang, und dann wollte er sich über Ossians Schönheiten ergießen und hielt doch sogleich inne, weil ihm einfiel, daß Herder ja Alles besser verstehe.

Bald war denn auch ein Herderscher Brief aus Bückeburg da, voller Spitzen und Stiche und Knüffe für den naseweisen Schüler, der die Zeit nicht abwarten konnte, wo er mitreden durfte. Und Goethe blieb gegen diesen polternden Lehrer so demütig, wie er in Straßburg gewesen, sah er doch in ihm seinen Führer zum Heil.

Herder! Herder! Bleiben Sie mir, was Sie mir sind! Bin ich bestimmt, Ihr Planet zu sein, so will ich's sein, es gern, es treu sein. Ein freundlicher Mond der Erde.

Aber Das fühlen Sie ganz, daß ich lieber Merkur sein wollte: der letzte, der kleinste vielmehr unter siebnen, der sich mit Ihnen um eine Sonne drehte, als der erste unter fünfen, die um den Saturn ziehn.

Adieu, lieber Mann! Ich lasse Sie nicht los. Ich lasse Sie nicht! Jakob rang mit dem Engel des Herrn. Und sollt' ich lahm drüber werden!

Wer den Shakespeare so verehrte wie der junge Goethe, mußte sich wohl in Schauspielen von gleicher Art versuchen, wenn er sich sonst zum Dichter und Dramatiker berufen fühlte. Wir erinnern uns, daß schon der Knabe eine Lust daran hatte, merkwürdige Ereignisse und Entwickelungen sich gerade so vorzustellen, wie man sie auf einer Bühne zu sehen und zu hören bekommt; er schrieb auch schon als Knabe viele solche Gespräche und Szenen nieder. Nachher hatte er aus Büchern und als Theaterbesucher gelernt, vorschriftsmäßige Schauspiele anzufertigen. Nun aber war ihm Shakespeare der Befreier geworden, der ihn vom einengenden Regelzwang der französischen Musterdichter und von allen lehrhaften Pedanten erlöste. Er brauchte sich nun nicht mehr damit abzuplagen, daß seine Handlung am gleichen Orte und innerhalb vierundzwanzig Stunden vor sich gehe. Er durfte seine Szenen aneinander reihen wie die Bilder im Guckkasten, wenn nur zum Schluß die bunte Reihe auch als ein Zusammengehöriges und Ganzes wirkte. Das aber bleibt nicht aus, wo eine große Gestalt, ein Held oder eine Heldin, durch das ganze Stück schreitet. „Shakespeares Theater" — so urteilte jetzt Goethe — „ist wie ein Schöner-Raritäten-Kasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbei wallt. Seine Plane sind (nach dem gemeinen Stil zu reden) keine Plane; aber seine

Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt, den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat: in dem das Eigentümliche unsres Ichs, die prätendierte Freiheit unsres Wollens, mit dem notwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt." — Dergleichen Kampf des einzelnen freien und großen Menschen mit der Umgebung und dem Schicksal mußte jetzt auch für Goethe der Gegenstand seines dramatischen Schaffens werden; um ein solches Heldenleben herum baut sich auch ein Weltbild auf.

Eine Zeit lang war Julius Caesar der große, starke, stolze Mann, den er darzustellen gedachte; Shakespeare hatte ja von dessen Geschichte noch Vieles für einen Nachfolger übrig gelassen. Goethe dachte sich dies Drama aus, aber auf das Papier brachte er nur ein paar kurze Gespräche. Dem sonderbaren jungen Dichter fehlte zum fleißigen Dramatiker eine Hauptsache, die selten fehlt: das Verlangen nach einem Publikum. Er dichtete für sich selber, also bloß im Kopfe: für wen es aufschreiben? Höchstens daß er vor guten Freunden darauf kam, von seinen Plänen zu erzählen und Einzelnes wie ein Schauspieler vorzutragen. So hielt er es auch in Frankfurt noch. Was er mache, sei nichts, schrieb er im zweiten Monat an Salzmann:

Wie gewöhnlich, mehr gedacht als getan; deswegen wird auch nicht viel aus mir werden. Wenn ich was vor mich bringen werde, sollen Sie's erfahren.

Einige Wochen später redete er seiner Schwester viel von einem neuen Helden vor, der ihn entzückte. Diesmal war es ein Deutscher, der starke Ritter Götz von Berlichingen, den man wegen seiner künstlichen Hand

kannte, mit der er sein Kriegsleben fortsetzte, als ihm die Rechte abgeschlagen war. Sonderbarer Weise war Goethe von der Juristerei aus dazu gekommen, die

Lebens-Beschreibung
Herrn
Götzens
von
Berlichingen,

zu lesen, die dieser Götz als alter Mann selber abgefaßt hat und die sehr viele Jahre später, 1731 in Nürnberg, zum Druck gelangte. Dieser Kriegs- und Eisenmann war nämlich sozusagen auch ein praktischer Jurist gewesen, indem er überall, wo ihm oder seinen Freunden oder Schutzbefohlenen Unrecht geschah, auf eigene Faust das Recht wieder herzustellen suchte und dabei begreiflicher Weise mit andern Richtern und Machthabern in bedenkliche Befugnis-Streitigkeiten geriet. Als er sich viele Jahre so herumgeschlagen, zwangen ihn die Andern zur Ruhe; aber er unterlag doch nur, soweit ein Mann des guten Gewissens unterliegen kann: Der Heldensinn entweicht erst mit dem letzten Ausatmen.

Für Götzens unzählige Kriegszüge und Raufhändel hätte Goethe nicht genug Geduld gehabt, aber der

naive Selbsthelfer reizte ihn. Das war ein Kerl! Ein Genie! Ja, ein Genie, denn so darf man wohl auch außerhalb der Künste und Wissenschaften einen Starken nennen, der ganz auf sich beruht und nur von einem innewohnenden höheren Geiste bestimmt wird. Der weder zu gehorchen, noch zu herrschen braucht, um Etwas zu sein. Und war dieser Freie und Starke nicht auch gut? Freilich, er grübelte nicht viel über sittliche Dinge und moralisierte schon gar nicht auf Pfaffenweise; aber es war ihm natürlich und selbstverständlich, daß er seinen Überschuß an Kraft dahin warf, wo ein Schwacher, ungerecht Bedrängter seine Hilfe brauchte. Selbständig, wie er war, lebte er doch mitten in der Welt und gehörte als Rittersmann mit seinen Untergebenen einerseits, seinen verbündeten Standesgenossen anderseits zu einem Ganzen, das sich gegen andere Parteien zu behaupten hatte. Treue und Zuverlässigkeit sind die Vorbedingungen jeder Gemeinschaft; sie waren Götzens angeborene Tugenden. Er konnte sich in Menschen, die anders denken, als sie reden, und Andern die Treue brechen, nicht hineindenken; ihm war es unmöglich, einen Freund oder auch einen seiner Knechte in der Not sich selbst zu überlassen. Und wenn ihn auch die Erfahrung lehrte, daß es nicht Alle ebenso halten, so ließ er sich doch immer wieder verleiten, seine eigene Ehrlichkeit und Biederkeit bei Andern vorauszusetzen. Insofern war dieser kräftige, mutige, fröhliche Mann zu einem tragischen Schicksal bestimmt.

Von diesem Ritter ohne Furcht und Tadel schwärmte Goethe seiner Schwester vor: wie er ein wahrer Held sei und auch ein dramatischer Held, noch dazu in dem

prächtigen Jahrhundert, wo das Mittelalter anfing, aus sich heraus die neue Zeit zu gebären. Er dichtete einzelne Szenen, spielte sie auch gleich der Mutter und der Schwester vor. Kornelie lächelte spöttisch. Wozu der Aufwand? Es werde ja doch nichts Ganzes. Wolfgang ergehe sich nur mit Reden in die Luft, und der Wind, der morgen und übermorgen wehe, nehme auch seine Phantasien mit.

Da fing er eines Morgens zu schreiben an, und abends stand schon viel auf dem Papier.

Ja, Das sei ein ganz hübscher Anfang, gab die Schwester zu, aber da er doch nicht bei der Stange bleibe . . .

Nun beugte ihr Bruder auch die folgenden Tage sein Gesicht über die weißen Blätter, und seine Feder lief rasch dahin, und je weiter er kam, desto mehr frohlockte er über die höchst anschaulichen Bilder, die er in Gestalt von Gesprächen hier schwarz auf weiß festgehalten hatte. „Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft" schrieb er am 28sten November an Salzmann. Sein ganzer Genius liege auf dem neuen Unternehmen: so drückte er es aus.

Ich dramatisiere die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes . . .

Wenn's fertig ist, sollen Sie's haben, und ich hoff', Sie nicht wenig zu vergnügen, da ich Ihnen einen edlen Vorfahr, die wir leider nur von ihren Grabsteinen kennen, im Leben darstelle.

Mit jedem Tage standen neue Personen, neue Verwicklungen, liebliche, lustige, bängliche, schauerliche Szenen vor seinen geistigen Augen. Um den Götz recht

deutlich herauszuarbeiten, verglich er ihn mit Andern. Sogar Martin Luther kam ihm in den Sinn, denn Beide waren Zeitgenossen. Der Bergmannssohn hatte einen längeren Weg zurückzulegen, ehe er auf anderem Felde ein Held wurde; wenn ihn der Zufall mit Götz zusammen führte, so mußte zunächst der Mönch jenen adligen Mann der rauhen Kraft beneiden.

Auch fragte Goethe, ob denn Götz nicht Söhne und Nachfolger hatte, und da gefiel es ihm, sich seinen Helden als einen letzten Ritter zu denken. Er gab ihm zwar ein Söhnchen, aber Das war eine zarte Stubenpflanze.

„Der Junge soll ins Kloster" erklärt sogar seine Mutter.

Schwache passen an keinen Platz in der Welt, sie müßten denn Spitzbuben sein. Deswegen bleiben die Frauen, wenn sie gescheut sind, zu Hause, und Weichlinge kriechen ins Kloster. Wenn mein Mann ausreit', ist es mir gar nicht bang. Wenn Karl auszöge, ich würde in ewigen Ängsten sein. Er ist sichrer in der Kutte als unter dem Harnisch.

Wie verhalten sich nun die anderen Kriegsleute zu einem Ritter, der vor Vielen hervorleuchtet? Die vom großen Haufen werden ihm zulaufen, so lange er Glück hat, und in schlechten Tagen werden sie sich verkriechen oder zu seinen Feinden hinüberwechseln. Einige werden ihn als Bundesgenossen zu schätzen wissen: Franz v. Sickingen zum Beispiel, der ehrgeizige Pläne spann. Einige Wenige werden ihm aus reiner Liebe und Bewunderung dienen: den Ritter Hans v. Selbitz nennt Goethe von solchen Adligen, und dazu einen Bürgers- oder Bauernsohn, den er nach seinem

Straßburger Freunde Franz Lersee taufte: diese Beiden standen zu Götz treu bis ans Ende. Und außer ihnen auch noch ein hübscher, guter Junge, der schon den Reitertod kostete, als er noch seine ersten Sporen trug: Georg.

Nun gibt es aber auch Gefährten, die gerade ihres Freundes Vorzüge nicht ertragen können. Zwei Knaben wachsen mit einander auf, gleichen Wertes nach Herkunft, Vermögen, jetziger Leistung und künftigen Aussichten; sie lieben sich wie Brüder oder noch etwas besser. Nach einiger Zeit aber glänzt der Eine vor dem Andern hervor, nicht bloß in der Meinung der Leute, sondern der Zweite muß sich selber gestehen, daß sein Freund der Bessere geworden ist. Eine schwere Prüfung! Goethe nannte den Ritter, der sie nicht bestand, Adelbert v. Weislingen; er schilderte ihn als einen klugen, liebenswürdigen und keineswegs schlechten Menschen; aber Weislingen kann nicht völlig Herr werden über den Neid, und dieser Neid vergiftet ihm seine Freundschaft mit Götz; auch fehlt ihm zum wahren Vornehmen das Beste: das Selbstgenügen. Er braucht den Beifall eines Fürsten und das auszeichnende Lächeln von schönen Frauen.

Götz bleibt trotz der vielen Siege, die er davon trägt, in sehr mäßigem Wohlstande, denn er kämpft selten aus Eigennutz. Sein Tisch ist nicht besser als eines Bürgers Tisch; und in seiner Burg glitzert keinerlei Prunk, kaum daß für Bequemlichkeit gesorgt ist. Wer einen Genius im Busen trägt, trachtet nicht nach Dem, was gewöhnliche Menschen Wohlleben nennen, und noch weniger nach Prunk und Tand. Der Dichter

malte nun auch das Gegenbild: den bischöflichen Hof zu Bamberg, wo er sich Götzens Widersacher versammelt denkt; hier verbringen Herren und Diener die Zeit in träger Schwelgerei, nur auf den Bauch und die Geldkiste bedacht. Hier wird Weislingen als ein kluger Minister geehrt und hier wird er wieder zum Bösen verführt, wenn sein Gewissen und seine Jugendliebe zu Götz sich regt.

Dergleichen Bischöfe, Fürsten und Räte umgaben den Kaiser, berichteten ihm die Neuigkeiten in ihrem Sinne, während ein Götz alle höfischen Künste verschmähte und selten in die Nähe des Herrn kam, dem er doch aufrichtig ergeben war. So wurde es leicht möglich, diesen wackeren Ritter dem Kaiser als einen Feind des Reiches, als einen beständigen Ruhestörer und unbekehrbaren Räuber hinzustellen. Und wer will es leugnen, daß eine Selbständigkeit von Götzens Art zu papierenen Gesetzen und staatlichen Einrichtungen in Widerspruch geraten muß? Dieser Mann führte noch Fehden auf eigene Faust, als solche ritterlichen Kleinkriege längst verboten waren. Zwar stand es mit einer besseren Gerechtigkeitspflege damals noch schlimm, aber die Obrigkeit behielt sie sich trotzdem vor. Ist nun der Einzelne zur Selbsthülfe berechtigt, wenn das Ganze versagt? In Übergangszeiten bestehen verschiedene Arten von Recht und Rechtspflege neben einander: sie konnten im Drama angedeutet werden. So weitete sich unserem jungen Dichter die Geschichte Götzens zu einem Bilde des absterbenden Mittelalters aus.

Und noch ein Wichtiges fügte er seinem Bilde hinzu,

was in den Denkwürdigkeiten des alten Ritters ganz fehlte: die Frauen. Er gab ihm eine Ehefrau mit dem Namen seiner eigenen Mutter: Elisabeth, und eine Schwester mit dem Namen der Jesusmutter: Maria. In dieser Maria malte er die weibliche Frömmigkeit, wie man sie gewöhnlich sich denkt und wünscht: zart, mild, verzeihend, stets willig zum Gebet. Der wackeren Hausfrau Götzens aber schrieb Goethe eine andere Art Frömmigkeit zu, die ihm selber viel besser gefiel: die werktägliche, zugreifende, im Frohsinn sich beweisende. Wenn es zur Vesper läutet, wandelt Maria zur Kapelle, Elisabeth aber spricht: „Ich muß das Hemd fertig nähen, Das ist auch Gottesdienst.“ Und als Maria sie bittet, „von heiligen Sachen anständiger zu reden,“ da fragt die wackere Hausmutter: „Was ist heilig? Wenn ich mich erst putzen und in die Kirche gehen soll, um mit Gott und von Gott zu reden; wenn er nicht an jeder Kleinigkeit teilnimmt, die mir wichtig vorkommt; wenn er nicht so gut Spaß als Ernst vertragen kann, wenn Beides aus einem treuen, liebevollen Herzen kommt, so ist er mein Gott nicht. Und doch weiß ich, daß er mein Gott ist!“

Beide Frauen bewähren sich schließlich in gleichem Maße als echt und treu. Eine dritte Gestalt aber erfand der Dichter als ihr Gegenspiel, und doch verkörperte er auch in ihr weibliche Vollkommenheiten. Nämlich zuerst die größte Schönheit, Anmut, Liebenswürdigkeit, sodann eine ungewöhnliche Klugheit und Schlauheit. Wenn in einer solchen Gewaltigen das Gewissen schweigt, was kann sie aus den Männern machen! Goethe nahm seiner Adelheid v. Walldorf

das Gewissen völlig. Sie sieht in den Männern nur Mittel zu ihren Zwecken; sie lockt sie an, bezaubert sie, beseligt sie und wirft sie weg, ja mordet sie, sobald sie neue Diener braucht. Dieser dämonischen und romantischen Figur konnte Goethe dann noch romantische Erlebnisse andichten: sie gerät auf einer Reise allein unter Zigeuner, Franz v. Sickingen befreit sie aus dieser unheimlichen Gesellschaft und wird zum Dank gleichfalls von ihr verführt. Schließlich wird sie von einem Sendboten der heiligen Fehme erdrosselt und erstochen, aber auch ihr Mörder bewundert sie noch: „Gott, machtest du sie so schön und konntest du sie nicht gut machen?"

In dies sein Doppelideal von Anmut und Bosheit, die allen Männern den Kopf verdrehte, verliebte sich schließlich auch ihr Dichter. Das will sagen, daß Adelheid v. Walldorf, die in einer dramatisierten Geschichte des Berlichingers kaum eine Nebenfigur sein durfte, recht großen Raum gewann. Sie bestimmt das Schicksal Weislingens und auch seines jungen Knappen Franz, der gleichfalls in Liebe zu ihr entbrannte; aber auch Götz von Berlichingen, der ihr niemals vor die Augen tritt, den zu hassen sie keinen besonderen Anlaß hat, erfährt mittelbar ihre Macht. Als Weislingen sich zu ihm, dem Jugendfreunde, zurückgefunden und mit seiner Schwester Maria ein Verlöbnis geschlossen hatte, macht ihn dies verführerische Weib nicht bloß treulos, weil sie den schönen, begabten und nachgiebigen Mann für ihre Zwecke braucht; sie treibt ihn auch an, den Kaiser und die Reichsstände gegen Götz ins Feld zu bringen. Dies ist in Kürze die Fabel von Goethes

Drama, und sie ist völlig seine Erfindung. Eine sehr wirksame Dichtung! Die Leser mußten, nachdem sie den rechtschaffenen Ritter und seine braven Weiber und Freunde genugsam betrachtet, gewiß ihre Lust haben an dieser Teufelin, der die Männer unweigerlich ins Garn gehen, und auch an dem Zigeunerspuk, der sich an sie schließt, und nicht zuletzt an dem heimlichen Gericht, dessen Henker der schönen Verbrecherin, die überall triumphierte, das Ende bereitete.

Die Leser? Vater, Mutter und Schwester waren es. Eine Abschrift ging an Salzmann, eine andere an Herder. Vom Ersteren konnte man Dank und Lob erwarten; dem Herrn Hofprediger in Bückeburg war nicht zu trauen. Das Stück war wohl ganz nach seinen Vorschriften gemacht; es war national und shakespearisch; aber konnte nicht Herder Fehler finden, die Niemand sonst ahnte? In Goethes Begleitbrief stand, daß er recht mit Zufriedenheit an dem Drama gearbeitet und die beste Kraft seiner Seele daran gewendet habe, weil er von Herder eine Antwort darauf gewünscht. Ihr Urteil, so etwa sagte er, wird mir nicht nur über dieses Stück die Augen öffnen, sondern bei dieser Probe mich lehren, wie Öser zu tun pflegte, es als Meilensäule aufzupflanzen, von der wegschreitend ich eine weite, weite Reise anzutreten und bei Ruhestunden zu berechnen habe. „Auch unternehm' ich keine Veränderung, bis ich Ihre Stimme höre" erklärte Goethe. Nun war also Herders Spruch abzuwarten.

Goethe hatte aber kaum den ‚Götz' zu Ende ge-

schrieben, so gärte ein neuer dramatischer Stoff in ihm. Sokrates, der „philosophische Heldengeist", sollte diesmal dargestellt und verherrlicht werden. Er war ja auch ein Kämpfer sein Leben lang, nämlich gegen alle Lügen und Laster, gegen diejenigen Lügen und Laster besonders, die keine scheinen wollen; und auch er teilte das Heldenlos, daß er physisch des „Übergewichts der Nichtswürdigkeit" sich nicht erwehren kann, aber in seiner Seele frei und stolz, sich selber getreu bleibt, bis zum letzten Atemzuge. Leider haben wir über diesen Mann kein so sicheres, unmittelbares Zeugnis, wie der biedere Götz es hinterließ. Platons und Xenophons Berichte sind Stilisierungen. Goethe mußte sich fragen, ob er nun die rechte Naivetät habe, den weisen Steinmetzen zu seiner wahren Gestalt zurückzuführen. Herders älterer Freund Hamann hatte neulich angemerkt: zu dieser Aufgabe tauge nur ein Dichter, der über einen Sokrates so schlicht und einfältig zu berichten verstehe, wie Äsop und La Fontaine über Tiere und Leute des niederen Volkes. Da mußte Goethe freilich sich siebenmal besinnen.

Ob ich mich von dem Dienste des Götzenbildes, das Plato bemalt und vergoldet, dem Xenophon räuchert, zu der wahren Religion hinaufschwingen kann, der statt des Heiligen ein großer Mensch erscheint, den ich nur mit Lieb-Enthusiasmus an meine Brust drücke und rufe: Mein Freund und mein Bruder! Und Das mit Zuversicht zu einem großen Menschen sagen zu dürfen! Wär' ich einen Tag und eine Nacht Alzibiades, und dann wollt' ich sterben!

„Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehen" hatte auch Bruder Martin ausgerufen, als er den

fremden Ritter an der eisernen Hand erkannte. Goethe lebte und webte jetzt in solcher Helden-Verehrung, und sein dramatisches Schaffen sollte ihr gewidmet sein. Aber Sokrates gewann doch nicht die ausreichende Lebenskraft in ihm; es wäre ihm auch allzu schwer geworden, das Griechenland im perikleischen Zeitalter so auszumalen, wie er die Nachbarländer Franken und Schwaben im Ausgang des Mittelalters wohl hatte schildern können, da er selber ein Franke war und da bis in seine Gegenwart hinein in seiner nächsten Umgebung noch so Mancherlei, Großes und Kleines, höchst „altfränkisch" geblieben war.

Mit seiner Heimatsstadt war Goethe nach der Straßburger Zeit genau so unzufrieden wie damals, als er von Leipzig zurückgekommen war. „Frankfurt bleibt das Nest" schrieb er an Salzmann, und meinte das Wort im guten wie im schlechten Sinne. „Ein leidig Loch!" Um ihn herum sei Alles tot, er müsse ganz in sich und von sich selber leben. Seine alten Freunde, die er wiederfand: Horn, Riese, Moors und die Andern, sträubten sich, seinen jeweiligen Enthusiasmus mitzumachen und andrerseits Dasjenige in Grund und Boden zu verdammen, worauf er seinen Haß geworfen hatte. Sie gingen ihren ernsten Geschäften nach und sahen die seinen für Spielerei, für ein aufgeregtes Treiben an. Sie bewegten sich im Mittleren, und er, fast krankhaft, zwischen äußersten Enden. Und in welcher Hast! „Mein nisus[1])

[1]) Drang, Flug.

vorwärts ist so stark, daß ich selten mich zwingen kann, Atem zu holen und rückwärts zu sehen." Auf dieser eiligen Reise konnten und wollten die Andern ihn freilich nicht begleiten.

Aber es waren unter den Bekannten doch Einzelne, die ihn zur Achtung zwangen. Von den Anwälten Hieronymus und Georg Schlosser. Ihr Vater hatte den Titel eines Kaiserlichen Rats gehabt, wie Kaspar Goethe, war aber auch ein tätiger Ratsherr und Schöff gewesen; ihre Mutter kam aus einer patrizischen Familie. Beide Brüder waren höchst gelehrte und höchst rechtschaffene Männer. Hieronymus, jetzt ein Mann von 36 Jahren, konnte für einen vollkommenen Juristen und Ehrenmann gelten: der Anfänger Goethe hätte ihn sich zum Muster nehmen dürfen. Aber er fühlte sich mehr zu dem jüngeren Bruder hingezogen, der seinen Advokatenberuf zwar auch pflichtgetreu versah, ihn zugleich aber haßte und verachtete, weil soviel Böses unter dem Namen des Rechts geschieht und der wohlmeinendste Anwalt oft zum Diener schlechter Zwecke mißbraucht wird. Georg Schlosser hatte sich schon deutlich über diesen Notstand erklärt:

Hier macht ein listiger Schurke meine schuldlose Zunge durch heimliche Wege zum Werkzeug verborgenen Unrechts. Bald verdunkelt ein feiner Betrüger die leuchtende Wahrheit oder blendet mit verräterischem Golde des Richters Auge; bald verbirgt Wahrheit selbst ihre Stirn und verwirrt Recht und Unrecht in unerklärbaren Gesetzen. Ich stolpere töricht mit müdem Schritt durch's dunkle Labyrinth, geführt von dummen Leitern; verschwöre meine Vernunft, wenn Carpzove träumen, und, wenn Brunnemann, meinen Gott. Umsonst

ruft der gedrückte Waise meinen Beistand an: er verhungert, weil Mävius sprach. Umsonst kämpfe ich mit frechem Unrecht: Stryk sah's nicht. Wer sieht, was Stryk nicht sah? Bei Themis selbst ist kein Anspruch, kein Recht mehr heilig, wenn Mävius irrt oder Brunnemann zum Schelm ward. Und waren sie gerecht, dann erhebt sich die langweilige Form und verzehrt meinen Klienten vor dem Bescheid . . . Da sehe ich ihn dann nach dem Gesetze verhungern, verdamme meinen Sold, verachte mich und verfluche mein Schicksal.

Georg Schlosser strebte also aus dem Advokatenstande heraus, in den Goethe sich eben hatte aufnehmen lassen; aber leider war er zu vielseitig, um in irgendeinem Fache zu den Besten zu gehören. An Kenntnis fremder Sprachen kamen ihm Wenige gleich. Er schrieb gute englische Verse und hatte gegen Popes berühmtes deistisches Lehrgedicht ‚Essay on Man' eine ausführliche christliche Antwort in gleichen Versen gedichtet. Er verfaßte französische Epigramme im Stile Voltaires und italienische Arien nach Metastasios Vorbild. In den alten Schriftstellern war er wie ein Philologe zuhause; auch hatte er eine Verdeutschung der ‚Ilias' angefangen, wunderlicher Weise in gereimten Alexandrinern. Mit allen religiösen und philosophischen Hauptfragen machte er sich beständig zu schaffen; sein Hauptstreben aber war auf die Wohlfahrt der Menschheit gerichtet. Wir erinnern uns, daß er zu einem württembergischen Herzog auf der Reise war, als er im Frühjahr 1766 seinen jungen Landsmann Goethe in Leipzig besuchte; er glaubte damals, als Ratgeber und Erzieher im Hause eines aufgeklärten Prinzen viel Gutes stiften zu können. Dieser Traum

war bald verflogen.[1]) Seit 1769 lebte Schlosser wieder in der Vaterstadt, betrieb die Anwaltschaft und verehrte daneben eine freigewählte Dreiheit: „Die Musen, Tugend, Gott." Vor kurzem hatte er ein Buch herausgegeben, das an vielen Stellen von sich reden machte und bei dem man sich schon verwundern konnte, daß ein Frankfurter Stadtkind und Jurist auf diesen Gegenstand verfallen war. Es betitelte sich: ‚Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk'. In der Tat, wie kam er dazu? Weil die Berufenen schwiegen! Weil die Bauern, also der größte Teil des deutschen Volkes, in Armut, Sklaverei und Verachtung wie halbe Tiere ihr Leben verbrachten und sich so Wenige der Städter und Herren um ein besseres Los für diese Mitmenschen je Gedanken machten. Schlosser ließ die Frage bei Seite, wie diesen Bedrückten von oben, von den Gesetzgebern her, zu helfen sei; auch eine Besserung von unten her war nötig und möglich. Durch Religion und Tugend erhebt sich der Einzelne, und mit dem Einzelnen der ganze Stand. Wie konnte es aber den Bauern an Religion und Tugend fehlen, da doch jedes kleine Dorf seinen Geistlichen hat? Schlosser antwortete, daß die Theologen zu nichts weniger erzogen werden als zu Lehrern des Landvolks. Sie werden „in alle Geheim-

[1]) Einer seiner Zöglinge wurde nachmals der erste König von Württemberg: Friedrich Wilhelm Karl, der von 1803 bis 1816 regierte. Schlosser erlebte Das nicht mehr, und er hätte auch keine Freude an diesem Fürsten gehabt, der zwar in der Vergrößerung seines Gebietes sehr glücklich, gegen seine Untertanen aber recht ungnädig war; am berühmtesten wurde dieser König wegen seines ungeheuern Bauches.

nisse der Weltweisheit und der Geschichte und der Sprachen, und was ärger ist als Alles, der Polemik und Homilie, die oft alle guten Empfindungen der Seele und alle Anlagen der Natur zur Beredsamkeit zerstören, auf das feierlichste eingeleitet." Selten ist ihr Verstand, nie ihre Zeit hinreichend, diese Dinge in ihrem Zusammenhange zu übersehen und an ihre rechte Stelle zu setzen.

Fern sei von mir, einen Stand zu verspotten, der Ehrfurcht verdient! Aber wenn mich mein Mitleiden über meine armen, verwahrlosten Nebenmenschen nicht betrübte, so würde ich über euch lachen, die ihr unsere künftigen Geistlichen unterrichtet. Man hat in unsern ökonomischen Zeiten eine neue Professur der Ökonomie errichtet und sie der philosophischen Fakultät beigeordnet; sollte man nicht auch der theologischen noch eine beiordnen, die man ungefähr die Professur der praktischen Gottesgelahrtheit nennen könnte? . . .

Dieser Lehrer müßte die Schüler zugleich zu rechtschaffenen Menschen und zu rechtschaffenen Lehrern eines Volkes machen, das nicht Alles wissen muß, was man wissen kann, sondern nur soviel, als es braucht, um zu seiner Bestimmung zu gelangen. Nähme man dann aus diesen Schülern die Dorfgeistlichen, so könnten, so würden sie gewiß unter ihren Zuhörern die Tugend auf eben die Art, mit eben dem Erfolge ausbreiten, mit welchem mein Freund sie seinen Bauern eingeflößt hat.

„Mein Freund": Das ist eine Maske, unter der nun Schlosser selber eine gemeinverständliche Tugendlehre, aber auch den nötigsten Unterricht über die menschliche Gesellschaft, ihre Gesetze, Obrigkeiten und politischen Einrichtungen vortrug.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß der Verfasser eines solchen Buches in seiner Vaterstadt ziemlich

allein stand. Sein Ernst, seine Strenge lockten nicht an; eine zu ihm passende Hausfrau hatte sich auch noch nicht gefunden. Um so emsiger blieb er dabei, in Wissenschaften einzudringen, die er noch nicht besaß, zum Beispiel in Mathematik und Musik, und um so aufmerksamer war er auf die Vorgänge in der literarischen Welt. Als nun sein bisheriger junger Brieffreund Goethe mit ihm an einem Orte wohnte und sogar im gleichen Berufe eingeschrieben war, stieß sich Schlosser nicht lange an der gelegentlichen Überspanntheit des jungen Mannes, und Goethe zeigte sich gegen ihn bescheiden genug; er war ja immer auf der Suche nach einem älteren Freunde, der ihm an Erfahrung, Weisheit und Kenntnissen vorausschritt. Schlosser und Goethe konnten über alle Wissenschaften und Künste mit einander reden; sie liebten beide die Betrachtung moralischer Fragen, nur daß Schlosser diese Fragen viel schwerer nahm. Sie stimmten auch in der Religion überein, indem sie beide den Pietisten freundlich gesinnt waren, ohne doch zu ihnen zu gehören. Beiden mißfiel das berlinische und anderweitige Verständler- und Aufklärungswesen, während sie solche Christen bewunderten, deren Religion sich als eine herzliche Liebe zu Gott und den Menschen offenbarte. Aber Beide waren für sich doch mehr Philosophen als rechte Christen.

Schlosser besonders neigte zum Seelenwanderungs-Glauben. „Mich dünkt: wer stirbt, ehe er zur Liebe und Reinheit ausgefüllt ist oder ehe er alle Freuden und Leiden der Welt getragen hat, muß wieder wandern.“ Dieser Glaube oder diese Ahnung machten

ihn noch strenger gegen die Wildtriebe, wenn er solche in sich entdeckte. Und am jungen Goethe gefiel ihm besonders, daß auch Dieser seine Seele zu reinigen bestrebt war, ohne sie zu entnerven. Goethes Genie zur Dichtkunst blieb ihm vollends nicht zweifelhaft.

Von Schlosser erfuhr Goethe eine literarische Neuigkeit, die auch ihn denken machte. Sie betraf eine langweilige gelehrte Zeitschrift oder Rezensier-Anstalt, die sich ‚Frankfurtische Gelehrte Zeitungen' benannte und schon ein Menschenalter bestand, ohne viel beachtet zu werden. Ihr Verleger, Brönner, wollte sie schon lange eingehen lassen; als er im Begriff stand, diesen Entschluß gerade auszuführen, strebte man von Darmstadt aus ein ähnliches Blatt an — nur von einem neuen Geiste erfüllt — und so kam es, daß Brönner sein einschlafendes Unternehmen an den Vertrauensmann dieser Darmstädter, den waldeckschen Hofrat Deinet, verkaufen konnte. Dieser Deinet, eigentlich ein Theologe, hatte die Witwe Eichenberg in Frankfurt geheiratet und mit ihr die Eichenbergische Buchdruckerei und Buchhandlung erworben. Zum Direktor der Zeitschrift, die man nunmehr ‚Frankfurter Gelehrte Anzeigen' taufte, ward der Kriegszahlmeister Merck in Darmstadt bestimmt; vom Januar 1772 an sollte das Blatt in der neuen Form zweimal die Woche erscheinen. Diese Neuigkeit ging in der Tat auch Goethe an, denn hier entstand vielleicht ein Sprechsaal der Jugend, eine

Versammlung der regsamen Geister in diesem Teile Deutschlands! Hier bildete sich vielleicht die Partei, der er sich anschließen konnte!

Der wichtigste Mann für diese künftige Entwicklung war Merck. Er kam nun öfter nach Frankfurt, und gleich nach Weihnachten (1771) machte Goethe durch Schlosser seine Bekanntschaft. Sie gefielen einander. Daß sie bereits zwei gemeinsame Freunde besaßen: Schlosser und Herder, machte sie rasch vertraut. Merck freute sich sogleich an Goethes „Enthusiasmus und Genie", und Goethe war dankbar für den „reichen Abend", den er mit Mercken zugebracht:

Ich war so vergnügt, als ich sein kann, wieder einen Menschen zu finden, in dessen Umgang sich Gefühle entwickeln und Gedanken bestimmen.

Als Merck nach Darmstadt zurückfuhr, nahm er schon die Handschrift des dramatisierten Gottfrieds v. Berlichingen mit: von ihm war ein treffendes Wort darüber zu erwarten.

Merck war acht Jahre älter als Goethe und schon vier Jahre verheiratet. Sein Vater war Apotheker in Darmstadt gewesen; er selber verwaltete unter dem Titel eines Kriegszahlmeisters ein kleines Amt, galt aber schon viel bei den höchsten Personen seiner Heimat; man konnte ihm bei seinen Kenntnissen und Fähigkeiten eine glänzende Zukunft voraussagen: zum Vertrauten eines Fürsten und ersten Minister eines Landes hatte er viele wünschenswerte Eigenschaften. Es mußte ja nicht in Darmstadt selbst sein, wo es zugleich wunderlich und ärmlich zuging, zumal da der Landesherr, der sehr sonderbare Landgraf Ludwig der Neunte, am

liebsten inmitten seiner Soldaten zu Pirmasens als ihr oberster Feldwebel lebte.

Auf Universitäten war Merck bei den Theologen und nachher auch Hofmeister gewesen; er hatte aber, ähnlich wie Goethe, allerlei Wissenschaften und Künste getrieben und war auch später Universalist geblieben. Seine große Neigung zu den Naturwissenschaften und allen Zweigen der Technik zeichnete ihn vor andern Gelehrten aus. Erst recht übertraf er sie durch Kenntnis der bildenden Künste, ihrer Geschichte und ihrer Meister, denn über solche Künste wußten die lateinischen Gelehrten sehr wenig. Wie Schlosser, Herder, Goethe und andere neue Männer war auch er früh mit der englischen Literatur bekannt und von ihr stark beeinflußt worden; doch hatte er auch viel Französisches an sich, wie er denn seiner Frau wegen, die er sich von einer Höhe am Genfer See geholt hatte, oft französisch sprach und schrieb. Überall erwies er sich als ein vortrefflicher Gesellschafter; er wußte zu plaudern, zu scherzen. Aber auch zu spotten, zu lästern und Geschichten zu erzählen, bei denen die Mitmenschen in ihrer Blöße erschienen. Sogleich zeigte er sich jedoch wieder gutmütig und gefällig; immer war er ein hilfswilliger Freund seiner Freunde. Mit guten, weichen Menschen, besonders mit der unverdorbenen Jugend, konnte er, ohne zu heucheln, in ihren Herzenston einstimmen. Immerhin spürte man oft, daß in diesem langen, hagern Manne mit der spitzen Nase und den unruhig-aufmerkenden Augen der Verstand alle andern Seelenkräfte überwog. Er dichtete wohl auch in Versen und Prosa, aber zum Kritiker war er eigentlich ge-

boren; niemals schien seinem forschenden Blicke das Unzulängliche und Fehlerhafte verborgen zu bleiben, und sein Finger traf allemal die Stellen, wo es weh tat — wenn er sonst treffen wollte. Das war auch für ihn selbst eine gefährliche Begabung! Aber gerade jetzt ließ sie ihn zum Herausgeber eines kritischen Blattes geeignet erscheinen. Denn auf einen frisch-fröhlichen Krieg gegen alle alten Mottennester und Spinnweb-Gardinen gingen dessen Unternehmer aus. Merck stand schon in manchen literarischen Verbindungen. Darmstadt war nur ein Städtchen von 9000 Seelen, aber es lag an der großen Straße nach Süden, sah also viele durchreisende Gäste. Und wenn der Landgraf von Hessen für die Schöngeister nichts übrig hatte, so versammelte doch seine Gemahlin, die „große Landgräfin" Karoline, gern gelehrte Männer um sich. Sie war französisch aufgezogen — man kannte ja an deutschen Fürstenhöfen nichts Höheres — stand auch jetzt noch mit Voltaire und Helvetius und den beiden Halbfranzosen Friedrich von Preußen und Friedrich Melchior Grimm in Briefwechsel, aber sie verschloß sich doch auch ihren Landsleuten nicht. Den Professor Wieland aus Erfurt hatte sie sehr freundlich aufgenommen, als er sich ihr im Mai 1771 vorstellte; um dieselbe Zeit kam auch der Preußendichter Wilhelm Gleim aus Halberstadt zu ihr, und ganz vor kurzem hatte sie aus eigenem Antriebe die zerstreuten Oden Klopstocks zusammenschreiben und eine erste Ausgabe davon für ihre Freunde drucken lassen.

An allem höheren Leben der kleinen Residenz nahm Merck lebhaft teil; mit ihren geistig bedeutendsten

Männern: Hofprediger Petersen, Rektor Wenck, Geheimrat Hesse, Leibarzt Leuchsenring, Prinzenhofmeister Leuchsenring usw. war er befreundet. Einen regen Briefwechsel unterhielt er mit Herder, der in Mercks Hause seine Braut gefunden hatte; sie hieß Karoline Flachsland und war die Schwägerin des Geheimen Rats Hesse, der aber zunächst über das Verhältnis noch nichts wissen sollte. Merck machte also den Vermittler zwischen Herder und der heimlichen Braut. Seine Freundschaft mit dem Hofprediger in Bückeburg hatte nun auch zur Folge, daß Dieser ein eifriger Mitarbeiter der ‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen' wurde. Und weiter ergab sich, daß Herder nun über Darmstadt öfters von Goethe hörte und allmählich bemerkte, daß ernsthafte Männer wie Schlosser und Merck etwas aus dem jungen Specht machten.

Zweites Kapitel

Advokat und Wandrer

Spätjahr 1771 bis Mai 1772

An Sachwaltern war in Frankfurt kein Mangel; also wäre von den Prozessen seiner Mitbürger so leicht keiner auf den Schreibtisch des jungen Anfängers Goethe gekommen, wenn er nicht ein Freund und Vetter von andern Rechtsgelehrten gewesen wäre.

Etwa in der sechsten Woche seiner Advokatur erschien ein junger Handwerker als der erste Klient. Er hatte eine gerechte, aber doch auch peinliche Sache, denn er mußte mit seinem eigenen Vater um das elende Mein und Dein kämpfen. Dieser, ein Glasermeister Heckel, hatte vor Jahren eine „Fabrique" von Porzellanwaren angefangen, ohne die Sache zu verstehen. Seine beiden Söhne hatten dann die Porzellan-Kunst im Auslande gelernt und nach der Ausbildung zu Hause gearbeitet. Nach dem Tode des älteren trat der jüngere Sohn in ein Teilhaberverhältnis mit dem Vater. Das Geschäft gedieh aber je länger je schlechter, und man stand vor dem Zusammenbruch, als sich dem Sohne Gelegenheit zu einer vorteilhaften Heirat bot. Um sie zu stande zu bringen, übergab der Vater vor Zeugen dem Bräutigam das alleinige Eigentum am „Porzellanhofe", Geschäft wie Grundstück, und bedang sich nur freien Tisch oder dessen Geldeswert aus. Nach einiger Zeit aber zankte sich der Alte mit dem Sohne und wollte nun wieder den Eigentümer der „Fabrique" spielen. Er leugnete die Abtretung oder ihre Gültigkeit und wandte sich durch seinen Freund, den Prokurator Theiß, an die Obrigkeit; Diese legte dem Sohne den Beweis dafür auf, daß er rechtmäßiger Eigentümer geworden sei. Der Sohn wählte nun den Lizentiaten Goethe zum juristischen Berater und benannte am 16ten Oktober seine Zeugen. Nun ging aber der Vater zu einem neuen Anwalt über, und Das war zufällig Goethes Jugendfreund Max Moors. So kam es, daß in diesem blutig ernsten Kampfe zwischen Vater und Sohn neben ihnen zwei

junge Männer in die Schranken traten, denen es eigentlich um eine erste Kraftprobe zu tun war. Moors stand aber doch schon ein wenig länger in der praktischen Juristerei, sah also spöttisch herab auf den Anfänger Goethe, der nun auch mitreden wollte. Am 16ten Dezember reichte Moors die Klageschrift, die er für den Vater abgefaßt hatte, ein; am 3ten Februar (1772) erwiderte Goethe im Namen des jüngeren Heckel. Er zeigte sich sogleich als Meister in der Frankfurtischen Kampfsprache. Seine Ausführung begann:

Wenn großsprecherischer Eigendünkel das Urteil eines weisen Richters bestimmen und die gehässigste Grobheit eine wohlbegründete Wahrheit umstoßen könnte, so würde durch die letzte gegen mich eingereichte Schrift meine Sache unwiderbringlich vernichtet worden sein. Es ist schwer zu glauben, daß Parteien sich öfter unterstehen sollten, Ew. Wohl- und Hochedelgebornen Gestreng und Herrlichkeiten solches Papier vorzulegen, das unverschämteste Unwahrheit, aufgebrachtester Haß, ausgelassenste Schmähsucht um die Wette zur abscheulichsten Mißgeburt gebildet haben. Mein aufgehetzter Vater läßt sich nun leider so weit herunter, daß er in bemeldter Schrift kein einziges Faktum richtig erzählt, sondern jedes nach einem gewissen willkürlichen, zum Beweisen auserwählten Satz zugeschnitten wird. Die liebloseſten Schilderungen meines Charakters und meiner Handlungen müssen dienen, den Beweis zu stärken, der denn endlich in solchen unziemlichen Ausdrücken geführt wird, daß der Ton der ganzen Schrift dem Ton eines zankſüchtigen, aufgebrachten Weibs gleicht, deren erhitztes Gehirn, unfähig, mit Vernunft und Gründen zu streiten, sich in Schimpfworten erschöpft und, weil sich ihr kein so großer Reichtum darbietet, als sie zur Fortsetzung ihres Grimmes braucht, sich in Schimpfworten wiederholt und wiederholt, dem Teilnehmer zum empfindlichsten Verdruß und denen Zuschauern anfangs zum Gelächter und bald zum Ekel.

Aber auch die frankfurtische Liebe zu Sprichwörtern tat sich in Goethes Aufsatze kund: „Der Rabe schilt die Dohle schwarz." Und ebenso die Liebe zu Vergleichen, wie wir eben denjenigen mit einem keifenden Weibe lasen, womit doch kein Andrer gemeint war als der Kollege und Jugendfreund Moors. Anderwärts ist die Rede von einem mit großem Jauchzen gefundenen Baugrund, der aber nichts als ein zugefrorenes Wasser gewesen: „so muß das darauf errichtete Gebäude durch das geringste Frühlingslüftchen in ein baldiges Grab versinken." Ein dritter Vergleich geht wiederum scharf gegen Freund Moors: „Nachdem sich die verhüllte tiefe Rechtsgelehrsamkeit lange Zeit in Geburtsschmerzen gekrümmt, springen ein paar lächerliche Mäuse von Kompendien-Definitionen hervor und zeugen von ihrer Mutter. Sie mögen laufen!"

Moors blieb seinem alten Freunde keine Grobheit schuldig; auch er war ja ein Nachbar der Sachsenhäuser. Von leerem Geschwätz des Gegners redet er, von dessen geistreichen Tändeleien, von einer durch unzeitigen und faden Witz verkleideten Schmähsucht, von unbesonnenem Stolz, von hochtrabenden Ausdrücken usw. Er bezeichnet Goethe als einen angehenden Juristen, der ein abgesagter Feind von wirklichen Beweisgründen sein müsse, dagegen wohl witzige Häschen zu Freunden und Kollegen habe. Der Gegner habe in seiner Schrift Mäuse auftreten lassen, er dagegen — der Vater Heckel, unter dessen Namen Moors schrieb — habe diese Mäuse durch seinen juristischen Kater abfangen lassen. Sodann sucht er ihm allerlei Unkenntnis und Mißverständnis juristischer Begriffe und Regeln nachzuweisen.

Darauf dann wieder, am 30sten März 1772, Goethe als Sprecher des Sohnes:

Der Zorn meines Vaters ist jetzt zu Schaum und Geifer gestiegen . . . Eben das Register von Schimpfwörtern, was die vorige Schrift charakterisiert, paradiert auch in dieser. Nur mit ein paar neuen gewichtigen gekrönt, über die man sonst mit Leuten, die völlig bei Sinnen sind, nur seines guten Namens wegen Injurienprozesse anfangen muß . . .

Blindgeborenen zum Gesichte zu verhelfen, gehören übermenschliche Kräfte, und Rasende in Schranken zu halten, ist eine Polizeisache.

Am 22sten April fällte der Richter sein Urteil. Er verwies beiden Advokaten „die gebrauchte unanständige, nur zur Verbitterung der ohnehin aufgebrachten Gemüter ausschlagende Schreibart", denn die beiden jungen Männer hatten sogar das einheimische Maß der Grobheit überschritten. Goethe steckte den Tadel ein; der alte Heckel dagegen erklärte, sein Advokat sei gar nicht gewohnt, in der gerügten Sprachweise zu reden; aber der Gegen-Advokat habe zuerst diesen Ton angeschlagen und dadurch sowohl den ausgesprochenen Tadel verdient als auch seinen Gegner genötigt, sich Satisfaktion zu nehmen. In der Sache selbst bekam Goethes Schützling Recht, vielleicht auch, weil Goethe die Geschichte des Streites klarer vorgetragen hatte als der Advokat des verwirrten alten Mannes. Aber der unselige Familienstreit hörte noch nicht auf, und Goethe konnte längere Zeit mit ansehen, daß dem jungen Heckel keineswegs geholfen war.

Seinen zweiten Prozeß führte er für den Metzgermeister Nikolaus Hemmerich. Dieser wollte an sein Haus über dem Torbogen eines Durchgangs ein Ober-

stübchen anbauen, aber seine Nachbarn und auch das städtische Bauamt legten Verwahrung dagegen ein, da dieser Durchgang Gemeineigentum sei. Das war so recht ein Streit, mit dem die Juristen sich viele Jahre beschäftigen können; er war schon vor Goethes Zeit in Gang gebracht; zuerst hatte der Anwalt Dr. Jost Textor Hemmerichs Sache vertreten; er übergab sie seinem Neffen zur Fortsetzung, weil er selber in den Rat gewählt wurde und damit zu den Richtern aufrückte.

Diese ersten Prozesse, die sich bei dem schriftlichen Verfahren und nach alter Gewohnheit sehr langsam hinschleppten, nahmen nur wenig von Goethes Zeit in Anspruch. Die Einnahmen daraus waren ganz kärglich, wenn er sie nicht gar für umsonst führte. Eine Befriedigung durch diese Arbeit verspürte er auch kaum. Wenn er seine Beredsamkeit spielen ließ, mußte er sich selber sagen, daß sie nur für ein schönes Unkraut gelten konnte. Gegen Georg Schlosser erwähnte er einmal, daß er seiner Partei eine mit vieler Energie zu ihrem Gunsten abgefaßte Streitschrift vorgelesen und ihre große Zufriedenheit gefunden habe. Schlosser schüttelte den Kopf. „Du hast dich“ antwortete er „in diesem Falle mehr als Schriftsteller denn als Advokat bewiesen; man muß niemals fragen, wie eine solche Schrift dem Klienten, sondern wie sie dem Richter gefallen kann.“

Goethe gehörte eben in seinem Innern mehr zu den Schriftstellern als zu den Rechtsgelehrten.

Jetzt erschienen zweimal die Woche die neuen

‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen.‘ Mit ihrem Herausgeber Merck den persönlichen Verkehr fortzusetzen, wünschten Goethe und Schlosser; auch waren beide nach Darmstadt eingeladen.

Am 3ten März trafen sie dort ein. Bei Merck hielten sie sich zumeist auf; aber auch in dem Hause des Geheimrats Hesse waren sie viel. Dieser angehende Minister liebte die Wissenschaften; er war bei der Erneuerung der ‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen‘ nicht unbeteiligt gewesen; in seinem Hause ward die Musik im Zusammenspiel fleißig betrieben; auch las der Geheimrat seinen Damen gern vor, etwa den ‚Don Quixote‘ oder ein Stück Shakespeares. Seine Frau hatte er ihrer Schönheit wegen geheiratet; sie stammte aus dem württembergischen Elsaß, nämlich aus Mümpelgard, wo ihr Vater ein kleiner Beamter gewesen war. Recht glücklich fühlte sich die nunmehrige Geheimrätin nicht neben ihrem gelehrten und tüchtigen Manne, der hohe Ansprüche an sie machte und bei aller Liebe zu ihr durch scharfe oder harte Worte ihr oft weh tat, denn sie war sehr weichen Gemüts. Da tröstete sie sich denn manchmal in der vertrauten Aussprache mit ihrer jüngeren Schwester, die seit fünf Jahren mit im Hause wohnte. Wir haben diese Karoline Flachsland als die heimliche Braut Herders schon kennen gelernt. Ein blondes, blauäugiges Mädchen von zweiundzwanzig Jahren, mehr hübsch als schön, sehr schwärmerisch angelegt, bereit zu heftiger Liebe und heftigem Haß, die Tonleiter der Gefühle oft sehr rasch durchlaufend. Gegen ihren Schwager, von dessen Gnade sie lebte, trug sie oft Zorn oder geradezu Haß in sich; lieber heute als morgen

Darmstadt. Mercks Haus und das landgräfliche Schloß

hätte sie das Haus verlassen; aufrecht erhielt sie nur die Hoffnung auf den Herrn Hofprediger in Bückeburg, der eines Tages zurückkehren mußte, um sie vor allen Leuten als seine Auserwählte abzuholen.

Als sie jetzt den Dr. Goethe kennen lernte, fand sie viel Gefallen an ihm, schon weil er mit soviel Liebe und Bewunderung von Herder sprach; aber auch ohnedies hätte sie sich seine Gesellschaft gern alle Tage gewünscht. Darum lobte sie ihn von Herzen, als sie den nächsten Brief an Herder schrieb:

Goethe ist ein gutherziger, munterer Mensch, ohne gelehrte Zierat, und hat sich mit Mercks Kindern soviel zu schaffen gemacht und eine gewisse Ähnlichkeit in Ton oder Sprache oder Irgendwas mit Ihnen, daß ich ihm überall nachgegangen.

Der erste Nachmittag wurde uns verdorben durch ein Trisettspiel[1]) und zwei Leute aus der Stadt. Nur einen Augenblick saßen Goethe, meine Schwester und ich in der Abendsonne, die sehr schön war, gegenüber und sprachen von Ihnen. Er hat sechs Monate in Straßburg mit Ihnen gelebt und spricht recht mit Begeisterung von Ihnen. Ich habe ihn von diesem Augenblicke an recht lieb gewonnen.

Den zweiten Nachmittag haben wir auf einem hübschen Spaziergang und in unserm Hause bei einer Schale Punsch zugebracht. Wir waren nicht empfindsam, aber sehr munter, und Goethe und ich tanzten nach dem Klavier Menuetten. Und darauf sagte er uns eine vortreffliche Ballade von Ihnen her, die ich noch nie gehört: „Dein Schwert, wie ist's von Blut so rot? Edward, Edward!" Er hat sie mir auf meine öftere Bitte den andern Tag nach seiner Rückkunft in Frankfurt, aber ohne Brief, geschickt.

---

[1]) Von tre sette, drei Sieben, Kartenspiel mit 40 L'hombrekarten für 4 Personen.

Herr Schloſſer iſt ein guter, ſehr guter Mann — nur ein wenig zuviel Weltfirnis. Er hat mich ſehr lieb und mehr, dünkt mich's als Goethe, das mir doch leid iſt.

Herder mochte ſich wohl wundern, daß der Knabe Goethe — dem er auf ſeinen ‚Gottfried von Berlichingen' wohl auch endlich ein förderliches Urteil ſchreiben mußte — ſoviel Eindruck auf ſein Mädchen machte. Aber er antwortete doch freundlich-herablaſſend:

Goethe iſt wirklich ein guter Menſch, nur äußerſt leicht und ſpaßenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat. Er war mitunter der Einzige, der mich in Straßburg in meiner Gefangenſchaft beſuchte. Auch glaube ich ihm, ohne Lobrednerei, einige gute Eindrücke gegeben zu haben, die einmal wirkſam werden können.

Wir erinnern uns, daß Goethe nach ſeiner Leipziger und Frankfurter Krankheit in Straßburg erſt recht wieder erſtarkte; dort erſt gewöhnte er ſich an einen friſchen Gebrauch ſeiner Glieder, übte ſich namentlich in tüchtigen Ritten und lernte auf ſolchen Ausflügen die freie Natur in Feld und Wald immer beſſer kennen und lieben. Dieſe heilſame Gewohnheit ſetzte er nach ſeiner Heimkehr fort; bald zum Schlendern und Zeitvertreib, oft aber auch mit freudigem Trotze gegen Hinderniſſe, ſich ermüdend und ſich erheiternd in der Balgerei mit Wind und Wetter, Schnee und Straßenkot. In früheren Jahren hatte er nur in geiſtigen Dingen an höchſte Leiſtungen gedacht; jetzt kam auch das leibliche Kraftgefühl dazu, das Bedürfnis, alles Das auch leiſten und ertragen zu können, was Andere auf ſich

nahmen. Diese Andern, etwa die Bauern oder die Jäger, waren durch ihre Lebensweise von Kindheit her abgehärtet: solche vieljährige Übung mußte bei ihm der Wille ersetzen und der göttliche Geist, der ihn beseelte, also sein Genius.

Wen du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer über's Herz!
Wen du nicht verlässest, Genius,
Wird der Regenwolke,
Wird dem Schlossensturm
Entgegen singen: wie die
Lerche, du da droben!
Wen du nicht verlässest, Genius!

So sang er vor sich hin, in Pindars Art, und lachte des Schneegestöbers und dachte an die „Musen und Charitinnen", die ihren Liebling, den Dichter, überall begleiten, selbst wenn seine schweren Stiefel im Erdschlamm der Landwege patschen.

Umschwebt mich, ihr Musen,
Ihr Charitinnen!
Das ist Wasser, Das ist Erde
Und der Sohn des Wassers und der Erde,
Über den ich wandle,
Göttergleich.

Nun konnte er lachen: Der Kot, der so oft gescholtene Dreck, wird erzeugt von zwei großen Gottheiten, ist „Sohn des Wassers und der Erde!" Der Regen, der ihm ins Gesicht schlug und dem er nicht weichen wollte, ist ja auch die Erscheinung eines Gottes.

Warum nennt mein Lied dich zuletzt?
Dich, von dem es begann,
Dich, in dem es endet,
Dich, aus dem es quoll:
Jupiter Pluvius!
Dich, dich strömt mein Lied,
Jupiter Pluvius!

Nicht immer faßt uns der Vorfrühling so heftig an: zumeist können wir, auch wenn uns noch fröstelt, doch die kommende schönere Jahreszeit schon ahnend genießen. Melancholie und Zuvertrauen vermischen sich.

Ein zärtlich-jugendlicher Kummer
Führt mich in's öde Feld. Es liegt
In einem stillen Morgenschlummer
Die Mutter Erde. Rauschend wiegt
Ein kalter Wind die starren Äste. Schauernd
Tönt er die Melodie zu meinem Lied voll Schmerz.
Und die Natur ist ängstlich-still und trauernd,
Doch hoffnungsvoller als mein Herz.

Auch an den Menschen, die der Natur nahe stehen, kann der Städter, den die lange Stubenhaft eben noch niederdrückte, sich aufrichten.

Gott segne mir den Mann
In seinem Garten dort! Wie zeitig fängt er an,
Ein lockres Beet dem Samen zu bereiten!
Kaum riß der März das Schneegewand
Dem Winter von den hagern Seiten,
Der stürmend floh und hinter sich auf's Land
Den Nebelschleier warf, der Fluß und Au
Und Berg in kaltes Grau
Versteckt — da geht er ohne Säumen,
Die Seele voll von Ernteträumen,
Und sät und hofft.

Mit jeder Woche muß es nun wärmer und heller werden. Nach dem März der unruhige April, nach dem April der liebliche Mai:

Und zu Tänzen
Auf neuen Wiesen schickt
Der Jüngling sich und schmückt
Den Hut mit Bändern. Und das Mädchen pflückt
Die Veilchen aus dem jungen Gras, und bückend sieht
Sie heimlich nach dem Busen, sieht mit Seelenfreude
Entfalteter und reizender ihn heute,
Als er vorm Jahr am Maienfest geblüht,
Und fühlt und hofft.

Das ewige Thema: Lenz und Liebe! Wie stellte er selber sich dazu? Was fühlte und hoffte der junge Mann in ihm? Kein besonderes weibliches Wesen zog ihn jetzt an. In seinen unbestimmten, unfertigen Zustand durfte er noch keine Gefährtin hineinziehen. Aber man fühlt, daß es anders sein sollte. Was wäre das Rechte? Wie sollte man eigentlich leben? Welches sind wohl die glücklichsten Menschen? Die Antwort kostete ihm, der Rousseaus und Herders Lehren aufgenommen hatte, nicht viel Besinnen. Die Wesen, die der Natur am nächsten wohnen, die selber nichts Anderes sind als beseelte Natur, freuen sich ihres Daseins am meisten! Und wer möchte behaupten, daß wir verfeinerten, grüblerischen, bedürfnisreichen Kultur- und Stadtmenschen besser oder notwendiger seien? Ihr Glück und Behagen haben die Naturkinder vornehmlich auch durch ihr Leben im Augenblicke; weder sorgen sie für eine entfernte Zukunft, noch fragen sie ernstlich nach einer Vergangenheit, die weit vor ihren eigenen Erleb-

nissen liegt. Sie nehmen die Hinterlassenschaft ihrer Vorfahren als ein Selbstverständliches hin, ganz so wie Alles, was ihnen Gott gegeben hat: den Erdboden, den Bach, den Wald. Das Erstaunlichste läßt sie nicht erstaunen, weil sie ganz ihrem eigenen Leben hingegeben sind. Im Elsaß hatte Goethe Bauern gesehen, die zwischen römischen Altertümern ihr Dasein führten und diese Kunstwerke und Inschriften kaum je beachteten. So las er es ja auch in dem schönen Gedicht ‚The traveller' von Goldsmith:

As in those domes where Caesars once bore sway,
Defaced by time and tottering in decay,
There in the ruin, heedless of the dead,
The shelter-seeking peasant builds his shed.

Jener Engländer schilderte auch das Glück dieses Bauern, der sich in den Ruinen der Caesaren gleichsam einnistete. Des Morgens erhebt er sich von kurzem, festem Schlafe; die Morgenluft erfrischt ihn; sein Liedchen summend, geht er seiner Arbeit nach, ohne zu grübeln, warum er sie tut, denn Alle um ihn herum leben ja ebenso, und von den Vorfahren weiß man es auch nicht anders. So pflegt er seine Felder und sein Vieh den Tag hindurch.

At night returning, every labour sped,
He sits him down, the monarch of a shed;
Smiles by his cheerful fire, and round purveys
His children's looks that brighten at the blaze;
While his loved partner, boastful of her hoard,
Displays her cleanly patter on the board,
And haply too some pilgrim, thither led,
With many a tale repays the nighty bed.

„Some pilgrim“: in diesen Wandrer, den das Bedürfnis nach Rast in des Landmanns Hütte führte, dachte sich Goethe hinein. Und in ihm entstand ein neues Gedicht, kein betrachtendes wie jenes englische, sondern nach seiner Art ein dramatisches, ganz Leben, Anschauung und Empfindung. Erhitzt und durstig sieht er sich auf sandigem Wege dahinziehn: da erblickt er an einer Wegbiegung ein braunes Weib, das ein Kindchen im Arm hat:

Gott segne dich, junge Frau,
Und den saugenden Knaben
An deiner Brust!
Laß mich an der Felsenwand hier
In des Ulmenbaumes Schatten
Meine Bürde abwerfen,
Neben dir ausruhn.

Sie kommen ins Gespräch; er begehrt einen Trunk; da muß sie ihn noch höher den Berg hinanführen: zu ihrem Brunnen und ihrem Häuschen. Staunend folgt er, denn hie und da, links und rechts vom Pfade bemerkt er Überreste von Bauten des Altertums: einen Säulenschaft, in dessen Rillen das Moos wächst, eine Inschrift zu Ehren der Venus, und Anderes mehr. Sie erreichen die Wohnstätte: wahrhaftig! diese Hütte ist eingebaut in den Trümmern eines Tempels! Wie ein Märchen kommt es ihm vor, und, nachdem die Frau ihm schon Wasser geschöpft, indes er ihr schlafendes Kindchen gehalten, fragt er noch: „Ihr wohnet hier?“ Sie aber findet nichts Merkwürdiges daran! „Hier zwischen das Gemäuer her“ antwortet sie:

Die Hütte baut' mein Vater noch
Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.
Hier wohnen wir.
Er gab mich einem Ackersmann
Und starb in unsern Armen.

Im Sprechen sieht sie, daß ihr Knäbchen aufgewacht ist und spielen will, und sogleich vergißt sie sich und den Fremden und hat nur für ihr Kindchen noch Augen und Ohren. Der Wandrer aber muß die Allmutter Natur anbeten:

Natur, du ewig Keimende,
Schaffst Jeden zum Genuß des Lebens!
Deine Kinder all
Hast mütterlich mit einem
Erbteil ausgestattet,
Einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' am Architrav,
Unfühlend, welchen Zierat
Sie verklebt.
Die Raup' umspinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut.
Und du flickst zwischen der Vergangenheit
Erhabene Trümmer
Für dein Bedürfnis
Eine Hütt', o Mensch!
Genießest über Gräbern!

Dann wendet er sich zum Gehen, obwohl die Frau ihn auffordert, ihren heimkehrenden Mann zu erwarten und mit ihnen das Abendbrot zu essen. Nein, er will nicht erst noch den Mann beneiden, dem dieses Stückchen Welt gehört. Zwar zu seinem Ziele sind es noch gut drei Meilen, aber er will den weiten Weg nicht scheuen.

O leite meinen Gang,
Natur, des Fremdlings Reisetritt,
Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandele.
Leit' ihn zum Schutzort, vom Nord geschützet,
Wo dem Mittagsstrahl ein Pappelwäldchen wehrt.
Und kehr' ich dann am Abend heim
Zur Hütte, vergüldet
Vom letzten Sonnenstrahl,
Laß mich empfangen solch' ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

Im Anfang April war er wieder in Darmstadt bei Merck, diesmal allein. Wiederum hielt er sich viel zu den Damen des Geheimen Rats Hesse. Er las ihnen aus seinem ‚Gottfried v. Berlichingen‘ vor, und die Flachsland erklärte den Knaben Georg, der schon ein Ritter sein möchte, für ihren Liebling. Auch das neue Gedicht von der Bauern-Hütte in Tempelruinen trug er vor: es entzückte die Zuhörerinnen. Nach der einen Figur darin und weil er diesmal zu Fuß nach Darmstadt gekommen war, nannten sie ihn jetzt den „Wandrer“; er ließ sich den Namen gern gefallen.

Zwar in dem Sinne, wie er selber den großen Shakespeare einen Wandrer genannt hatte, durfte er das Wort sich nicht zueignen, obwohl auch ihm oft dünkte, daß er viel gewaltigere Schritte mache als andere Leute und die vorigen Zustände gar schnell und weit hinter sich zurücklasse. Nein, Wandrer mußte er namentlich deshalb heißen, weil er noch nicht im

rechten Berufe zu Hause war, weil er unterwegs Belehrung und Freude suchte, so lange unterwegs, bis ihm sein Ziel vor Augen trete.

Auch Spaziergänge machte er mit Friederike Hesse und Karoline Flachsland. Im Bessunger Walde zeigten sie ihm, was sie den einzigen romantischen Ort der Gegend nannten: zwei Teiche, ein Bächlein, ein Hügel und einige Felsen fanden sich hier nahe beisammen. Eines Tages überfiel sie im Walde ein tüchtiger Regen;

Goethes Vaterhaus

sie suchten unter einem großen Baume Schutz, und Goethe deklamierte ein Gedicht Shakespeares, das Herder übersetzt hatte: „Wohl unter grünen Baumes Dach . . .“ Als sie nun immer vertrauter wurden, forschten ihn die Schwestern aus, wie es denn mit seinem Herzen stehe. Mit inniger Teilnahme hörten sie, daß er ein Mädchen sehr geliebt habe und von ihr verstoßen worden sei, weil ein Andrer kam, der ihr besser paßte. Nach dieser Erfahrung — so war ihr Eindruck — könne er wohl auf Jahre hinaus nicht wieder für ein weibliches Wesen erglühen: „dazu liegt

noch zu viel Asche von seiner ersten Liebe in seinem Herzen."

Sie erzählten ihm auch von ihrem Leben, von ihren Freunden und Freundinnen. Zwei Mädchen von Adel rühmten sie besonders: Henriette v. Roussillon und Luise v. Ziegler. Die Roussillon war Hofdame bei einer in Darmstadt wohnenden Herzogin von Pfalz-Zweibrücken; trotz ihrer Jugend wankte sie schon dem Grabe zu; aber an den schmerzlosen Tagen, die sie doch auch hatte, zeichnete sie sich durch Geist und Witz und

Das Schloß in Darmstadt

Güte aus. Mit Merck, der viel auf sie hielt, war sie oft zusammen. An das gewöhnliche Liebesglück durfte sie nicht denken; desto inniger pflegte sie die Freundschaft mit gleichgestimmten Männern, Frauen und Mädchen: eine zärtliche, schwärmerische Seelenfreundschaft. Goethe lernte die kränkelnde Hofdame jetzt kennen, und sie begrüßte Mercks Freund wie einen eigenen.

Luise v. Ziegler dagegen sah er noch nicht; sie lebte bei der ältesten Tochter des Darmstädtischen Fürstenpaares, der seit kurzem vermählten Landgräfin Karoline von Homburg. Auch Fräulein Ziegler neigte, obwohl

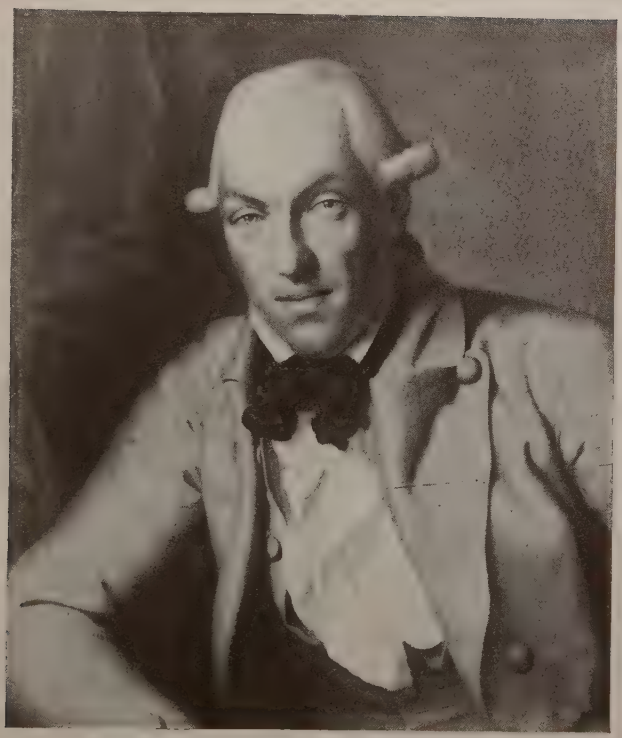
sie nicht ans Sterben zu denken brauchte, zur Schwärmerei; namentlich liebte sie — eben weil sie Hoffräulein war und dies Dienerinnen-Leben oft satt hatte — die Natur, nämlich was sich junge Mädchen von der Natur auswählen: die Hütte im Grünen, das Veilchenpflücken und die Hirtenschalmei. Eine Zeit lang besaß sie ein weißes Schäfchen, mit dem sie spazieren ging und ihre Mahlzeiten teilte; später wandte sie ihr Herz einem Hündchen zu. In ihrem Garten legte sie sich an einer Stelle ihr Grab, an einer andern einen Thron an; an traulichen Lauben fehlte es auch nicht. In einem Häuschen am Walde zu leben, mittags auf einer Rasenbank aus einer irdenen Schüssel Erdbeeren, Milch und Brot zu essen: Das schien dem Fräulein das Rechte. Merck nannte sie ein zartes, in Empfindung zerfließendes Mädchen, die ihre Freunde und den Mond knieend verehre und deren ganze Seele so rein sei wie neuer Schnee. Aber heiraten wollte sie doch auch, zumal da sie überzeugt war, daß viele junge Männer sie heiß begehrten: solche, die sie jetzt schon kannte, und solche, denen sie künftig begegnen würde. Diese Armen! Von ihnen allen konnte sie doch nur einen glücklich machen! Sie zögerte noch, ehe sie die Mehreren zurückstieß, und war selig genug im Kultus der Empfindsamkeit und Seelenfreundschaft. Mit Henriette v. Roussillon und Karoline Flachsland hatte sie einen zärtlichen Bund geschlossen; sie selber trug darin den Namen Lila, die Roussillon ward Urania genannt, die Flachsland Psyche. Die drei Freundinnen liebten sich um so mehr, weil sie oft getrennt von einander leben mußten, denn die Herrinnen der beiden Fräuleins suchten bald die eine, bald die

andere der kleinen hessischen Residenzen auf. Jede solche Trennung, möchte man sagen, brachte die Freundinnen einander näher. Heute sei sie zu Merck gerufen worden, schreibt die Flachsland am 6ten Februar 1772 an Herder, als sie ihre „Lila" erwähnte.

Sie war da, Abschied zu nehmen, und ich in meinem Herzen, das nichts als Tränen hatte, ging hinüber. Wir waren munter, versprachen uns, zu schreiben, und nahmen Abschied. Sie war zum Ersticken bewegt, da ich unterdessen weinen konnte, und ihre Augen schienen, wie einer Sterbenden, in den Himmel zu wollen.

Solche Empfindsamkeit und Gefühlswollust zeigt sich in allen Zeitaltern am stärksten bei Jungfrauen und Jünglingen von edlerer Art. Sie ist zumeist mit Idealismus, oft auch mit sittlichem Rigorismus oder Fanatismus verbunden; sie heftet sich an hohe Worte und Begriffe wie Gott, Tugend, Unsterblichkeit, Ehre, Freiheit, Freundschaft. Wenn wir hier in Darmstadt junge Menschen im Gefühls-Kultus schwelgen sehen, so erinnern wir uns, daß sie die Oden und den ‚Messias' von Klopstock, die Romane von Richardson und Rousseau, die Nachtgedanken von Young, die anakreontischen Gedichte von Gleim und Georg Jacobi gelesen hatten, und daß diese Mädchen in der Nähe von geistig regsamen Männern lebten, deren Gespräche sie immer wieder aus der Alltäglichkeit hinausführten. Einer unter den Darmstädter Gelehrten, der Prinzen-Hofmeister Franz Michael Leuchsenring, machte sich geradezu zum Apostel der Empfindsamkeit. Dieser junge Mann war sozusagen zum Missionar geboren; er sah seine Mitmenschen nicht ohne Grund für Heidenvolk an und glaubte sich be-

rufen, unter diesen Heiden die von Gott Auserkorenen zu erkennen, sie im Guten zu ermuntern und zu heimlichen Gemeinden zusammenzuschließen. Die Religion, der er diente, war eben die Empfindsamkeit und sodann die Seelenfreundschaft der Empfindsamen. Diese seltenen Menschen, die auch auf leise Reize antworten, die alle Freuden und Leiden der Seelen zugleich zart und stark erleben und nachfühlen, bedeuten sie nicht einen Adelsstand unter den grobkörnigen, stumpfsinnigen, dickfelligen, hartschädligen, oberflächlichen Angehörigen des großen Haufens? Müssen nicht diese Edleren miteinander bekannt werden, um sich gegenseitig zu genießen oder auch in der Vereinigung gegen das rohe Volk besser zu verteidigen? Bedürfen sie nicht eines Sendboten, der in immer neuen Orten die Feinfühligen auffindet und dem Bunde zuführt? Einen Vermittler, bei dem ihre Briefe zusammenlaufen? Jetzt war Leuchsenring auf solcher Entdeckungsreise in der Schweiz, aber Goethe hatte ihn bei seinem ersten Besuche in Darmstadt mit Augen gesehen. Nun hörte er viel von ihm erzählen, und jetzt bemerkte Goethe auch, daß er hier einen kleinen freien Verein der Zarten und Zärtlichen vor sich hatte, zu dem er selber schon halb gehörte. Vor einem Jahre war Gleim in Darmstadt gewesen. „Merck, Leuchsenring und ich" schrieb damals die Flachsland, „schlangen uns in einer Ecke des Fensters um den alten, guten, sanften, munteren, ehrlichen Vater Gleim und überließen uns unserer vollen Empfindung der zärtlichsten Freundschaft. Er weinte eine Freudenträne, und ich, ich lag mit meinem Kopfe auf Mercks Busen; er war außerordentlich gerührt, weinte mit, und



Johann Heinrich Merck 1772

Gemälde von Hans Strecker Im Besitze von Frau Merck-Bucherer in Jugenheim

Sophie v. La Roche

Nach dem Gemälde von Langenbeck

Aus dem **Corpus imaginum** der Photographischen Gesellschaft, Charlottenburg

— ich weiß nicht Alles, was ich getan." Der Vater Gleim — er hieß noch ein Menschenalter lang der Vater Gleim — zählte damals 52 Jahre; den jungen Goethe durften die Mädchen nicht so rasch umhalsen; aber er bemerkte wohl, daß sie auch von ihm glaubten wie vom alten Gleim: „Er ist zur Freundschaft gemacht, und was er sagt, ist redlich."

Als Goethe diesmal von Darmstadt fortging, begleitete ihn Merck, oder aber Merck folgte ihm wenige Tage später. Zu eben dieser Zeit erschien auch Sophie v. La Roche in Frankfurt, die berühmteste oder genauer: die einzige berühmte Schriftstellerin der Deutschen. Auch diese Dame war groß in der Empfindsamkeit; ja, sie konnte für die Führerin alles sentimentalen weiblichen Publikums gelten, für die schönste der schönen Seelen. Merck hatte schon seit einiger Zeit mit ihr im Briefwechsel gestanden; jetzt sollte er sie von Angesicht kennen lernen, und Goethe wurde nun bei der Dame eingeführt.

Von Gestalt war sie groß, und in Schultern und Hüften breit. Sie zählte 42 Jahre, war die Gattin eines kurtrierischen Geheimen Konferenzrats und Mutter von zwei Söhnen und zwei halb erwachsenen Töchtern, von denen sie die ältere, Maxe, bei sich hatte. Man kannte ihre nahe Verwandtschaft mit Wieland, wußte auch, daß sie in ihrer Jugend von diesem Vetter angeschwärmt worden war. Später, als verheiratete Frau, hatte sie zufällig mit Wieland in derselben schwäbischen Gegend gelebt und gute Freundschaft gehalten; als dann Wieland seine Heimat verließ, um Professor in Erfurt

zu werden, blieben die Beiden in einem lebhaften Briefwechsel. Vor kurzem hatte nun der berühmte Dichter Wieland seine Freundin und Base in die Literatur eingeführt. Ihr erstes Werk war 1771 in zwei Bänden bei Wielands Verleger Reich herausgekommen. Es hieß: ‚Geschichte des Fräulein v. Sternheim. Von einer Freundin derselben aus Originalpapieren und andern zuverlässigen Quellen gezogen, herausgegeben von C. M. Wieland.'

Dies Buch machte die Verfasserin mit einem Schlage berühmt. Es gab ja so wenige gute deutsche Romane. Dieser aber hatte vor allen, selbst vor den englischen des Richardson, den großen Vorzug, daß er von einer Frau geschrieben war, so daß man hier zum ersten Male Gewähr dafür hatte, die inneren Erlebnisse eines edlen, tugendhaften, liebenden, der Versuchung ausgesetzten weiblichen Wesens in zuverlässiger Weise berichtet zu sehen. Die meisten Leser hielten nun ferner die Heldin des Buches und die Verfasserin für eine Person und glaubten, daß sehr viele Vorgänge des Romans nach wirklichen Erfahrungen geschildert seien. Jedenfalls gewann die edle Sternheim-La Roche das größte Ansehen und entzückte alle „fühlbaren" Leser und Leserinnen. Hier bot sich ihnen ein „ganzes Ideal von einem Frauenzimmer: sanft, zärtlich, wohltätig, stolz, tugendhaft und betrogen." Selbst für den kritischen Herder war die Sternheim „ein Engel vom Himmel, der uns Glauben an die Tugend durch sich selbst predigt"; er fand hier „mehr als ‚Clarisse'", und die Briefe „aus dem Bleigebürge" waren ihm rührender als das Buch Hiob. In den ‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen'

wurden nach dem Erscheinen des zweiten Teiles alle Rezensenten, die am ersten gemäkelt hatten, zurückgewiesen: „Die Herren irren sich, wenn sie glauben, sie beurteilen ein Buch: es ist eine Menschenseele."

Vor diese „Menschenseele", diese empfindsame Sternheim wurden also jetzt Merck und Goethe durch die Gnade des Himmels geführt, und sie fanden: eine Französin, eine ausgelernte Hofdame, eine Meisterin der Konversation, des tadellosen Benehmens, der verbindlichen Worte und des kalten Herzens. Diese deutsche Dichterin, die in Schwaben aufgewachsen war, sprach besser französisch als deutsch, wie sie denn auch ihre Briefe an den deutschen Dichter Wieland fast stets in der vornehmen Gesellschaftssprache schrieb. Aber freilich, ganz gallisiert war sie nicht; in allen moralischen Dingen hielt sie zu den Engländern, von denen sie ja auch die Sentimentalität gelernt hatte. Was ihre Religion anging, so war die deutschfranzösische Engländerin Protestantin und Katholikin zugleich. Protestantisch war sie erzogen, an einen Katholiken verheiratet; sie hielt sich zur römischen Kirche, ohne überzutreten. Hier in Frankfurt war der Dechant Dumeiz von St. Leonhard ihr bester Freund. Seit einem Jahre wohnte sie mit ihrer Familie in Tal-Ehrenbreitstein bei Koblenz, also nahe genug bei Frankfurt. Und jetzt wollte sie nach Darmstadt weiter fahren, um sich dort bei Hofe vorzustellen; Merck bereitete seine Frau auf diesen Gast vor, denn es war schon ausgemacht, daß sie in seinem Hause wohne.

Mme de la Roche est une femme du grand monde, qui a les manières les plus nobles. Elle parle mieux

français qu'allemand, et son esprit passe avec une facilité surprenante de la conversation la plus réflective aux attentions les plus légères, qu'il faut à ceux qui nous environnent. Elle prend son masque d'insensibilité comme elle veut; elle sait aussi le déposer, quand elle veut.

Merck hatte in seinem Zimmer ein Ölbild, das eine Susanna, also ein nacktes badendes Weib, darstellte: es mußte entfernt werden, damit die tugendhafte Besucherin keinen Anstoß nehme. Übrigens wollte Frau v. La Roche ihre fünfzehn- oder sechzehnjährige Tochter Maximiliane auch nach Darmstadt mitnehmen.

Es war im Plane gewesen, daß auch Goethe zur selben Zeit mit der großen Dichterin das geliebte Darmstadt wieder besuchen sollte. Jetzt aber, wo er dieses Gegenbild der Sternheim kannte, wollte er doch lieber noch ein wenig warten. Dagegen war er sehr willig, jetzt sogleich mit nach Homburg zu fahren, wo Merck dem jungen landgräflichen Paare aufwarten wollte. Es ward eine fröhliche Reise, und Merck fing in diesen Tagen an, „ernstlich verliebt" in Goethe zu werden. „C'est un homme comme j'en ai rencontré fort peu pour mon cœur" schrieb er seiner Frau. Die kleine Residenz Homburg war ein neuer, regelmäßig angelegter, angenehmer Ort. Die Herrschaft, der auch Goethe vorgestellt wurde, zeigte sich sehr freundlich. Die Herrin dieses kleinen Ländchens war eine Schwester der russischen und der preußischen Kronprinzessin; der Landgraf ein recht wohlmeinender Herr, den sein Stottern noch menschlich näher brachte. Da er stolz auf seine neuen Park-Anlagen war, so ließ er diese beiden Kunst- und Naturfreunde in einem Hofwagen

Bei Homburg v. d. Höhe

darin herumfahren. Sie konnten seine Schöpfung ehrlich bewundern: ein Stückchen malerische Märchenwelt!

In dieser schönen kleinen Residenz befand sich jetzt auch Fräulein v. Roussillon und namentlich auch ihre Herzensfreundin Luise v. Ziegler. Goethe ward also der berühmten Lila zugeführt: sie hatte schon viel über ihn gehört und gelesen, nun freute sie sich seiner Gegenwart. Zumal da sie fast immer nach solchen geistigeren Menschen hungerte. „Sie lebt sehr einsam in Homburg" hatte Karoline über sie an Herder geschrieben, „und Das macht ihr Herz so gepreßt und voll, daß sie sich an jeder guten Seele, die sie findet, ordentlich wie anklammert." Es war also für sie alle ein Festtag; am schönen Frühlingstage in der lieblichen Landschaft kam es wie ein Rausch über sie. So hatte sich Klopstock unter den schweizerischen Freunden einst selig gefühlt, als das Schiff sie über den Züricher See trug:

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht,
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt. —
— — — — — — — — — — — — — — —

Jetzo nahm uns die Au in die beschattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt:
Da, da kamst du, o Freude,
Volles Maßes auf uns herab!

Göttin Freude, du selbst! Dich, wir empfanden dich!
Ja, du warest es selbst, Schwester der Menschlichkeit,
Deiner Unschuld Gespielin,
Die sich über uns ganz ergoß!

Sie kannten alle diese Ode: Merck und Goethe, die Roussillon und die Ziegler; sie erinnerten sich, wie der schwärmende Jüngling Klopstock inmitten des schönsten Glücks seiner fernen Freunde gedenkt und sie herbeisehnt:

O so bauten wir hier Hütten der Freundschaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schattenwald
Wandelt' uns sich in Tempe,
Jenes Tal in Elysium!

Wozu die Bedingungssätze? fragte Goethe, entzückt von dem Schönen und Lieben, das ihn umgab. Wozu dies „Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich ferne liebt?" Braucht es denn mehr als des kleinsten Kreises? Laßt uns im Augenblicke leben!

Uns gaben die Götter
Auf Erden Elysium!

Mit diesem Ausruf bildete sich in ihm ein Gedicht; für die Roussillon schrieb er es auf, sie zärtlich anredend:

Wie du das erste Mal
Lieb-ahndend dem Fremdling
Entgegentratst
Und deine Hand ihm reichtest,
Fühlt' er Alles voraus,
Was ihm für Seligkeit
Entgegen keimte.
Uns gaben die Götter
Auf Erden Elysium!

Dann dachte er der neuen Begegnung in Homburg, als zuerst Merck, der ältere Freund, von den beiden Fräulein so lieblich empfangen ward:

Wie du den liebenden Arm
Um den Freund schlangst,
Wie ihm Lilas Brust
Entgegen bebte,
Wie ihr, euch rings umfassend,
In heiliger Wonne schwebtet,
Und ich, im Anschaun selig,
Ohne sterblichen Neid
Darneben stand:
Uns gaben die Götter
Auf Erden Elysium!

Es dauerte ja kaum Viertelstunden, so war auch er ganz aufgenommen und zugehörig:

Wie durch heilige Täler wir,
Händ' in Hände, wandelten
Und des Fremdlings Treu
Sich euch versiegelte,
Daß du dem liebenden,
Stille sehnenden
Die Wange reichtest
Zum himmlischen Kuß:
Uns gaben die Götter
Auf Erden Elysium!

Nun aber stand die Trennung bevor:

Wenn du fern wandelst
Am Hügelgebüsch,
Wandeln Liebesgestalten
Mit dir den Bach hinab.
Wenn mir auf dem Felsen
Die Sonne niedergeht,
Seh' ich Freundegestalten
Mir winken durch
Wehende Zweige
Des dämmernden Hains;
Uns gaben die Götter
Auf Erden Elysium!

Er redete Uranien an, aber ihre gesündere, dem Leben zugewandtere Freundin drängte sich doch noch kräftiger vor seine Einbildung, zumal wenn er das erhoffte Wiedersehn sich ausmalte:

Seh ich, verschlagen
Unter schauernden Himmels
Öde Gestade,
In der Vergangenheit
Goldner Myrtenhains-Dämmerung
Lilan an deiner Hand,
Seh mich schüchterner
Eure Hände fassen,
Bittend blicken,
Eure Hände küssen,
Eure Augen sich begegnen,
Auf mich blicken, seh ich,
Werfe den hoffenden Blick
Auf Lila: sie nähert sich mir,
Himmlische Lippe!
Und ich wanke, nahe mich,
Blicke, seufze, wanke:
Seligkeit! Seligkeit!
Eines Kusses Gefühl!
Mir gaben die Götter
Auf Erden Elysium!
Ach warum nur Elysium?

Ja, warum nur ein Traumbild? Die Küsse und Umarmungen waren bei diesen edlen Schwärmerinnen so gar teuer nicht; aber auch die Küsse und Händedrücke behielten noch etwas Unwirkliches. Durfte der junge Mann auch Ernst machen und die zarte Freundin zur Braut und Gattin begehren? Der bürgerliche Advokat die adlige Tochter des gothaischen Kammerherrn? Nein, er durfte nicht; auch von sich aus nicht

Goethe war ja nur ein Wandrer, für diese Mädchen ein vorbei wallender Pilgrim, und er gefiel sich in dieser Rolle. Es ist gar schön, wenn solche guten Seelen in der Ferne nach einem Verschwundenen seufzen: Ach, warum ist er gegangen! Wäre er doch wieder da!

Ende April erschien er in Darmstadt. Lila kam nun auch dahin, die La Roche aber war wieder abgezogen. Uber sie ward viel gesprochen. Karoline Flachsland war noch ganz erregt: „Stellen Sie sich vor, wie uns auf den Kopf geschlagen wurde!“ rief sie aus. „Es war wohl unsere Schuld, daß wir uns ein zu großes Ideal gemacht, aber auf diese feine, zierliche Frau, diese Hofdame konnten wir wirklich nicht gefaßt sein. Eine Frau nach der Welt, mit tausend kleinen Zieraten. Eine Frau von Witz, von sehr feinem Verstand, aber keine Spur von der Sternheim! Sie tritt sehr leicht auf, wirft Jedem, wenn sie will, einen Kuß mit der Hand zu; ihre schönen schwarzen Augen sprechen rechts und links und überall. Und ihr Busen wallt noch so hoch, so jugendlich! Kurz, sie hat uns mit ihrer allzuvielen Koketterie und Repräsentation gar nicht gefallen. Mir hat sie etliche Mal mit einem recht silbernen Ton, den ich den Ton ihres Herzens nannte, gesagt, daß sie mich liebte, daß ich ihr gefiele, und ich sollte so bleiben. Aber mich dünkte, es war ein Almosen, und ich hörte ihren Silberton, der mich so rührte, nachher noch gar zu oft. Was für eine Leichtigkeit, mit Menschen umzugehen! Ach nein, sie

ist keine Sternheim. Sie ist ganz ein Geschöpf des leichtfertigen Wielands!"

Goethe hörte dem zornigen Mädchen mit Vergnügen zu; auch er schalt auf die berühmte Dichterin. Er ist „aufgebracht wie ein Löwe gegen sie": so drückte es Karoline gegen Herder aus. Um so inniger waren die jungen Leute jetzt wieder mit einander zufrieden; sie waren unberühmte Menschen, aber ihre Herzen waren warm und ihre Wangen erröteten von Blut; es war keine aufgetragene Schminke.

Sie spielten jetzt ein neues Spiel zur Unterhaltung der ach so gern schwärmenden Herzen: Karoline hatte sich draußen im Walde, an der „einzigen romantischen Stelle" einen Fels und Hügel ausgewählt, den sie nun ihr Eigentum nannte und als solches besuchte und liebte. Sie führte den Gast wiederum dahin, und sogleich eignete sich Goethe einen anderen Felsen an, einen „großen, prächtigen", wie Karoline sagte; „es kann aber Niemand darauf als er allein." Am nächsten Tage ging er allein zu diesem seinem Felsen und meißelte seinen Namen hinein. Und weihte ihn nach Dichterart:

Veilchen bring' ich getragen,
Junge Blüten zu dir,
Daß ich dein moosig Haupt
Ringsum bekränze,
Ringsum dich weihe,
Felsen des Tals!

Sei du mir heilig!
Sei den Geliebten
Lieber als andre
Felsen des Tals!

Ich sah von dir
Der Freunde Seligkeit,
Verbunden Edle
Mit ew'gem Band.

Ich irrer Wandrer
Fühlt' erst auf dir
Besitztumsfreuden
Und Heimatsglück.

Da, wo wir lieben,
Ist Vaterland!
Wo wir genießen,
Ist Hof und Haus!

Schrieb meinen Namen
An deine Stirn:
Du bist mir eigen
Und Ruhesitz.

Und aus dem fernen
Unlieben Land
Mein Geist wird wandern
Und ruhn auf dir.

Sei du mir heilig!
Sei den Geliebten
Lieber als andre
Felsen des Tals!

Diese Geliebten standen ihm deutlich vor Augen. Sie werden sich hier wiederum einfinden, und er muß fern von ihnen leben. Werden sie dann seiner noch gedenken? Von der Einen weiß er, daß sie den ihr bestimmten Jüngling, ihren Herder, herbeisehnen wird. Hat sie dann auch einen Seufzer für den Pilger Goethe? An diese Eine sandte er seinen Fels-Weihegesang:

Ich sehe sie versammelt
Dort unten um den Teich:
Sie tanzen einen Reihen
Im Sommer-Abendrot,
Und warme Jugendfreude
Webt in dem Abendrot.
Sie drücken sich die Hände
Und glühn einander an.

Und aus den Reihen verlieret
Sich Psyche zwischen Felsen
Und Sträuchen weg. Und trauernd
Um den Abwesenden
Lehnt sie sich über den Fels.
Wo meine Brust hier ruht,
An das Moos mit innigem
Liebesgefühl sich
Atmend drängt,
Ruhst du vielleicht dann, Psyche!

Trüb blickt dein Aug'
In den Bach hinab,
Und eine Träne quillt
Vorbei gequollnen Freuden nach.
Hebst dann zum Himmel
Dein bittend Aug',
Erblickest über dir
Da meinen Namen.
„Auch Der!"

Nimm des verlebten Tages Zier,
Die bald welke Rose von deinem Busen,
Streu die freundlichen Blätter
Über's düstere Moos:
Ein Opfer der Zukunft!

Noch einige schöne Tage verlebte Goethe hier, in der „Gemeinschaft der Heiligen", wie man halb im Scherze, halb im Ernste sagte. Karoline Flachsland sah ihn und ihre Lila oft darauf an, in welcher Art sich die Beiden wohl liebten. „Wenn Goethe von Adel wäre", schrieb sie Herdern, „so wollte ich, daß er sie vom Hof wegnähme, wo sie auf die unverantwortlichste Art verkannt wird. Aber so geht's nicht. Goethe ist ein äußerst guter Mensch, und sie wären sich einander wert."

„Er ist wahrhaftig ein äußerst guter Mensch" wiederholte sie, als sie dem Geliebten am 8en Mai berichtete, daß Goethe nun wieder fort sei. „Mit einem Kuß und Tränen im Herzen bin ich von ihm geschieden." Diesmal waren sie besonders tief gerührt, denn sie nahmen Abschied auf viele Wochen: Goethe wollte oder sollte demnächst ein Vierteljahr in Wetzlar verbringen.

Sein Weg nach Wetzlar führte über Homburg. Frühmorgens rollte sein Wagen am Städtchen vorbei; er schaute nach dem Turm aus, wo Luise v. Ziegler wohnte. Schlechtes Wetter aber nahm jede Aussicht weg. Um so deutlicher standen die Erinnerungen vor seiner Seele; auch zu dieser Freundin sprach er nun in freien Versen seine schwärmende Liebe aus:

Morgennebel, Lila,
Hüllen deinen Turm um.
Soll ich ihn zum
Letzten Mal nicht sehn?

Doch mir schweben
Tausend Bilder
Seliger Erinnerung
Heilig warm um's Herz:
Wie er so stand,
Zeuge meiner Wonne,
Als zum ersten Mal
Du dem Fremdling
Angstlich-liebevoll
Begegnetest
Und mit einem Mal
Ew'ge Flammen
In die Seel' ihm warfst.

Zische Nord
Tausend-Schlangenzüngig
Mir um's Haupt!
Beugen sollst du's nicht!
Beugen magst du
Kind'scher Zweige Haupt,
Von der Sonne
Mutter-Gegenwart geschieden.

Allgegenwärt'ge Liebe,
Durchglühst mich,
Beutst dem Wetter die Stirn,
Gefahren die Brust!
Hast mir gegossen
In's früh welkende Herz
Doppeltes Leben:
Freude zu leben
Und Mut.

Drittes Kapitel

Wetzlar

Sommer 1772

Wetzlar war die Stadt des Reichskammergerichts; viele junge Juristen gingen auf ein Semester oder ein Jahr dorthin, um sich in ihrer Wissenschaft fortzubilden und wertvolle Bekanntschaften anzuknüpfen. Namentlich hielten es die adligen Rechtsbeflissenen so und solche aus dem reichen Bürgerstand, die sich gleichfalls auf hohe Stellen in kaiserlichem oder fürstlichem Dienste Hoffnung machen durften. Manche betrieben dann ähnliche Studien auch bei der Reichsversammlung in Regensburg und beim kaiserlichen Hofgericht zu Wien; danach konnten sie für vollkommene Kenner der deutschen Reichsverfassung gelten. Der alte Rat Göthe hatte auch einst in Wetzlar fleißig gelernt; er sandte nun seinen Sohn dahin, in dem er ja immer seine verbesserte Ausgabe sah, und vertraute, daß Wolfgang in dieser Hochburg der Juristerei mehr Liebe zum Fach gewinne, als er bisher zu erkennen gab.

Das Reichskammergericht bestand seit 1495; nach Wetzlar war es im Jahre 1693 verlegt worden, als seine vorige Stätte, Speyer, von den Franzosen verwüstet wurde. Es war der oberste Gerichtshof für alle Rechtsstreitigkeiten der Reichsstände unter einander, sowie der Untertanen gegen ihre Obrigkeiten; mit Kriminalsachen hatte es nichts zu tun. An der Spitze stand als

Kammerrichter ein reichsunmittelbarer Fürst oder Graf. Ihm folgten zwei Präsidenten: diese drei Vorgesetzten ernannte der Kaiser, während die Beisitzer des Gerichts — 26 sollten es sein — von den Reichsständen, die auch die Kosten der ganzen Anstalt trugen, präsentiert wurden. An dieses Richter-Kollegium schloß sich eine

Dom und Reichskammergericht in Wetzlar

große Zahl anderer Juristen: 2 Generalfiskale, 2 Fiskal-Advokaten, 38 Prokuratoren[1]), 19 einfache Advokaten, 6 Protonotare, 6 Notare und eine Anzahl Beamte

[1]) Das waren ältere Advokaten, den heutigen Justizräten entsprechend, und zugleich auch Beamte insofern, als sie ständig auswärtige Regierungen beim Gericht vertraten. Sie hatten von ihren Auftraggebern gewöhnlich den Hofrats- oder einen andern Titel.

und Unterbeamte. Im Ganzen gehörten zum Reichskammergericht etwa 900 Köpfe, während die übrige Bürgerschaft des Städtchens nur 4000–5000 zählte.

Das Gerichtsverfahren war ein sehr schleppendes und umständliches und konnte durch jeden Beteiligten, der seinen Vorteil darin fand, noch mehr in die Länge gezogen werden; aber auch bei einer besseren Prozeßordnung wäre dies einzige Gericht nicht im stande gewesen, einen erheblichen Teil der Streitsachen zu bewältigen, die ihm von allen Seiten zuflossen. Man sagte also schon längst in ganz Deutschland, daß ein Rechtsstreit in Wetzlar erst nach hundert Jahren entschieden werde; einige Prozesse haben es gar auf die doppelte und dreifache Dauer gebracht. Da nun die Richter sehr wohl wußten, daß oft die streitenden Parteien schon ausgestorben waren, ehe ihre Sache an die Reihe kam, oder sich anderweitig zum Frieden begeben hatten, so bevorzugten sie solche Streitigkeiten, deren baldige Beratung von den Beteiligten beantragt oder „sollizitiert“ wurde. Es hielten sich also im Städtchen immer nicht wenige auswärtige Juristen und andere Fremde auf, die eine Beschleunigung ihrer Prozesse anstrebten; bei solchem Sollizitieren bedienten sie sich nicht immer reiner Mittel; Geschenke wurden in verschiedensten Formen dargebracht, und so gerieten einige Mitglieder des Gerichts in den Ruf der Bestechlichkeit. Immer mehr häuften sich die Klagen über die schlechte Rechtsprechung in Wetzlar; die Reichsstände verlangten vom Kaiser schließlich eine „Visitation“ dieses Gerichts, und der reform-eifrige Kaiser Joseph der Zweite ordnete sie im Jahre 1766

an. Von den 160 Ständen des Reichs stellten 12 evangelische und 12 katholische die ersten Visitatoren. Diese Abgesandten brachten nun wieder ihre Sekretäre und andere Gehülfen mit, so daß jetzt das Städtchen erst recht voll war von alten und jungen Juristen, Staatsdienern, Schreibern und Domestiken.

Als Goethe in Wetzlar eintraf (am 25sten Mai 1772 wurde er als „Praktikant" in die Matrikel des Gerichts eingetragen), dauerte diese große Untersuchung von Reichswegen bereits fünf Jahre. Ihr bisheriges Ergebnis war sehr gering: ein Frankfurter Jude war dingfest gemacht worden, weil er das Sollizitieren mit barem Gelde gar zu unverschämt betrieben hatte, und drei Richter waren vorläufig ihres Amtes entsetzt, da sie unter Anklage der Bestechlichkeit standen. Aber gegen den Grundschaden des Gerichts war nichts getan. Noch immer kämpfte ein einziges Richter-Kollegium, das jetzt gar nur aus elf Personen bestand, gegen die andringende Flut der Prozesse. Etwa 60 Streitigkeiten wurden jährlich erledigt; doppelt so viele oder mehr kamen hinzu. Über 16 000 füllten als unerledigt die Aktenregale. Die vornehmen Beisitzer dieses ersten deutschen Gerichts ließen sich nun einmal nicht in Trab bringen. Ein rascheres Arbeiten wäre auch gegen die Ehre des Gerichts gewesen, denn die genaueste, gewissenhafteste, gelehrteste Betrachtung von allen Seiten durfte gerade hier bei jedem Rechtshandel erwartet werden. Die ganze Prozeßführung geschah schriftlich; die Verhandlungen des Gerichts waren jedoch öffentlich; sie bestanden im Vorlesen der sehr langen und sehr gelehrten Ausführungen der Beisitzer, die das Referat hatten, und der Advokaten,

sowie des Beweismaterials an Urkunden und Zeugen-Aussagen.

Diesen Verhandlungen konnte der Praktikant Goethe

Goethes spätere Wohnung in Wetzlar, Kornmarkt 11

nunmehr beiwohnen — wenn er Lust hatte. Er konnte auch an einigen Vorlesungen und Übungen teilnehmen, die mehrere Beisitzer des Gerichts und auch mehrere Prokuratoren und Advokaten für Seinesgleichen ab-

hielten. Es waren in diesem Jahre 18 Praktikanten im Städtchen. Zum Teil wohnten sie bei ihren Lehrern, so daß sie auch im täglichen Umgang Manches auffangen und in manche Akten Einblick nehmen konnten. Auch Goethe mietete sich bei einem Prokurator, dem Hofrat Ludolf, ein.

Die Gasse, in die seine Fenster gingen — er wohnte wahrscheinlich anfangs in der Gewandgasse, später an dem weit helleren Kornmarkt — war eng und dunkel. So waren hier fast alle Gassen: Sonne und Mond konnten sich in ihnen eigentlich nur durch ihre Schatten bemerkbar machen. Vielfach waren diese Gassen unter einander oder auch die Häuser mit den Gassen durch hohe Steintreppen verbunden; der Ort schien mehr aus Winkeln als aus Straßen zu bestehen. Die Häuser, die zumeist ihre Giebel der Straße zukehrten, waren aus Lehm und Holzfachwerk; die beiden Obergeschosse standen über; die hohen Dächer waren mit Schiefer bedeckt. Arg war der Schmutz in den Gassen; als die große Visitation bevorstand, wurden zwar die Misthaufen hinweggetan und so viel Kot abgefahren, daß man dessen untere Schichten als Altertum aus dem vorigen Jahrhundert erklären wollte; aber die gewohnte Unreinlichkeit stellte sich bald wieder her. „Eine schlechte, höckrichte Stadt" heißt Wetzlar bei einem Reisenden jener Zeit; man wunderte sich, daß das viele Geld, welches aus dem ganzen Reiche hierher floß, den Häusern gar nicht anzusehen war.

Einige große und helle Plätze gab es jedoch auch: der Buttermarkt, der Kornmarkt und der Eisenmarkt. Hier boten die Fenster Aussicht über die Stadt hinaus; hier hörte man abends die Brunnen rauschen. Auch

Wetzlar und das Lahntal

Nach einer Zeichnung von K. Stuhl

sah man hier und da steinerne Gebäude aus den alten Ritterzeiten. Von den drei Kirchen war der gotische Dom der Stolz der Stadt: Goethe beachtete ihn wenig; trotz Erwin von Steinbach und Götz von Berlichingen hatte er noch keine Augen für die Denkmäler des Mittelalters.

„Die Stadt selbst ist unangenehm“: Das war sein und das allgemeine Urteil. Aber wenn man ihre Mauern durch eins der fünf Tore verließ, so durfte sich Niemand mehr über die Bilder beklagen, die sich ihm von allen Seiten boten. Das freundliche Tal der Lahn, der kleinere Flüsse und Bäche hier sich anschließen; hübsche Dörfer, Mühlen, Jagdhäuser, Kapellen, auch Schlösser und Klöster; viele Hügel und Berge, gekrönt von den Trümmern alter Burgen: von allen Seiten fühlte sich der Wandrer zu baldigem Besuche eingeladen. Gleich über der Stadt lag eine schöne Besitzung, von der aus man eine weite Aussicht genoß. Der Fluß kam von Gießen und Marburg her und floß nach Weilburg, Limburg, Diez und Ems dem Rheine zu. Gießen war in drei Stunden zu erreichen; man ging über Garbenheim und Atzbach dahin oder man traf sich in diesen Dörfern mit seinen Bekannten aus dieser Nachbarstadt. Garbenheim war das häufigste Ziel der regelmäßigen Spaziergänger.

Goethe ging erst wenige Tage in Wetzlar herum, so witzelte man schon über ihn, daß er alle Wissenschaften studiere, jura ausgenommen. Er sei ein „Schöngeist“ und „Philosoph“, sagte man, und überdies „einziger Sohn eines reichen Frankfurter Bürgers.“

Man hörte ihn über Homer und Pindar, über Shakespeare und Ossian reden. Er hatte kürzlich einige erste Rezensionen in die ‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen' geliefert: Das sprach sich rasch herum. Auch von seinem Schauspiele, obwohl es noch in der Handschrift ruhte, wußten bald Einige. Nicht wenige Bekannte gewann er sogleich im Gasthofe zum Kronprinzen, wo er seinen Mittagstisch nahm; es waren Praktikanten, Legationssekretäre und andere ledige Juristen. Zwei junge Männer traf er, die er schon in Leipzig gekannt hatte: Born und Jerusalem. „Der kleine Konsul Born" hieß so als ein Sohn des großen Konsuls Born, nämlich des Bürgermeisters von Leipzig; er war ein Jahr jünger als Goethe, übertraf ihn jetzt aber in der Juristerei erheblich und hatte namentlich schon ein großes Stück Europa gesehen. „Liebenswürdig" und „recht artig" fand man ihn. Auch er wohnte beim Hofrat Ludolf; Goethe konnte mit ihm also manchmal zu Hause plaudern. Auch mit dem braunschweigischen Legationssekretär Wilhelm Jerusalem hätte er viel Gesprächsstoff gehabt, denn dieser junge Mann, ein Sohn des berühmten geistlichen Schriftstellers, liebte die Philosophie, die Litteratur und schönen Wissenschaften; er konnte sich der Gunst Lessings rühmen und hatte den jungen Eschenburg zum nächsten Freunde, der neulich einen ‚Versuch über

Jakob Heinrich Born

Shakespeares Genie und Schriften' herausgegeben hatte. Aber Jerusalem war sehr zurückhaltend und neigte allzusehr zum Ernst, zur Strenge im Urteil über sich und Andere. Der Herr Goethe sagte ihm nicht zu. „Er war zu unserer Zeit in Leipzig ein Geck" schrieb er an Eschenburg, der auch in Leipzig studiert hatte; „jetzt ist er noch außerdem Frankfurter Zeitungsschreiber."

K. W. Jerusalem

Unter den Tischgenossen machte ein mecklenburgischer Freiherr v. Kielmannsegg, ein stiller, kränklicher Mann, auf Goethe den angenehmsten Eindruck; als Häupter der Gesellschaft traten jedoch August Siegfried v. Goué und Friedrich Wilhelm Gotter auf. Goué, ein Hildesheimer, schon dreißig Jahre alt, dick und plump, einem überalten Studenten nicht unähnlich, hatte früher dasselbe Amt bei der braunschweigischen Gesandtschaft inne gehabt, das Jerusalem jetzt versah, und war daraus entlassen worden, weil er „sich auf nichts Ernstes applizieren wollte." Er hielt sich nun berufslos in Wetzlar auf, schrieb, wenn er Lust zu häuslicher Beschäftigung hatte, Trauerspiele und vertrieb sich die übrige Zeit mit Becherschwingen und allerlei Späßen. Unbegabt war er gar nicht, aber man fragte sich, wohin diese Lebensart führen sollte. Gotter dagegen, der gleichfalls Schauspiele verfaßte und gleichfalls die Erfindung geselliger Scherze sehr liebte, ging seinen sicheren Weg und erfreute sich daheim in Gotha bereits der Gunst

seines Herzogs. Ein sanftmütiger, friedlicher, begabter Mann, aber gar keine Urkraft. Drei Jahre älter als Goethe, war er in der literarischen Welt schon recht einheimisch; 1769 hatte er mit seinem Freunde Boje aus Holstein in Göttingen den ersten deutschen Musen-Almanach begründet; auch hatte er bereits ein Bändchen Gedichte drucken lassen. Er liebte das Theater ungemein, kannte es gut und schrieb seine Stücke aus dieser Kenntnis des Bühnenfähigen heraus. Das will sagen, daß er sich noch zur französischen Schule hielt, wie er denn auch die geistreichen, klaren und witzigen Franzosen mehr zu schätzen wußte, als seit kurzem in Deutschland Mode war. Goethe konnte sich also mit ihm über literarische und ästhetische Fragen vortrefflich streiten und dabei auch oft genug vereinigen, denn Gotter war letzten Endes Eklektiker und nahm das Gute, woher es sich bot.

August Siegfried v. Goué

Im vorigen Sommer hatte sich die Seylersche Komödien-Gesellschaft, der auch der geachtete Schau-

spieler Ekhof angehörte, in Wetzlar aufgehalten und unter andern Stücken ein von Gotter verdeutschtes Ritterdrama ‚Gabriele de Vergy' von de Belloy aufgeführt. Diese Tragödie beschäftigte die Tafelrunde im Kronprinzen so sehr, daß ihren einzelnen Mitgliedern Namen daraus beigelegt wurden und schließlich die ganze Gesellschaft sich als Ritterorden auftat. Gotter selbst war nun der Graf v. Fayel und stand als Heermeister über den Andern; Goué hieß der Ritter Raoul de Coucy usw. Dieser Orden bestand jetzt noch, und auch Goethe wurde nun aufgenommen; „Götz der Redliche" wurde er benannt. Als Zweck des „erhabenen" Ordens wurde bezeichnet: „die Verteidigung des Rechts und die Rettung der unterdrückten Unschuld"; aber das Ganze war natürlich nur als Komödie gemeint, die man unter einander spielte.

Gotter

Übrigens wurde dieses fabelhafte Fratzenspiel mit äußerlichem großen Ernst betrieben, ohne daß Jemand lächerlich finden durfte, wenn eine gewisse Mühle als Schloß, der Müller als Burgherr behandelt wurde, wenn man ‚die vier Haimonskinder' für ein kanonisches Buch erklärte und Abschnitte daraus bei Zeremonien mit Ehrfurcht vorlas. Der Ritterschlag selbst geschah mit hergebrachten, von mehreren Ritterorden entlehnten Symbolen. Ein Hauptanlaß zum Scherze war ferner Der, daß man das Offenbare als ein Geheimnis behandelte; man trieb die Sache öffentlich, und es sollte nicht davon gesprochen werden. Die Liste der sämtlichen Ritter ward gedruckt mit soviel Anstand als ein Reichstagskalender.

In dieses Ritterwesen verschlang sich noch ein seltsamer

Orden, welcher philosophisch und mystisch sein sollte und keinen eigentlichen Namen hatte. Der erste Grad hieß: der Übergang, der zweite: des Übergangs Übergang, der dritte: des Übergangs Übergang zum Übergang, und der vierte: des Übergangs Übergang zu des Übergangs Übergang. Den hohen Sinn dieser Stufenfolge auszulegen, war nun die Pflicht der Eingeweihten, und Dieses geschah nach Maßgabe eines gedruckten Büchelchens, in welchem jene seltsamen Worte auf eine noch seltsamere Weise erklärt oder vielmehr amplifiziert waren.

So erzählt Goethe im Alter[1]); er fügt hinzu, daß er dies Possenspiel eine Weile gern mitgemacht und z. B. die „Perikopen" aus den ‚vier Haimonskindern' in Ordnung gebracht, sie auch selber bei Festlichkeiten mit großer Emphase vorgetragen habe; aber er sei doch sehr bald des Scherzes müde geworden. Sein einziger Gewinn aus diesem Treiben war, daß er sehr bald Freunde oder Halbfreunde am neuen Orte hatte, die ihn dann wieder zu andern Bekanntschaften veranlaßten.

Eine davon machte sich auf besondere Weise: Goethe lag in Garbenheim, wo er sehr rasch heimisch geworden war, im Grase unter einem Baume auf dem Rücken; neben ihm hockten oder lagen die Tischfreunde v. Goué, v. Kielmannsegg und Dr. König: da kam auch noch Gotter mit dem bremischen Legationssekretär Kestner herausspaziert, der den Dr. Goethe jetzt zum ersten Male sah. Es entspann sich nun auf der Mutter Erde ein lebhaftes Gespräch, und Kestner, ein sehr

[1]) Über diese Dinge hat Heinrich Gloël ausführlich gehandelt: ‚Goethes Rittertafel und der Orden des Übergangs zu Wetzlar', 1910 und ‚Goethes Wetzlarer Zeit', Berlin 1911.

ruhiger, vorsichtiger Mann, bildete sich von Goethe eine vorläufige Meinung: „Er ist kein unbeträchtlicher Mensch."

Garbenheim

Nach einer Zeichnung von K. Stuhl

Zu den großen Persönlichkeiten des Kammergerichts und der Visitations-Behörde suchte Goethe keine Annäherung; in die feinste Gesellschaft des Städtchens wäre er auch kaum vorgedrungen. Und was hätte ihm an dem langweiligen, hochnäsigen, vornehmen Volk liegen können? Aber er hatte sich hier seinen Verwandten vorzustellen. Sein Großvater Textor, der nachmalige Schultheiß, war zehn Jahre in Wetzlar gewesen, zuerst als Praktikant, nachher als Advokat, und hatte sich hier mit Anna Margarethe Lindheimer verheiratet, deren Vater

gleichfalls Advokat war. Von dieser Großmutter Goethes lebte noch eine jüngste Schwester in Wetzlar, die Hofrätin Lange. Ihr Mann war Advokat, und vor ihm hatte sie einen andern Advokaten gehabt, den Hofrat Prokurator Dr. Dietz. Aus den beiden Ehen besaß sie zwei ledige Töchter und eine verheiratete. Der Schwiegersohn, Friedrich v. Borstel, war auch wieder Advokat. Goethe fand sich unter diesen Verwandten also in der reinsten Advokatenluft; nur schade, daß er selber von seiner

Jagdhaus in Volpertshausen

juristischen Abstammung und Verwandtschaft innerlich so wenig angenommen hatte!

Die Großtante empfing den jungen Mann mit Güte und Neugier und suchte den Ledigen von seinen Gasthofsgefährten weg auch in die edlere weibliche Gesellschaft zu ziehen. Sehr bald veranstaltete sie einen Ausflug nach dem Jagdhause zu Volpertshausen, wo auch getanzt werden sollte: zwölf chapeaux und dreizehn dames wurden geladen. Goethe fuhr nachmittags mit der Hofrätin hinaus. Mit ihnen im Wagen saß auch die neunzehnjährige Charlotte Buff, und in dies

blühende Mädchen verliebte sich der junge Dichter schon während der Fahrt. Ein sonniges Geschöpf! Zierlich und schlank, gesund, blaue Augen, blondes Haar, freundliche Miene, zu jedem Scherz bereit! Am meisten erquickte ihn ihre herzliche Freude. Daß sie heute einen Festtag hatten! Daß die Natur und das Wetter und die Landschaft so schön waren! Und tanzen wollten sie die halbe Nacht hindurch! Das junge Mädchen genoß alles Schöne und Gute mit vollen Zügen.

Als sie dann wirklich tanzten, war Niemand fröhlicher und seliger als Lotte Buff und Wolfgang Goethe, der ihr zusah und mit ihr sich drehte. Dies Leben! Diese reine, selbstvergessene Daseinslust! Diese Freundlichkeit nach allen Seiten! Und diese Schelmerei mitunter! Singend und lachend tanzte sich das Mädchen in sein Herz hinein.

Am nächsten Nachmittage, nach der Ausruhzeit, ging er, ihr einen Besuch abzustatten. Nun sah er sie in einem ganz andern Rahmen: als eine jungfräuliche Mutter stand sie vor dem Überraschten. Eine Kinderschar, die zu ihr liebend, bittend, vertrauend aufblickte, war jetzt ihre Umgebung; sie fütterte die Hungrigen, tröstete die Weinenden, hielt die Trägen zur Arbeit an, erzwang den Frieden unter den Streitenden und putzte den Kleinsten die Nasen, wenn die „Glockenseile" heraushingen. Ganz mit derselben Hingabe und Herzlichkeit, die ihren neuen Freund gestern bei Spiel und Tanz entzückt hatten, war sie jetzt die Meisterin eines sehr großen Haushaltes.

Ihr Vater stand im Dienste des Deutschen Ritter-Ordens; als Amtmann verwaltete er dessen Besitzungen

in und bei Wetzlar; deshalb wohnte man auch im „Teutschen Hause“, wie der Ordenshof gewöhnlich genannt wurde. Amtmann Buff, jetzt ein Graukopf von 61 Jahren, hatte sich zwanzig Jahre lang an einer schönen und guten Frau erfreuen können; sechzehn Kinder hatte sie ihm gebracht; dann war sie zur großen Ruhe eingegangen. Sieben Söhne und fünf Töchter standen mit dem alternden Vater am Sarge,

Deutsches Haus in Wetzlar

und von diesen Zwölfen konnten nur zwei Mädchen für erwachsen gelten. Lotte war die Zweite dieser Töchter, aber Alle im Hause, der Vater, die Dienstboten, die Kinder, die ältere Schwester selbst, erwarteten nun von der Lotte die Weisungen, die sonst die Mutter gegeben, und die Arbeiten, die sie sonst geleistet. So gelangte die Siebzehnjährige zur Regierung, und bald dünkte es ihr und Allen ganz selbstverständlich, daß sie in diesem Hause als Mutter herrschte oder diente, wie man es nennen will.

Goethe sah sie inmitten ihrer Schar, und sein Herz schwoll noch höher. Jeder Jüngling sehnt sich, eine Vollkommene des andern Geschlechts zu finden: hier kam sie ihm freundlich entgegen. Aber es ist dafür gesorgt, daß es Keinem zu wohl werde! Jetzt erfuhr er, daß dies Mädchen längst versprochen war. Ihr Bräutigam war jener Legationssekretär Christian Kestner, den Goethe neulich in Garbenheim kennen gelernt hatte.

Kestner und Lotte

Kestner, aus Hannover, war auf den Tag acht Jahre älter als Goethe und versah sein Amt in Wetzlar schon seit fünf Jahren. Fast ebenso lange verkehrte er in der Buffschen Familie; er hatte also auch die verstorbene Amtmännin noch gut gekannt. Er war dort schon längst wie ein Sohn aufgenommen, kam zweimal oder dreimal am Tage und erlebte alle kleinen und großen Haus-Ereignisse mit. Daß er und Lotte ein Paar würden, wenn es Zeit zum Heiraten sei, war bekannt, wenn auch kaum unter ihnen ausgesprochen.

Eigentlich verlobt waren sie also nicht und außerhalb des Hauses betrugen sie sich nur wie gute Freunde, so daß denn auch Goethe auf jenem Balle, bei dem Kestner nicht gefehlt hatte, von ihrem wahren Verhältnisse nichts bemerkte. Nun hatte er sich darein zu schicken! Er konnte sich wieder einmal als der Wandrer fühlen, der das häusliche Glück bei Andern erblickt, indem er selber vorbeizieht. Durfte er sich beschweren? Er konnte und wollte ja sein eigenes Haus noch nicht auferbauen!

Aber als Freund fand auch er noch Platz bei Amtmanns, wo man an Gäste von je gewöhnt war. Umstände wurden in diesem kinder-, also auch arbeitsreichen Hause mit solchen Besuchern nicht gemacht; vielmehr durften sie an den jeweiligen Geschäften teilnehmen, am Erbsen-Ausläufeln, Bohnenschnippeln oder was sonst die Jahreszeit mit sich brachte. Goethe gab sich gern mit Kindern ab; der älteste Knabe des Hauses, der vierzehnjährige Hans, ward rasch sein guter Freund. Kinder gab es übrigens auf dem Deutsch-Ordenshofe eine Menge, denn einen andern Flügel des Gebäudes bewohnte der Prokurator Brand, der die Rechtsgeschäfte des Ordens versah; dieser Nachbar hatte von seiner ersten Frau elf kleine Ebenbilder gehabt und fügte mit seiner zweiten noch neun hinzu. Die vielen kleinen Buffs und Brands tollten auf dem Hofe durcheinander und machten einen Heidenlärm!

Mit dreckigen Händen und Honigschnitten,
Mit Löchern im Kopf nach deutschen Sitten,
Die Buben jauchzen mit hellem Hauf
Tür ein, Tür aus, Hof ab, Hof auf.

Wenn Goethe sie alle mit Kirschen füttern wollte, die Büblein und Mägdlein, mußte er ja wohl den ganzen Vorrat aufkaufen, der auf den Markt kam.

Da er sich diese Besuche in Lottchens Familie nicht versagen wollte, so kam er auch sehr häufig mit Kestner zusammen, und nach kurzer Zeit war Lottchens Bräutigam sein nächster Freund. Das war wunderlich genug, auch deshalb, weil Kestner eine Art Mann war, wie sie von den Genies gern verlästert werden: ein Pflichtenmensch und Muster-Beamter, nicht zu warm und nicht zu kalt, immer tadellos, zuverlässig, pünktlich, sorgfältig, umsichtig und mäßig. Er war zwar ein Schöngeist, aber nicht zu sehr; er dichtete, philosophierte, studierte Sprachen, aber nur in dem Maße, wie es seine vielen Amtsgeschäfte erlaubten. Sein Verstand war scharf, sein Urteil gerad, seine Gesinnung sehr anständig. Den neuen Bekannten Goethe durchschaute er bald; er nahm ihn wie jungen, gährenden Wein von einem edlen Rebstock: mit der Zeit verspricht er uns einen Trank von seltener Güte!

Da sie im Amtmannshause viel zusammen trafen, von da auch oft zusammen hierhin oder dorthin spazierten, so sprachen sich die Beiden bald über Gott und die Welt aus, oder auch nur über die Menschen, die mit ihnen im gleichen Städtchen wohnten. Über Gott und die Welt: Kestner ging jeden Sonntag in die Kirche, Goethe nie. Zwar für die christliche Religion habe er wahre Hochachtung, versicherte der Frankfurter; die Aufklärer, die Verständler, die Religions-

Zernager seien ihm zuwider. Er glaube an ein künftiges Leben. Er suche sich der Gottheit zu nähern. Mehr durch Gefühl und Ahnung, als durch Denkarbeit. Aber er sei nicht Heuchler genug, um regelmäßig zu beten, die Kirche zu besuchen oder gar zum heiligen Abendmahl zu gehen. Und jenes Lehrchristentum, das die Theologen darstellen, ziehe ihn ebenso wenig an wie der Skeptizismus. Übrigens möge er Andere nicht in ihren Vorstellungen stören, zumal da er wohl wisse, daß er mit diesen Dingen noch längst nicht fertig sei.

Was er von Rousseau halte, fragte Kestner, denn Rousseau war der neue Philosoph jener Zeit. „Viel" war die Antwort, aber ein blinder Anbeter dieses Mannes sei er auch nicht.

Soviel war deutlich, daß Dr. Goethe die Freiheit sehr liebte und sie gewissermaßen in eigener Person vorstellte. Von Vorurteilen war er gewiß so frei, wie nur ein Mensch sein kann. Er gehörte zu keinem Rang oder Stand, dessen Lebensgewohnheiten und Anschauungen er hätte annehmen müssen. Er haßte allen Zwang, ging völlig seinen eigenen Weg und handelte stets, wie ihm gut dünkte. Amts- und Arbeitspflichten hatte er nicht; Regeln machte er sich nicht; er las oder schrieb, wie es ihm der Geist eingab. Was ihn aber erst völlig frei machte, war seine Unbekümmertheit um den Beifall der Menschen. Mochten sie ihn bizarr finden oder unnütz oder närrisch oder hochmütig, ihm war es gleichgültig; er fühlte sich eben keinem Ganzen zugehörig. Nur an der Liebe weniger Freunde war ihm gelegen.

Dieser Einzelgänger und Freigesinnte war aber durchaus kein Leichtsinniger oder Libertin, und seine Vorurteilslosigkeit führte nicht zur Haltlosigkeit. „Ein Mensch von Charakter" sagte Kestner, als er in den neuen Freund eingedrungen war.

Seine Denkungsart ist edel. Er ist in allen seinen Affekten heftig und hat doch oft viel Gewalt über sich. Er strebt nach Wahrheit. Er hat schon viel getan, sehr viel gelesen, aber noch mehr gedacht. Ein sehr merkwürdiger Mensch!

Sogar durch Bescheidenheit überraschte dieser Stolze oft. Er bekannte sich noch für einen Suchenden und Werdenden. Einmal wunderte sich Kestner, daß der Freund meistens in Bildern und Gleichnissen spreche. Ja, gab Goethe zu, er könne sich immer nur uneigentlich, niemals eigentlich ausdrücken; wenn er aber älter werde, hoffe er, die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen.

Kestner war in Goethes jetzigem Alter noch Student gewesen; also nahm er dessen Unlust zum juristischen Brotverdienst noch nicht sehr ernst. Jedermann traut sich einen guten Einfluß zu, und an einem Kestner hätte sich wohl der Anfänger Goethe ein gutes Beispiel nehmen können. Bei näherem Zusehen aber ergab sich Folgendes: Kestner leistete seine viele Arbeit für seinen Gesandten, den Hofrat Falcke, und Dieser war der eifrigste unter allen Visitatoren. Die vierundzwanzig von den deutschen Reichsständen hierher gesandten Visitatoren aber leisteten insgesamt: nichts! Diese Gesandtschaften machten mit ihrem Anhang etwa 300 Köpfe aus; sie verbrachten hier Jahr für Jahr und kosteten sehr viel

Geld, aber nicht einmal Sitzungen fanden jetzt statt, noch geschah sonst eine Arbeit zum Zwecke. Ein großer Teil der Gesandten fühlte sich nämlich von Falcke beleidigt und weigerte sich, mit ihm zusammen zu kommen; dieser Kollege war ihnen längst unangenehm gewesen durch den Ernst, mit dem er den Übelständen nachforschte; schließlich hatte er gar mit dürren Worten gesagt: vom Visitationskongreß selbst seien geheime, unwürdige Künste und Vorspiegelungen angewandt, um die pflichtmäßige Prüfung zu erschweren. Darüber drohte nun das ganze große Unternehmen zu Grunde zu gehen.

Was nun das unter Gericht befindliche Kammergericht anging, so war Das von jeher eine große Mühle, die wenig Mehl gab. Gewiß, den Richtern sowie auch den Prokuratoren und übrigen Advokaten konnte man nicht viel Unrechtes nachweisen; die Hauptmängel waren in der Verfassung und im Zustande des Reichs begründet; aber was Goethe über die zahlreichen und zum Teil hervorragenden Juristen hörte, die hier versammelt waren, konnte ihm keinen Trieb einflößen, Ihresgleichen zu werden. Ihre Gelehrsamkeit war veralteter Bücherkram, bald weltfremd, bald sophistisch; der Zweck des Rechts und die Wohlfahrt der Mitmenschen kümmerte sie nicht. Und von ihrem gelehrten Handwerk abgesehen, was bedeuteten sie als Menschen? Dünkel, Kastengeist, Standeshochmut zeigten sich hier noch häufiger und auffälliger als anderswo. In diesem Juristen-Nest bewegten sich ein paar fürstliche Personen, viele Grafen, noch mehr Adlige, teils von stiftsmäßigem, teils von neuem oder auch von angemaßtem Adel: stufen-

weise schauten sie alle auf die unter ihnen Stehenden herab. Wer von den Richtern und Prokuratoren den Adel noch nicht hatte, bewarb sich darum, oder aber man legte ihm in der Gesellschaft gutwillig das Wörtchen „von" bei, um mit ihm verkehren zu können. Gotter schrieb einmal aus Wetzlar heim: „Hier giebt weder bel esprit, noch éducation, noch moeurs, noch érudition, sondern bloß das unglückliche Wörtchen von einen Titel." Dazu kam, daß alle Juristen so ziemlich alle übrigen Mitbürger verachteten, daß aber auch die Richter keineswegs mit den Anwälten zu einer Klasse gerechnet werden wollten. Zum Beispiel setzten sie es durch, daß die Anwälte in der Stadt keine Kutsche gebrauchen durften, außer wenn sie verreisten. Auch wehrten sie sich dagegen, daß den Advokaten von übermäßig höflichen Leuten die Betitelung „Exzellenz" angehängt wurde.

Da dies Wesen sich nun in einem sehr kleinen Städtchen abspielte, so gab es zum Beispiel eine Anzahl Hofrätinnen und Damen von neuem Adel, die sich nicht anders benahmen, kleideten, ausdrückten, vergnügten und austobten als ihre im gemeinen Volk verbliebenen Gevatterinnen. Auch waren die Vornehmen nicht in der Lage, sich ganz für sich zu halten; man brauchte auch die Untergeordneten, um nicht immer dieselben Gesichter zu sehen. Um so häufiger erinnerte man sie an ihren geringen Wert. Das Unterhaltungsbedürfnis war hier sehr groß. „Hier findest du alle Tage Assembleen, Konzerte, Komödien, Bälle", schreibt Goué in einem Romane, dem Wetzlarer Erlebnisse zu Grunde liegen. Die Hauptunterhaltung aber war das

Liebesgetändel, und Das wurde so frei getrieben, wie man in dieser sonst so steifen und auf die Formen erpichten Gesellschaft nicht vermutet hätte. „Die Damen muntern die Mannsbilder auf“ schreibt wieder Goué, „und eine Jede muß einen Anbeter haben, wenn es auch nur des Anstandes wegen wäre.“ Damit meinte er die jüngeren Ehefrauen. Auch Kestner vermerkte einmal in seinem Tagebuche:

Die verheiratete dames leben hier ziemlich auf französischem Fuß und haben ihre deklarierte Anbeter. Sie machen daraus kein Geheimnis. Die Männer selbst sehen es als gar nichts Besonderes an. Oft sollte man den Anbeter für den wirklichen Mann halten und den Mann für einen guten Freund.

Beinahe konnte es scheinen, als ob auch die junge Mamsell Buff schon auf französischem Fuße lebte. War nicht Goethe ein deklarierter Anbeter des Mädchens? Sah es nicht zuweilen so aus, als ob er der Bräutigam und Kestner nur der gute Freund wäre?

Als eines Morgens Goethe bei seinem Freunde Born auf der Stube war, kam die Rede auf Goethes sehr häufige Besuche bei Amtmanns. Es werde darüber geredet, bemerkte Born.

„Wenn ich Kestner wäre“, fuhr er fort, „mir gefiel's nicht. Worauf kann Das hinausgehn? Du spannst sie ihm wohl gar ab?“

Wie daran zu denken sei? fragte Goethe. Lotte sei doch mit Kestner versprochen!

Born machte ein spöttisches Gesicht. La donna è mobile. Die Frauenzimmer hätten gern mehrere

Diener und liebten die Abwechslung. Mamsell Buff werde die allgemeine Weiber-Schwachheit wohl auch haben.

„Sprich nicht so!“ rief Goethe aus. „Ich bin nun der Narr, das Mädchen für was Besonderes zu halten. Betrügt sie mich und wäre sie so ordinär wie Andere und hätte den Kestner zum Fonds ihrer Handlung, um desto sichrer mit ihren Reizen zu wuchern: Der erste Augenblick, der mir Das entdeckte, der erste, der sie mir näher brächte, wäre der letzte unsrer Bekanntschaft! Bei Gott und allen Himmeln, Das schwör' ich dir!“

Kestner aber vertraute seiner Braut, weil er alle Falten ihrer Seele kannte; sie hatte sich fast von Kind auf an ihm herangebildet und dachte in allen Hauptstücken wie er selber. Er vertraute aber auch seinem Freunde Goethe als einem wunderlichen, aber auch redlichen Menschen. Allerdings bequem und angenehm war es dem arbeitsreichen Bräutigam nicht immer, daß der unbeschäftigte Goethe so oft ins Teutsche Haus ging und dort bei Lotten saß und herumstand. Ende Juni schrieb er einmal in sein Tagebuch, was ihm der verflossene Tag gebracht:

Nachher und wie ich meine Arbeit getan, geh' ich zu meinem Mädchen. Ich finde den Dr. Goede da . . . Er liebt sie, und ob er gleich ein Philosoph und mir gut ist, sieht er mich doch nicht gern kommen, um mit meinem Mädchen vergnügt zu sein. Und ich, ob ich ihm gleich recht gut bin, so sehe ich doch auch nicht gern, daß er bei meinem Mädchen allein bleiben und sie unterhalten soll.

Aber die Wochen gingen vorbei, ohne daß der Bräutigam einen ernstlichen Anlaß zum Mißtrauen

bekam. Er sah, daß Lotte den Dr. Goethe „kurz hielt“; oft zeichnete sie ihren braven Kestner recht deutlich vor dem neuen Freunde aus. Sodann freute ihn doch auch Goethes Liebe zu seinem Mädchen, weil sie eigentlich die wärmste Hochachtung bedeutete. Goethe sah in Lotte eine Allerbeste unter Tausenden, und darin war ja Kestner mit ihm einig. Denn Goethe dachte im Ganzen gering von den Frauenzimmern, wie übrigens von den Männern auch. Beide Geschlechter taugen nichts oder, anders ausgedrückt, sie sind einander wert, und wenn heute ein Er eine Sie an der Nase herumführt und morgen eine Sie einen Er, so ist es in der Ordnung. Aber Das ist eine leidige Erkenntnis; wir sehnen uns nach höheren Menschen und jubeln, wenn wir Dergleichen finden. Möchten sich diese Edleren kennen lernen und verbünden: als Freunde, als Liebende und Lebensgenossen!

Goethe schrieb hier in Wetzlar einige Rezensionen für die ‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen‘ und dabei bekam er ein Buch in die Hand, dessen Titel ihn reizte: ‚Gedichte von einem polnischen Juden‘. „Das muß ein Neuer sein“ dachte er, „ein Kräftiger, ein Ringender und Sieger.“ Aber ach! Dieser Isaschar Falkensohn Behr war auch nur eine Kopie, einer aus der großen Menge.

Es ist recht löblich, ein polnischer Jude sein, der Handelschaft entsagen, sich den Musen weihen, Deutsch lernen, Liederchen ründen. Wenn man aber in Allem zusammen nicht mehr leistet als ein christlicher étudiant en Belles-Lettres auch, so ist es, däucht uns, übel getan, mit seiner Judenschaft ein Aufsehen zu machen.

Was unsern Rezensenten jetzt besonders verdroß — jetzt, weil er in Lotte täglich das Mädchen-Ideal

vor Augen sah — war, daß auch dieser Fremdling keine Ahnung hatte vom Wert des weiblichen Geschlechts, von jenem Wert, den wir voraussetzen müssen, weil er möglich ist. Den wir fordern müssen, weil wir im andern Fall das Geschlecht noch tiefer hinunterdrücken.

Seine Mädchen sind die allgemeinsten Gestalten, wie man sie in Sozietät und auf der Promenade kennen lernt. Sein Lebenslauf unter ihnen der Gang von Tausenden. Er ist an den lieben Geschöpfen so hingestrichen, hat sie einmal amüsiert, einmal ennuyiert, geküßt, wo er ein Mäulchen erwischen konnte. Über diese wichtige Erfahrungen am weiblichen Geschlecht ist er denn zum petit volage geworden, und nun, wenn er mehr Zurückhaltung bei einem Mädchen antrifft, beklagt er sich bitterlich, daß er nur den Handschuh ehrerbietig kosten, sie nicht beim Kopf nehmen und weidlich anschmatzen darf. Und Das alles so ohne Gefühl vom weiblichen Wert, so, ohne zu wissen, was er will.

Nun war Goethe im Zuge, und der polnische Jude machte ihn aussprechen, wie er sich in der Liebe den rechten Mann und das rechte Mädchen vorstellte und wie der rechte Mann sich verhalten müsse gegenüber den gewöhnlichen Koketten, die ihn mit den gewöhnlichen Mitteln ins Garn locken wollen.

Laß, o Genius unseres Vaterlandes, bald einen Jüngling aufblühen, der, voller Jugendkraft und Munterkeit, zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesang den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neuesten, mannigfaltigsten Reihen vorzutanzen, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntere alle ihre Reize ausstellten, dessen empfindendes Herz sich auch

wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losrisse, wenn er, aus dem dichtenden Traume erwachend, fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei; dessen Eitelkeit, durch den Gleichmut einer Zurückhaltenden beleidigt, sich Der aufdrängte, sie durch erzwungene und erlogene Seufzer und Thränen und Sympathien, hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tags, schmelzende Lieder und Musiken des Nachts, endlich auch eroberte und — auch wieder verließe, weil sie nur zurückhaltend war; der uns dann all seine Freuden und Siege und Niederlagen, all seine Thorheiten und Resipiscenzen[1]) mit dem Mut eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete: des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne, weibliche Vorzüge nicht genugtun.

Aber dann, o Genius, daß offenbar werde, nicht Fläche, Weichheit des Herzens sei an seiner Unbestimmtheit schuld, laß ihn ein Mädchen finden, seiner wert! Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmut, sich in stillem Familienkreis häuslicher, tätiger Liebe glücklich entfaltet hat; die, Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborene Tugend, mitgebornen Wohlstand[2]) und Grazie. Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch Etwas fehlt, ein Herz, das, jung und warm wie sie, mit ihr nach fernern, verhülltern Seligkeiten dieser Welt ahnte, in dessen belebender Gesellschaft sie nach all den goldenen Aussichten von ewigem Beisammensein, dauernder Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebte: laß die Beiden sich finden! Beim

[1]) Wiederklugwerdungen.

[2]) Heute: Anstand.

ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnen, was Jedes für einen Inbegriff von Glückseligkeit in dem Andern ergreift, werden nimmer von einander lassen.

Goethe las, grübelte, disputierte, ergoß sich in Briefen, schrieb auch wohl Bruchstücke von Aufsätzen und Gedichten; aber keine größere Arbeit beschäftigte ihn; er kannte keine regelmäßigen Schreibtisch-Stunden. Sein eigenes Beispiel mit dem ‚Gottfried von Berlichingen' ermunterte ihn nicht, in der gleichen Weise neue Werke aus sich herauszustellen. Niemand trieb ihn hier, wie damals Kornelie getan.

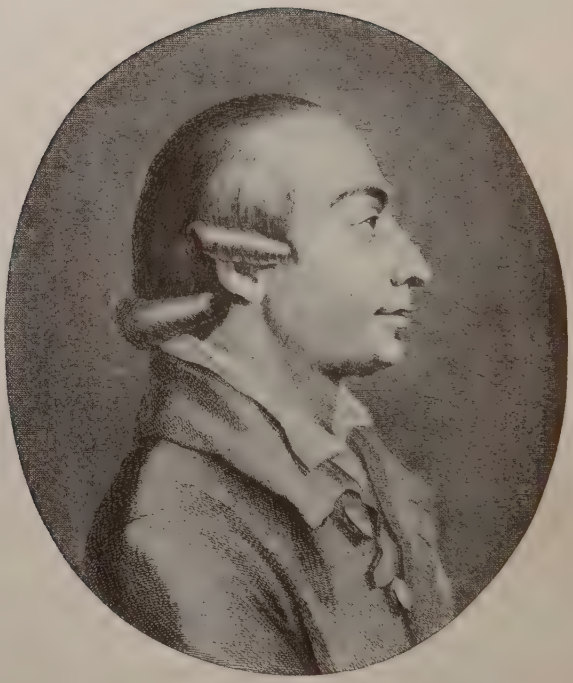
Jene Dramatisierung des eisernen Ritters war von einigen gutwilligen Menschen, die sie kennen lernten, freundlich aufgenommen worden. Goethe selber wußte nicht recht, was er davon halten solle. Daß Herder sich ganz ausgeschwiegen hatte, war ein schlimmes Zeichen; in Herder sah er seinen obersten Richter.

Endlich, nachdem er das Stück ein halbes Jahr bei sich liegen gehabt, fällte Herder sein Urteil. Er sagte mancherlei Lob, aber man sehe doch auch, „daß Euch Shakespeare ganz verdorben," und er meinte, Manches in dem Stücke — oder sagte er gar: Alles? — sei nur gedacht.[1]) Das war nun ein höchst ungerechter Vorwurf: wenn dieses Drama nicht aus

[1]) Der Brief ist uns nicht überliefert, nur Goethes Antwort. Gegen Karoline Flachsland äußerte Herder Mitte Juli 1772: „Es ist ungemein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit drin, obgleich hin und wieder es auch nur gedacht ist."

Karoline Flachsland

Gemälde im Besitze der Frau Geheimrat Kuhnt in Bonn



Herder

Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten

Empfindung und Anschauung hervorgegangen ist und wiederum Empfindung und Anschauung hervorruft, welches soll man denn als Muster echter Poesie nennen? Aber Goethe fühlte sich getroffen, denn er hatte freilich auch zuweilen zwischen dem Niederschreiben „gedacht“ und erwogen, was klug und wirksam sei. Dies bewußte Arbeiten war gegen das höchste Ideal des dichterischen Schaffens. Zu seiner Entschuldigung verwies er auf das neue Stück, das Lessing soeben hatte erscheinen lassen. „‚Emilia Galotti‘ ist auch nur gedacht“ erwiderte er; in dieser Tragödie könne man das Warum von jeder Scene, ja von jedem Worte auffinden. Aber zwischen Goethe und Herder war Das doch nur eine schwache Entschuldigung; in diesem Punkte wichen sie eben von Lessing ab.

Auch den Vorwurf, daß er dem Shakespeare zu sehr gefolgt sei, erkannte er als richtig an.

Genug, es muß eingeschmolzen, von Schlacken gereinigt, mit neuem, edlerem Stoff versetzt und umgegossen werden. Dann soll's wieder vor Euch erscheinen.

Aber er ging nicht sogleich ans Umschmelzen. Er fühlte sich noch zu unfertig. Er mußte zum wahren Dichter erst noch emporwachsen; jetzt hatte er nur erst ein Vorgefühl künftiger Schöpferkraft.

Wenn mir im Grunde der Seele nicht noch so Vieles ahndete, manchmal nur aufschwebte, daß ich hoffen könnte: wenn Schönheit und Größe sich mehr in Dein Gefühl webt, wirst du Gutes und Schönes tun, reden und schreiben, ohne daß du's weißt, warum . . .

Zunächst blieb ihm Nichts übrig, als geduldig zu warten und sich an den besten Vorbildern, sowie an der

großen Lehrmeisterin Natur zu erquicken, zu reinigen, zu kräftigen. Als solchen Schüler bekannte er sich wieder gegen Herder:

Seit ich nichts von Euch gehört habe, sind die Griechen mein einzig Studium. Zuerst schränkt' ich mich auf den Homer ein. Dann um den ‚Sokrates' forscht' ich in Xenophon und Plato: da gingen mir die Augen über meine Unwürdigkeit erst auf. [Ich] geriet an Theokrit und Anakreon. Zuletzt zog mich was an Pindarn, wo ich noch hänge.

Sonst hab' ich gar nichts getan, und es geht bei mir noch Alles entsetzlich durcheinander.

In diesem Durcheinander geriet er doch nicht ins Schwanken. Er stand fest im Genie-Glauben, der ihn schied von den Verstandesleuten, Nachahmern und Hochgelahrten: „Armer Mensch, an dem der Kopf Alles ist!" Er sah auch klar, was ihm noch fehlte: Meisterschaft. Bisher war er nur überall herumspaziert, hatte nur überall drein geguckt und nichts mit vollem Ernste betrieben; er konnte schreiben, aber nicht die Federn schneiden, was doch auch dazu gehört, das Violoncell spielen, es aber nicht stimmen. Er glich in hundert Dingen einem Musiker, der noch auf seine Hand sehen muß, um nicht fehlzugreifen: aus solcher Halbheit und Anfängerei mußte er heraus. „Dreingreifen, Packen ist das Wesen jeder Meisterschaft."

Wenn du kühn im Wagen stehst und vier neue Pferde wild-unordentlich sich an deinen Zügeln bäumen, du ihre Kraft lenkst, den austretenden herbei-, den aufbäumenden hinabpeitschest und jagst und lenkst und wendest, peitschest, hältst und wieder ausjagst, bis alle sechzehn Füße in einem

Takt ans Ziel tragen: Das ist Meisterschaft, Epikratein,[1]) Virtuosität!

Durch Übung und Wagnis wird solche höchste Kraft gewonnen; aber der Anfänger verlangt nach dem Vorbild, dem Ratgeber und Anführer. Goethe setzte seit anderthalb Jahren seine Hoffnung auf Herder, bat ihn um Freundschaft und Hilfe. Er tat es jetzt noch einmal.

Laßt uns, ich bitte Euch, versuchen, ob wir nicht öfter zu einander treten können. Ihr fühlt, wie Ihr Den umfassen würdet, der Euch sein könnte, was Ihr mir seid. Laßt uns nur nicht dadurch, daß wir notwendig manchmal aneinander geraten müssen . . . wie Weichlinge abgeschreckt werden . . . Habt Ihr was wider mich, so sagt's: grad und ernst oder bös-grinsend, wie's kommt!

Diese volle Aufrichtigkeit, die er forderte, bewies Goethe sogleich selber. Karoline Flachsland hatte seine Gedichte und besonders die an sie selbst gerichtete Ode, liebreich aufgenommen. „So oft ich zum Felsen komme", schrieb sie ihm nach Wetzlar, „stecke ich einen grünen Zweig, die ich sehr liebe, und Blumen darauf, umarme dann alle meine Freunde und blicke gen Himmel." Sie hatte geglaubt, ihr Herder müsse sich über diese Verse gleichfalls freuen; Dieser aber antwortete ihr, die ‚Felsweihe an Psyche' gefalle ihm gar nicht. Sie selber mache eine zu traurige Figur in dem Gedichte,

[1]) Überlegenheit beweisen. An einen Ausdruck Pindars knüpfen diese Gedanken an; sie finden sich in einem Briefe an Herder.

und Goethe hätte artiger Opfer austeilen sollen. Auch eine Antwort in Versen fügte Herder hinzu:

Nicht des verlebten Tages Zier,
O Psyche, keine welke Rose
Sei Traueropfer dir
Auf totem Moose!
Welch' Opfer, welch' Altar, und düster
Die Gegend!
Und ein irrer Götzenpriester,
Der diesen Fels erstieg und ungeweiht ihn sang
Und frecher Hand ihm ein den Namen zwang
Und traurig Opfer dir befahl! . . .

Karoline erschrak, als sie sah, wie ungut ihr Freund die Sache nahm. Was hat Ihnen Goethe getan? fragte sie. Goethe ein irrer Götzenpriester? Goethe bekam Herders Verse durch Merck oder Karoline, und nun beschwerte er sich selber:

So will ich Euch auch sagen, daß ich letzt über Eure ‚Antwort' auf die ‚Felsweihe' aufgebracht worden bin und hab' Euch einen intoleranten Pfaffen gescholten. Das „Götzenpriester" und „frecher Hand den Namen einzwang" war nicht recht! Hatte ich Unrecht, einen Trauer-Akkord vor Eurem Mädchen zu greifen, mußtet Ihr mit Feuer und Schwert drein tilgen?

Und er schrieb auch, da er Herders Eifersucht spürte:

Was den Punkt betrifft, soll Euch künftig in dem Recht, Euerm Mädchen melancholische Stunden zu machen, kein Eingriff geschehn.

Über diesen Satz „murmelte" nun wieder Herder.

Wie schwierig die Stellung eines Freundes neben einem Liebespaare ist, erfuhr Goethe in seinem Verhältnis zu Kestner und Lotte jetzt noch viel tiefer und beinahe täglich. So redlich er es mit der Freundschaft meinte, seine Liebe zu dem Mädchen wuchs doch ins Unerwünschte. Und Lotte spürte Das. Er beschäftigte ihre Gedanken doch auch mehr, als gut war: bald zeigte er sich kopfhängerisch, bald über die Maßen lebhaft und immer brachte er Neues vor. In der Regel war sie freundlich zu ihm; hielt sie sich aber zurück, um Kestner nicht zu verletzen, so reizte ihn die unerwartete Kälte fast noch mehr. Nicht selten behandelte ihn Lotte auch schlecht aus weiblicher Lust an der Neckerei und um die Grenzen ihrer Macht zu erproben. Dorthel Brand, die zuweilen dabei war, lachte dann den geduldigen Hiob aus, aber Goethe hatte wirklich auch an Lottens Unarten Wohlgefallen. Und wenn sie oder ein Andrer ihn fragte, ob er ihr denn wirklich heute beim Erbsen-Ausläufeln oder Johannisbeeren-Pflücken wieder als Magd dienen wolle, so antwortete er: „Heute, morgen, übermorgen und mein ganzes Leben.“ Unermüdlich begleitete er sie, wohin sie ihre Geschäfte führten, zum Krautland und Obstgarten, auf die Wiese und den Acker.

Kestner sah Das zuweilen aus einiger Ferne, zuweilen aus nächster Nähe mit an. Er wunderte sich, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus den stärksten und selbständigsten Menschen machen kann. Der Freund dauerte ihn. Kestner glaubte aber auch wahrzunehmen, daß sein Mädchen in ihrem Herzen diese neue Liebe und Huldigung stärker erwiderte, als ihr wohl noch bewußt war. Und als ein gewissenhafter

Mann prüfte er sich, ob er ihr jetzt die Freiheit einer neuen Wahl geben müsse. Eines Tages, nach einem kurzen Wortwechsel über ihr beständiges Beisammensein mit dem Dr. Goethe, schrieb er ihr einen langen Brief. Darin stand, daß er sich in seinem Herzen unfähig fühle, jemals von ihr zu lassen; aber wenn es ihr Glück erfordere, müsse er trotzdem sein Recht auf sie zurückgeben. Treue aus bloßem Pflichtgefühl könne er nicht wünschen:

Denn was ist Zuneigung, was Liebe aus Pflicht? Sie würden sich zwingen, ich würde den Zwang merken, und wir würden beide unglücklich.

Dann aber warnte er sie vor einer Überschätzung Goethes.[1])

Jedoch aber muß ich Ihnen als Freund sagen, daß nicht Alles Gold ist, was da glänzt;

daß man sich auf die Worte, welche vielleicht aus einem Buche nachgesagt, aber nur darum gesagt werden, weil sie glänzend sind, nicht verlassen kann, und daran das Herz oft keinen Teil haben kann;

daß es [bei] einer Mannsperson schwer wird, sie ganz kennen zu lernen, wenn man sie nicht in einer ziemlichen Zeit und in mancherlei Situationen und Begebenheiten handeln gesehen hat, denn auf das Handeln kommt es an, nicht auf die schönen Worte;

daß eine Mannsperson, welche man nur selten gesehen hat, vielleicht in denen von Dieser selbst gewählten, ihr vorteilhaften Stunden darum noch nicht vorzüglicher sein kann;

---

[1]) Goethe ist nicht genannt, doch ist kein Zweifel, daß sich der Brief auf ihn bezieht. Man findet das Schreiben vollständig bei Eugen Wolff, Blätter aus dem Werther-Kreis, Breslau 1894, S. 54ff.

daß bei einer Mannsperson schwer zu entscheiden ist, wann sie keiner Veränderung, keinem Wankelmut mehr unterworfen ist, zumal wenn sie noch an keine gewisse Lebensart oder Beschäftigung gebunden ist;

daß es keine Kunst ist, munter und unterhaltend zu sein, wenn man völlig sein eigener Herr ist, wenn man tun und lassen kann, was man will, daß Jenes sich aber in ein mürrisches Wesen verändern kann, wenn Dieses wegfällt und eine vielleicht unangenehme Beschäftigung gewählt werden muß.

Ich will aber keine Verachtung erwecken: Dies würde wider meine itzige Überzeugung oder Vermutung sein, sondern nur Zweifel angeben und zur Prüfung und Überlegung Stoff geben.

Und er fügte hinzu:

Sie werden gestehen müssen, daß ich seit einiger Zeit, da ich einmal sicher war, da ich zu Ihnen ein unumschränktes Zutrauen gefaßt hatte, mich nicht durch Kleinigkeiten beunruhigen lasse. Ich kann auch unmöglich darüber unzufrieden sein, wenn Sie Anderen gefallen, und ein freundlicher Umgang mit Anderen, welcher bei der Unterhaltung des Verstandes stehen bleibt, ist nie zu tadeln. Allein sobald das Herz daran Anteil nimmt, sobald ich Dieses befürchten muß, so entsteht gegründete Ursache zur Unruhe. Die Freundschaft nur läßt mehrere Gegenstande zu, obgleich auch da der Vorzug unangenehm ist; die Liebe leidet aber nur einen Gegenstand mit Ausschließung aller andern und ohne alle Einschränkung. Hier ist auch eine kleine Gefälligkeit von Wichtigkeit, und das bloße Annehmen, auch ohne Erwiderung, ist schon gefährlich! Die Tugend muß sich nicht in Gefahr setzen: besser die Flucht als ein ungewisser Kampf!

*

Ob dem Mädchen die Wahl schwer fiel? Wir wissen nur, daß sie sich ohne Zögern für den bewährten älteren Freund entschied. Sie brauchte mit Goethe nicht zu brechen: Das wünschte auch Kestner

keineswegs, zumal da man diesen Freund doch als eine Art Gast ansehen konnte, der das Städtchen bald verlassen würde. Inzwischen ward er in seine Schranken verwiesen, wenn er jene Grenze vergaß, die den Freund vom Liebhaber trennt. Er nahm Alles geduldig hin. Einmal pflegte Lotte die schwerkranke Frau des Rentmeisters Rhodius in Atzbach. Goethe konnte es nicht unterlassen, sie auch dort im fremden Hause zu besuchen. Sie empfing ihn nicht eben freudig und schickte ihn recht schnell weg: er solle einen Gruß an Kestner und zugleich bestellen, daß sie morgen in aller Frühe heimkommen werde. Am andern Morgen um Fünf wanderte Goethe mit Kestner ihr entgegen bis Garbenheim, wohin sie Rhodius gebracht hatte; und der gute Bräutigam notierte nachher:

Wir tranken Kaffee, gingen herein, vergnügt, daß wir unser Lottchen wieder hatten.

Nachmittags sahen sich beide Freunde Lottens schon wieder im Teutschen Hause und pilgerten noch einmal nach Garbenheim.

Unterwegs handelten wir ein ganz System von des Menschen Bestimmung hier und dort ab. Eine merkwürdige, wichtige Unterredung.

Als die Andern von Garbenheim abgingen, folgten wir etwas nach, setzten uns an den Weg, unterhielten uns ferner. Dann kehrten wir wieder nach der Stadt zurück, kamen zum Lottchen, wo er bald wegging und ich blieb.

Das war Kestners Eintragung am 9ten August. Einige Tage später kam es jedoch zu Erklärungen in eigensten Angelegenheiten; dasselbe Tagebuch deutet sie an.

13. August war ich in Gießen . . . Über [den] Schifferberg kehrte ich zurück. Lottchen, Goethe und Mlle Dorthchen Brand kamen mir entgegen. — Abends das Geständnis von einem Kuß. Kleine Brouillerie mit Lottchen, welche andern Tages wieder vorbei war.

14. August. Abends kam Goethe von einem Spaziergange vor den Hof. Er ward gleichgiltig traktiert, ging bald weg.

15. ward er nach Atzbach geschickt, eine Aprikose der Rentmeisterin zu bringen. Abends um 10 Uhr kam er und fand uns vor der Tür sitzen. Seine Blumen wurden gleichgiltig liegen gelassen; er empfand es, warf sie weg, redete in Gleichnissen. Ich ging mit Goethe noch nachts bis zwölf Uhr auf der Gasse spazieren. Merkwürdiges Gespräch, da er voll Unmut war und allerhand Phantasien hatte, worüber wir am Ende, im Mondschein an eine Mauer gelehnt, lachten.

Den 16. bekam Goethe von Lottchen gepredigt. Sie deklarierte ihm, daß er nichts als Freundschaft hoffen dürfe. Er ward blaß und sehr niedergeschlagen. Wir gingen aus dem Neustädter Tor spazieren. Hernach in Bostels Gesellschaft, ich und Goethe. Abends Bohnen geschnitten.

Die nächsten Tage brachten eine Ablenkung. Lottchen fuhr nach Gießen, und Goethe folgte ihr am nächsten Tage zu Fuße. Diesmal aber war es Zufall, und Goethe wanderte die drei Stunden nicht ihretwegen, sondern um mit Freund Merck dort bei dem Professor Höpfner einen „literarischen Kongreß" zu haben. Es ist schon gesagt, daß zwischen der Kammergerichtsstadt Wetzlar und der Universitätsstadt Gießen viel gesellschaftlicher Verkehr bestand und daß man sich auch wohl von beiden Plätzen aus in der Mitte traf. So

waren Goethe und Kestner neulich mit den Professoren Schmid und Schulz aus Gießen in Garbenheim zusammengekommen, zwei ganz jungen Männern, von denen der Theologe Schulz die orientalische und griechische Literatur lehrte und Schmid, ein arger Vielschreiber, als Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst prangte. Diese hessische Landesuniversität bedeutete

Gießen

gar wenig; ihre Studenten, etwa 250, waren als wilde, rohe Gesellen verrufen, und unter ihren 20 Lehrern zeichneten sich auch nur zwei oder drei aus. Der Jurist Höpfner, ein Mann von 29 Jahren, gehörte allerdings zu den besten Menschen, denen man irgendwo begegnen konnte. Höchst vielseitig veranlagt, auch in der klassischen und modernen schönen Literatur sehr beschlagen, sogar in allerlei Handwerks- und gärtnerischer Arbeit geschickt, war er an den ‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen' einer der berufensten Mitarbeiter. Er wußte bereits, daß

Goethe „ein Mann von großen Talenten“ war, und freute sich darauf, ihn jetzt von Angesicht kennen zu lernen. An dem Tage, wo er Merck und Goethe, vielleicht auch Gotter, erwartete, meldete sich morgens früh ein junger Mann in vernachlässigter Kleidung und von linkischer Haltung bei ihm: er habe mit dem Herrn Professor dringend zu sprechen. Höpfner machte sich eben für das Kolleg zurecht, nahm aber den Besucher trotzdem an. Er hielt ihn, als er ihn sah und die ersten Reden hörte, für einen Gast, wie sie öfters bei ihm vorsprachen, nämlich für einen älteren Studenten in Geldverlegenheiten. Um nicht aufgehalten zu werden, suchte er nach seinem Geldbeutel und einer passenden Münze. Als der Bettelstudent Das aber merkte, fing er von wissenschaftlichen Dingen zu reden an, von einem Aufsatz, den der Herr Professor neulich geschrieben; nun wußte Höpfner sein viaticum nicht anzubringen. Sobald aber diese Wirkung erreicht war, kam der Student wieder auf seine persönlichen Verhältnisse zu sprechen, und Höpfner suchte wieder heimlich nach der Münze. Sogleich bog dann der Gast wieder auf die Wissenschaft und neueste Literatur ab; der Professor aber stand in peinlicher Verlegenheit da. Bis der blöde Student aufsprang und rief: „Ich bin Goethe! Verzeihen Sie mir meine Posse, lieber Höpfner! Aber ich weiß, daß man bei der gewöhnlichen Art, durch einen Dritten mit einander bekannt zu werden, sich noch lange steif und fremd bleibt. Da dachte ich, ich wollte in Ihre Freundschaft gleich mit beiden Füßen hineinspringen.“ Und lachend umarmten sie sich.

Als dann auch Merck eintraf, hatten sie vergnügte Stunden zusammen. Sie neckten den Professor Schmid, den sie nicht leiden, aber auch nicht leicht loswerden konnten; sie sprachen auch ernsthaft über die ‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen', deren Leitung Merck seit einigen Wochen in die Hände Schlossers gelegt hatte.

Für Goethe am wichtigsten war, daß Merck jetzt die Lotte Buff kennen lernte; beim Kriegsrat Pfaff aßen sie zusammen. Merck kannte Goethes große Bewunderung für dies Mädchen bereits aus Dessen Briefen. Auch ihm gefiel sie, aber freilich lobte er sie nicht im Tone eines Verliebten. Goethe erschrak über dieses mattherzige Geltenlassen. Merck dagegen stellte ihm vor, daß es ja genug gute Mädchen gibt, die noch nicht vergeben sind, und fragte: warum denn Goethe für diese andern Schönen keine Augen habe? Welche Abkühlung für einen Brennenden! Merck ging mit Goethe nach Wetzlar und erkannte im längeren Gespräch immer deutlicher, wie unnütz und gefährlich dessen Aufenthalt dort war. Auch mit Kestner kam er zusammen und die Mamsell Buff sah er ein zweites Mal. Als er dann mit dem jungen Freunde über dessen ganzen Zustand sprach, sah er ihm scharf in die Augen und sprach die drei harten Worte: „Du mußt fort!"

Merck hätte ihn am liebsten jetzt gleich auch nach Frankfurt mitgenommen, da ihn Goethe bis Gießen zurück begleitete. Das gewann Goethe nicht über sich; er begehrte noch Aufschub. Aber er versprach, daß er den Freund demnächst in Koblenz bei der La Roche treffen wolle.

Mit der Absicht, in wenigen Tagen Wetzlar zu verlassen, kam er am 22sten August zurück. Er erzählte Kestnern von seiner baldigen Reise nach Koblenz. „Ich werde keinen Abschied von euch nehmen“ fügte er hinzu; „eines Tages, wenn ihr nach mir fragt, bin ich hinter den Bergen.“

Am 27sten August saß Goethe fast den ganzen Tag bei Lotten; der Bräutigam, dem sein Gesandter immer neue Arbeit auflud, kam erst abends. Da wurden wieder einmal Bohnen geschnitten für die vielen hungrigen Mäuler des Teutschen Hauses, und diesmal blieb man bis Mitternacht zusammen. Lotte kochte Tee, und als die Glocke Zwölf schlug, beglückwünschte sie die beiden lieben Männer zum Geburtstage. Kestner vollendete sein 31stes, Goethe sein 23stes Jahr.

Auch in der nächsten Woche zögerte Goethe, seinen Entschluß auszuführen. Aber er durfte an der Notwendigkeit nicht zweifeln. Im Kleinen zeigte sich wie im Großen, daß es nicht gut tut, wenn ein Mädchen auf zwei Freunde hören muß. Eines Tages wäre Lottchen gern nach Atzbach gegangen; Goethe stimmte sehr dafür, weil er sie hätte hinbegleiten dürfen; Kestner war gegen diesen Besuch. Also „kleiner Unwille“ zwischen Braut und Bräutigam, und ungefähr auch zwischen den beiden Freunden. „Ich habe gestern den ganzen Nachmittag gemurrt, daß Lotte nicht nach Atzbach gangen ist“ schrieb Goethe dem Freunde am 6ten September in der Frühe. Und weiter:

Der Morgen ist so herrlich, und meine Seele so ruhig, daß ich nicht in der Stadt bleiben kann. Ich will nach Garbenheim gehn.

Lotte sagte gestern, sie wollte heut etwas weiter als gewöhnlich spazieren. Nicht daß ich Euch draußen erwarte! Aber wünsche? Von ganzem Herzen! Und hoffe, zwar etwas weniger; doch just so viel, daß es die Ungewißheit des Wunsches so halb und halb balanziert. In der Ungewißheit denn will ich meinen Tag zubringen und hoffen und hoffen.

Und wenn ich den Abend allein herein gehen muß, so wissen Sie, wie's einem Weisen geziemt und wie weise ich bin!

Dieser Tage wurde ein Bild von Lotten gemalt. Es war eins von den herkömmlichen, und Goethe war nicht zufrieden damit; er sagte: er möchte es nicht haben, weil es die echte Lotte nicht sei. Aber es war auch gar nicht für ihn bestimmt gewesen, obwohl man doch mit seiner baldigen Abreise rechnete.

Am 10ten September aß er mit Kestner in dessen Garten zu Mittag. Nachmittags vertraute er seinem Hausgenossen Born an, daß er am andern Morgen in aller Frühe abreisen werde.

Abends ging er wieder ins Teutsche Haus. Von seiner Absicht sagte er nichts. Als Kestner auch da war, fing Lottchen ein Gespräch an über das Leben nach dem Tode, über die Möglichkeit eines Wiederkommens an die Plätze, wo man heimisch gewesen, und eines Sichkundgebens bei den Nächsten. Und die Drei machten aus, was schon Viele einander versprachen: Wer zuerst von uns stirbt, soll den Andern eine Nachricht über seinen Zustand im Jenseits geben.

Goethe war sehr erregt. Wer zuerst stirbt, weiß man nicht. Aber starb er nicht jetzt schon aus diesem Hause heraus? Sein Herz schwoll ihm zur Kehle hin-

auf; rasch wünschte er Gutenacht und ging. Der alte Amtmann begleitete ihn noch bis zur Hoftür.

Als er dann allein in seiner Stube war, blickte er über die wenigen Sachen, die ihm darin gehörten. Er setzte sich an den Tisch und nahm ein paar Blätter. Zuerst schrieb er an Kestner. Nur ein paar Zeilen.

Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen: Er ist fort. Geben Sie Lottchen inliegenden Zettel! Ich war sehr gefaßt, aber Euer Gespräch hat mich auseinander gerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblick nichts sagen als: leben Sie wohl! Wäre ich einen Augenblick länger bei Euch geblieben, ich hätte nicht gehalten!

Nun bin ich allein, und morgen geh' ich. O mein armer Kopf!

Sodann an das Mädchen:

Wohl hoff' ich, wiederzukommen, aber Gott weiß: wann! Lotte, wie war mir's bei Deinem Reden um's Herz, da ich wußte: es ist das letzte Mal, daß ich sie sehe. Nicht das letzte Mal, und doch geh' ich morgen fort. Fort ist er.

Welcher Geist brachte Euch auf den Diskurs! Da ich Alles sagen durfte, was ich fühlte! Ach, mir war's um Hienieden zu tun, um die Hand, die ich zum letzten Mal küßte! Das Zimmer, in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater, der mich zum letzten Mal begleitete!

Ich bin nun allein und darf weinen. Ich lasse Euch glücklich. Und gehe nicht aus Euern Herzen. Und sehe Euch wieder. Aber nicht-morgen ist nimmer!

Sagen Sie meinen Buben: er ist fort!

Ich mag nicht weiter.

Nach einer kurzen Nacht legte er, noch bei Kerzenschein, seine Sachen zusammen. Dann schrieb er noch einen Zettel zum vorigen.

Gepackt ist's, Lotte, und der Tag bricht an; noch eine Viertelstunde, so bin ich weg. Die Bilder, die ich vergessen habe und die Sie den Kindern austeilen werden, mögen Entschuldigung sein, daß ich schreibe, Lotte, da ich nichts zu schreiben habe. Denn Sie wissen Alles, wissen, wie glücklich ich diese Tage war.

Und ich gehe zu den liebsten, besten Menschen. Aber warum von Ihnen? Das ist nun so, und mein Schicksal, daß ich „heute, morgen und übermorgen" nicht hinzusetzen kann, was ich wohl oft im Scherz dazusetzte.

Immer fröhliches Muts, liebe Lotte! Sie sind glücklicher als Hundert, nur nicht gleichgültig. Und ich, liebe Lotte, bin glücklich, daß ich in Ihren Augen lese: Sie glauben, ich werde mich nie verändern.

Adieu, tausendmal adieu! Goethe.

Jetzt wurden die Andern im Hause munter. Born kam, der ihn ein Stück begleiten wollte, und Goethe ging hinunter zum Hausherrn und sagte ihm, daß er abreise, und fragte, was er noch schuldig sei.

„Wo wollen Sie denn hin?" fragte Ludolf ganz überrascht.

„Ich reise fort" versetzte Goethe, „nach Koblenz, Köln und so weiter" und drängte zur Eile.

Um 7 Uhr ritt er ab; Born begleitete ihn bis gegen Braunfels.

Als Kestner mittags nach Haus kam, brachte man ihm Bücher und einen Brief: „Herr Dr. Goethe hat Dieses um zehn Uhr geschickt."

Kestner verstand sogleich, was es bedeute. Es war gut so, und doch konnte er sich der Traurigkeit nicht erwehren.

Nachher kam Born zu ihm: Goethe sei sehr niedergeschlagen gewesen und habe viel vom gestrigen Abendgespräch geredet.

Die Hofrätin Lange erfuhr die Neuigkeit als eine der Ersten und war sehr böse, daß Goethe ihr als seiner Großtante nichts vorher gesagt hatte. Sie schickte eine Magd ins Teutsche Haus mit irgendeiner Bestellung, und „es wäre doch sehr ungezogen, daß Dr. Goethe so, ohne Abschied zu nehmen, weggereist sei.“ Lottchen wußte noch nichts, aber sie verbarg ihre Überraschung und erwiderte den Vorwurf, indem sie fragen ließ, warum die Rätin ihren Neveu nicht besser erzogen hätte. Gegen Mittag ließ Madame Lange wieder bestellen: sie werde es an des Dr. Goethe Mutter schreiben, wie er sich aufgeführt habe.

Lottchen konnte es auf die erste Nachricht noch nicht glauben, daß ihr Freund wirklich entflohen sei. Und nach listiger Frauenart schickte sie einen Kasten, den sie von Goethe hatte, nach seiner Wohnung und ließ ihm ein schönes Kompliment bestellen. Die Magd kam mit dem Kasten wieder, und nun hieß es überall im Teutschen Hause: „Doktor Goethe ist fort! Er ist ganz fort.“

Der vierzehnjährige Hans sprang hinüber zum „reformierten Treppchen“, wo Kestner beim Pfarrer Lorsbach wohnte: „Ist er gewiß weg?“ Und Kestner nickte.

„Nachmittags brachte ich die Billets von Goethe an Lottchen“ schrieb der brave Mann abends in sein Tagebuch.

Sie war betrübt über seine Abreise; es kamen ihr die Tränen beim Lesen in die Augen. Doch war es ihr lieb, daß

er fort war, da sie ihm Das nicht geben konnte, was er wünschte. Denn er war sehr verliebt in sie und bis zum Enthusiasmus. Sie hatte Solches aber immer von sich entfernt und ihm nichts als Freundschaft eingeräumt, auch förmlich deklarieret.

Wir sprachen nur von ihm; ich konnte auch nichts anders als an ihn denken; verteidigte die Art seiner Abreise, welche von einem Unverständigen getadelt wurde; ich tat es mit vieler Heftigkeit.

Die Unverständigen hatten auch in den nächsten Tagen noch das Wort, und das Urteil über den Dr. Goethe lautete zumeist: „Er hat einen Schuß."

Am 12ten September wanderte Lotte wieder einmal nach Atzbach. Kestner begleitete sie bis Garbenheim; von da ging des Schulmeisters Tochter mit ihr weiter. Als Kestner ihr mit einem Fernrohr nachsah, stand sie unterwegs bei einer Bauernfrau stille.

Es war des Dr. Goethe Freundin in Garbenheim, eine Frau, die ziemlich gut aussieht, eine freundlich-unschuldige Miene hat und gut, jedoch ganz ohne Kunst reden kann. Sie hat drei Kinder, welchen Dr. Goethe oft Etwas mitbrachte, daher sie ihn lieb hatten; die Frau sah ihn auch gern.

Diese Frau hieß Henriette Bamberger, ihr Mann war ein Küfer. Als sie jetzt die Mamsell Buff daher kommen sah, fragte sie, ob sie denn ganz allein komme.

„Ich habe ja hier Jemand bei mir."

Ja, ich meine, ob sie keinen Herrn bei sich hat?

„Was denn für einen? Der oft zu ihr gekommen ist?"

Der mit der Feder?

„Nein! Der letzthin bei euch war. Der ist fort und kömmt nicht wieder."

Ei, Der ist fort?

„Ja, habt ihr Etwas an ihn zu bestellen? So will ich es durch Jemand schreiben lassen."

O Dem hätte ich einen ganzen Wagen voll zu schreiben!

Viertes Kapitel

Lasten und Ankosten

Spätjahr 1772

Zwei, drei Tage Wanderung die Lahn entlang, dem Rheine zu: Das erheitert den betrübten Sinn, zumal wenn der Wandrer ein junger Mann ist, der das Leben noch vor sich hat. Jetzt, mit dreiundzwanzig Jahren, sah Goethe zum ersten Male die schönsten Teile des Rheins und sah sie mit Künstlerfreude.

In Thal unterhalb des Ehrenbreitsteins, Koblenz gegenüber, bewohnte die Familie La Roche ein sehr schönes Haus. Aus jedem der großen Fenster gab es eine andere herrliche Aussicht, und drinnen konnte man sich auch wohl fühlen. Es waren zwei Knaben im Hause, die Lieblinge der Mutter, und zwei schöne Töchter, Maxe und Luise. Die sechzehnjährige Maxe, klein, schlank, schwarz von Haar und Augen bei sehr weißer Hautfarbe, schmiegte sich an den Doktor Goethe fast wie eine jüngere Schwester an; sie half ihm, etwas seltener an die Freundin in Wetzlar zu denken. Ihr

Vater aber machte neben seiner berühmten Frau durchaus kein klägliches Bild; er war ein sehr kluger, weltkundiger Mann, mit dem sich bei Tisch und nach Tisch gar hübsch plaudern ließ. Freisinniger Katholik im Sinne Josephs des Zweiten, hatte er, ohne jedoch seinen Namen zu nennen, ‚Briefe über das Mönchswesen' drucken lassen, worin er die Entartung der Klöster geißelte; jetzt diente er einem geistlichen Reichsstande, dem zu Koblenz residierenden Kurfürsten Klemens

Ehrenbreitstein und Thal

Wenzeslaus von Trier. Wenn dieser kundige Geschäftsmann sich im Vertrauen aussprach, konnte man von ihm allerlei Anmerkungen erhaschen, wie es in der vornehmsten Welt eigentlich hergehe. Seine Gattin: wir wissen bereits, daß sie in Schriften, Briefen und Reden sich höchst zartsinnig und edelmütig gebärdete, aber bei näherem Umgange den Verdacht erweckte, daß sie sich unter den Weibern eigentlich durch ihren Mangel an Herz und Gefühl auszeichne. Indessen regierte sie ihr Hauswesen vortrefflich, lebte einig mit ihrem Manne und ehrte mit Klugheit einen Gast wie Goethe, an

dessen große Begabung und Zukunft sie nach Mercks Versicherungen glauben mußte. Goethe aber empfand es doch auch angenehm, daß diese Frau, die als Dichterin und als feine Weltdame so hoch stand, ihn, den unbewährten Anfänger, ihrer Freundschaft würdigte. Und wieviel konnte auch sie ihm erzählen über Menschen, die er sich gern deutlich machte! Bald über die wichtigsten Persönlichkeiten hier in den Rheinlanden, bald über Wieland, dem sie nun schon so viele Jahre nahestand, bald über andere Schriftsteller und Schöngeister, zum Beispiel über die Brüder Jacobi in Düsseldorf oder über den Darmstädter Freundschafts- und Edelsinns-Apostel Leuchsenring. Vor anderthalb Jahren, im Mai 1771, war hier in ihrem Hause so etwas wie ein Kongreß der schönen Geister gewesen, denn Wieland, die Brüder Jacobi und Leuchsenring waren zu gleicher Zeit zu ihr gekommen, hatten sich alle miteinander lieb gewonnen, hatten das seltene Glück genossen, ganz verstanden und in ihrem Besten gestärkt zu werden. „Das waren selige Tage!“

Auch jetzt konnte man beinahe von einem Kongreß zu Thal-Ehrenbreitstein reden, denn als Goethe einige Tage da war, kam auch Merck mit Frau und Söhnchen angefahren, um den Hausbesuch zu erwidern, den Madame La Roche mit ihrer ältesten Tochter ihnen gemacht. Nun ward die Unterhaltung noch lebhafter. Der Darmstädtische Kriegszahlmeister und der kurtrierische Geheime Rat paßten sehr gut zusammen und konnten einander viele Scandalosa erzählen; Goethe wußte manchmal nicht, sollte er sich den Männern anschließen oder bei der Dame des Hauses sitzen oder

mit der schönen Maxe im Freien herumstreifen oder den drei Knaben helfen, sich recht zu erlustieren.

Eines Morgens war dann die festliche Zeit vorbei. „Vergessen Sie mich nicht!“ bat Goethe, als er der Mutter und der Tochter die Hand küßte. Ein Briefwechsel war schon verabredet.

Und nun fuhren sie auf dem Jachtschiff rheinaufwärts: bis Bibrich waren alle diese Landschaftsbilder neu für Goethen. Er sowohl wie Merck suchten viele Blicke zeichnend festzuhalten. Die beiden Freunde fühlten sich immer einiger.

Merck und Frau mit ihrem kleinen Henri fuhren nach Frankfurt mit, wo sie am 21sten September[1]) ankamen, also zehn Tage nach Goethes Flucht aus Wetzlar. Die große Neuigkeit zu Hause war (außer der Rückkehr des Sohnes): die Verlobung Korneliens mit dem Dr. Schlosser. Sie waren durch den Bruder schon längere Zeit miteinander gut bekannt geworden; nun waren die Beiden durch Wolfgangs Abwesenheit erst recht nahe zusammengerückt.

Am 22sten September, nachmittags, saßen Goethe und Merck bei dem neuen Bräutigam Schlosser: da ging die Tür auf, und — Kestner trat herein! Goethes Freude war so groß wie seine Verwunderung; er fiel Kestnern um den Hals und erdrückte ihn fast. „Wie ist's möglich? Wo kommt Ihr her?“

Kestner hatte sich von zwei Freunden bereden

[1]) Vermutlich.

lassen, sie nach Frankfurt zur Messe zu begleiten. Nach Goethes Haus hatte er sich nicht erfragt, da er dessen Rückkehr noch nicht vermutete; aber Goethes Freund Schlosser wollte er besuchen. Nun sahen sich die beiden Liebhaber Lottens so bald wieder!

Es ward sogleich vorgeschlagen, auch die Frauenzimmer an der allgemeinen Freude teilnehmen zu lassen. Madame Merck und Olle. Goethe waren auf dem Römer; als die Männer dorthin gingen, begegnete ihnen eine andere junge Person. Wie sie den Goethe sah, leuchtete ihr die Überraschung aus dem Gesicht; sie lief auf ihn zu und in seine Arme. Sie küßten sich herzlich. Kestner sah die Szene mit Verwunderung: es war eine der vier Schwestern Gerock, mit denen Goethe von Kind auf befreundet war; auch sie hatte nicht gewußt, daß der Wolfgang wieder in Frankfurt war, daher ihre große Freude. Als man nun auch Madame Merck und Jungfer Goethe gefunden hatte, ging die Gesellschaft plaudernd spazieren und dann ins Goethesche Haus am Hirschgraben. Nur die Mutter war da; sie empfing den Herrn Kestner sehr herzlich. Auch der Vater tat es, als er nach Hause kam. Nachher spielte ihnen Kornelia auf dem Klaviere vor, vortrefflich, außerordentlich fertig.

Am nächsten Tage waren sie von früh bis spät beisammen, auch abends noch in der Komödie und bei Goethes zum Nachtessen.

Und dann war Goethe wieder allein in der Heimat, in der gewohnten Gesellschaft. Nur daß er die

Ältestes Bild von Goethes Mansarde
(Goethe-Nationalmuseum in Weimar.) Von Karoline Bardua

Frankfurt: Landungsplatz am Fahrtor

Aus einem alten Kupferwerk

Frankfurt: Der Römerberg

Von Delkeskamp

Schwester halb schon verloren hatte; nur daß der alte Vater noch griesgrämiger dreinblickte als zuvor und sich Sorge machte, was denn aus dem hochbegabten Sohne eigentlich werden solle. Der Aufenthalt in Wetzlar war ganz für die Katz gewesen und hatte doch recht viel Geld gekostet. Der Herr Rat fing an, das Geld ängstlich zu berechnen.

Wie der Vater den Sohn, so kritisierte der Sohn seinen Vater. „Lieber Gott, wenn ich einmal alt werde, soll ich dann auch so werden?" So sprach der Sohn zu sich. „Soll dann meine Seele nicht mehr hängen an Dem, was liebenswert und gut ist? Er wird immer irdischer und kleiner. Sonderbar! Man sollte doch glauben: je älter ein Mensch wird, desto mehr müßte er sich vom Irdischen und Kleinlichen loslösen."

Ach, Vieles war ihm in Frankfurt lästig und anstößig. Der junge Mann sehnte sich jetzt wieder einmal nach dem vorigen Platze zurück. Nur meinte er jetzt nicht das ganze Wetzlar, sondern eine einzige gastliche Stätte.

Auf der Straße traf er seinen ehemaligen Halbfreund Schweitzer, der auch in Wetzlar bekannt war, und Dieser fragte ihn nach den dortigen Dingen aus.

„Wo habt ihr euch denn hingehalten?"

In's Teutsche Haus.

„Doch nicht zu Brands?"

Freilich! Zu Brands. Warum denn nicht?

„Ihr kennt also auch Amtmanns?"

Ja wohl.

„Die Lotte ist ein sehr angenehmes Mädchen."

Sie geht so mit. —

Bei seinen wahren Freunden rühmte er die Lotte um so ehrlicher; am zärtlichsten aber war er mit ihr in seiner Stube, denn dort hatte er ihren Kopf als großen Schattenriß an der Wand befestigt. An Kestner schrieb er fleißig; alle seine Liebe zu Lotten durfte er diesem braven Menschen anvertrauen:

Wollte, ich säße noch zu Lottens Füßen, und die Jungen krabbelten auf mir herum.

Oder:

Mein Genius [war] ein böser Genius, der mich nach Volpertshausen kutschierte, und doch ein guter Genius; meine Tage in Wetzlar wollt' ich nicht besser zugebracht haben, und doch geben mir die Götter keine solchen Tage mehr!

Ganz selig war er, als ihm Lottchen zum Andenken eine blaßrote Schleife schickte, die sie bei jener Fahrt nach Volpertshausen getragen hatte.

Heut, eh ich zu Tisch ging, grüßt' ich ihr Bild herzlich. Und bei Tisch: ich wunderte mich über den seltsamen Brief, brach ihn auf und steckt' ihn weg. O liebe Lotte, seit ich sie das erste Mal sah, wie ist Das alles so anders! Es ist noch eben diese Blütenfarbe am Band, doch verschossener kommt mir's vor; ist auch natürlich. Dank Ihrem Herzen, daß Sie mir noch so ein Geschenk machen können!

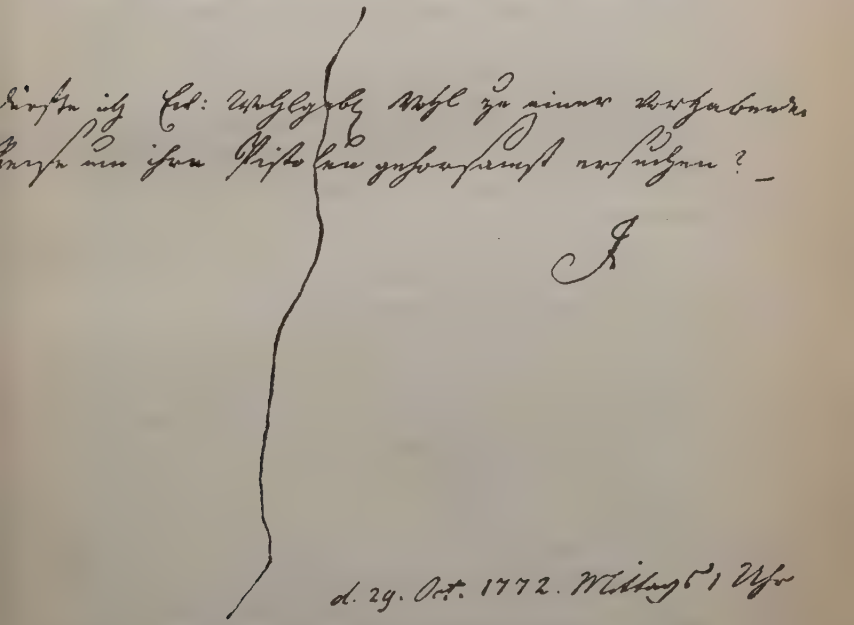
Einen Monat nach seiner Abreise aus Wetzlar las er in einem Briefe Kestners, daß Goué, der die Stadt schon im Anfang Juli verlassen hatte, sich neulich in Göttingen das Leben genommen habe. Goethe antwortete:

Ich ehre auch solche Tat. Und bejammre die Mensch-

heit. Und lasse alle Scheißkerle von Philistern Tobacksrauchs-Betrachtungen drüber machen und sagen: „Da habt ihr's!"

Ich hoffe nie meinen Freunden mit einer solchen Nachricht beschwerlich zu werden.

Es war ein falsches Gerücht gewesen. Aber bald darauf, am 30sten Oktober, erschoß sich in Wetzlar selbst der braunschweigische Legationssekretär Wilhelm Jerusalem. Die Tat erregte das größte Aufsehen im Städtchen. Kestner war tief erschüttert; er selber hatte nichts



Zettel, den Jerusalem an Kestner schickte

ahnend die Pistole hergeliehen, mit der der Unglückliche seine Stirn zerschmetterte. Und auch Goethe wurde durch die Nachricht sehr stark getroffen:

Wie anders, wie anders als wie sich Goué sollte erschossen haben!

Jetzt wußte man in Wetzlar sogleich von einer unglücklichen Liebe Jerusalems: vorher war sie nicht bekannt gewesen. Sicherlich erwuchs daraus ein Antrieb zur Tat.

Der arme Junge! Wenn ich zurückkam vom Spaziergang und er mir begegnete, hinaus im Mondschein, sagt' ich: er ist verliebt! Lotte muß sich noch erinnern, daß ich drüber lächelte. —

Gott weiß, die Einsamkeit hat sein Herz untergraben. Und —

Seit sieben Jahren kenn' ich die Gestalt. Ich habe wenig mit ihm geredt. Bei meiner Abreise nahm ich ihm ein Buch mit: Das will ich behalten und sein gedenken, so lang ich lebe.

Die aussichtslose Verliebtheit in Ehren: aber muß man deswegen das Leben wegwerfen? Es war das Rätselhafte, was in diesem Falle die Gemüter erregte. Jerusalem hatte sich nichts vorzuwerfen, noch wurde er irgendwie beschuldigt oder verfolgt. Er kam aus sehr guter Familie; sein künftiger Landesherr schätzte ihn. Wenn er sich in Wetzlar in der Nähe seiner Angebeteten unglücklich fühlte und mit seinen dortigen Vorgesetzten schlecht stand, wie man jetzt gleichfalls sagte, so konnte er ja in seine Heimat zurückkehren: eine plötzliche Abreise wäre ein sehr viel kleinerer Gewaltakt gewesen. Also, folgerte Goethe, fühlte sich der junge Mann wohl auch von seinem Vater her bedrückt, von dem Vater, der die berühmten Bücher über die vornehmsten Wahrheiten der Religion geschrieben hatte und als regierender

Geistlicher des Herzogtums Braunschweig eine große Rolle spielte.

Wenn der verfluchte Pfaff, sein Vater, nicht schuld ist, so verzeih mir's Gott, daß ich ihm wünsche, er möge den Hals brechen wie Eli.

Goethe fühlte sich selber von seinem wohlmeinenden Vater her eingeschränkt und bedrückt; deshalb ballte er sogleich die Faust gegen den armen alten Theologen, der auf diese Weise seinen einzigen Sohn verloren hatte.

Goethe dachte sich noch lebhafter in des jungen Selbstmörders Lage hinein oder er dachte Jenen an seine eigene Stelle. Jerusalem hatte die Frau eines Freundes geliebt: wie er selber die Braut Kestners. Jerusalem war ein starker Leser und ernster Denker gewesen: wie er selber. Jerusalem war ihm zwei Jahre voraus, also an Erfahrungen reicher, im Denken reifer: würde er selber nun auch nach zwei Jahren, um sich aus gefährlichen und schmerzlichen Verhältnissen zu befreien, lieber gleich die Erde als bloß den Ort verlassen? Ja, hat ein bloßer Ortswechsel viel Zweck? Finden wir nicht in jeder neuen Stadt ein neues Elend? Oder auch das alte, nämlich die Vorherrschaft der Schlechten!

Die Teufel, welches sind die schändlichen Menschen, die nichts genießen denn Spreu der Eitelkeit, und Götzenlust in ihrem Herzen haben und Götzendienst predigen und hemmen gute Natur und übertreiben und verderben die Kräfte, sind schuld an diesem Unglück. An unserm Unglück. Hole sie der Teufel, ihr Bruder!

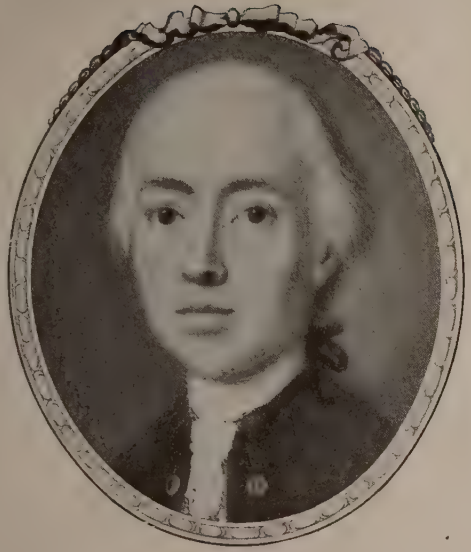
Wenige Tage nach dieser Erregung erfuhr er eine angenehmere. Schlosser fragte ihn, ob er Lust habe, mit nach Wetzlar zu fahren; er selber habe dort Geschäfte. Sofort war Goethe bereit. Am 6ten November reisten sie; abends überraschten sie Freund Kestner so, wie er sie kürzlich überrascht hatte.

Drei volle Tage genoß nun Goethe das Leben neben Lotten, Kestnern, dem alten Amtmann, den Buben und Mädeln.

Über Jerusalem ward viel gesprochen, und Goethe erfuhr alle Einzelheiten. Einer der ganz Wenigen, mit denen der Unglückliche näheren Umgang gehabt hatte, war jener Freiherr v. Kielmannsegge, den auch Goethe sehr schätzte. Auch ihn fragte Goethe nun um die wahre Erklärung der Tat. „Wenige werden es mir glauben" antwortete Kielmannsegge, „aber Ihnen kann ich es wohl sagen: Das ängstliche Bestreben nach Wahrheit und moralischer Güte hat sein Herz so untergraben, und mißlungene Versuche des Lebens und der Leidenschaft drängten ihn dann zu dem traurigen Entschlusse hin."

Das mochte wohl richtig sein! Ein edles Herz und ein durchdringender Kopf, wie leicht gehen sie von außerordentlichen Empfindungen zu solchen Entschließungen über! Und das Leben: was hat es denn zu bieten?

Nun hier, unter den lieben Leuten im Amtmannshause, durfte man diese Frage nicht stellen. Aber dieser Besuch war ja auch nur ein Augenblick im Tag des Lebens. Schlosser drängte zur Rückreise, als er seine Geschäfte besorgt hatte; von allein wäre Goethe nicht

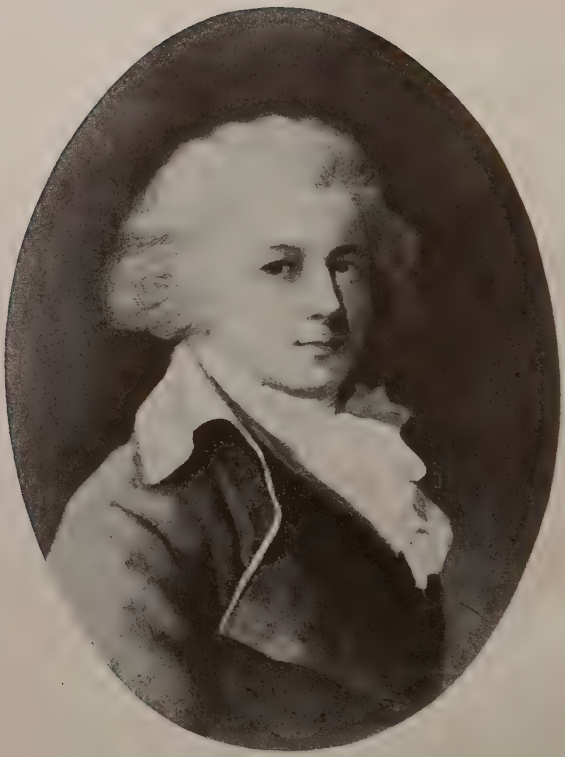


Georg Schlosser

Miniatur von Becker im Besitze von Kommerzienrat Hermann Hasenclever in Remscheid-Ehringhausen

Kornelie Göthe 1773

Bleistiftzeichnung ihres Bruders



Karl Wilhelm Jerusalem

Olbild im Besitze von Frau R.-A. Hofmann in Wittenberg

Jerusalems Wohnung in Wetzlar

gegangen. Am 10ten fuhren sie morgens ab, zunächst nur nach Friedberg, wo Schlosser gleichfalls zu tun fand. Schon von dort schrieb Goethe an Kestner und Lotte:

. . . Wie ich heut vom ‚Kronprinzen' hinauf fuhr und ich die Deutschhaus-Mauern sah und den Weg, den ich so hundertmal — und es dann rechts in die Schmidgasse lenkte — —

Ich wollte, ich hätte gestern Abend förmlich Abschied genommen. Es war ebensoviel, und ich kam um einen Kuß zu kurz, den sie mir nicht hätte versagen können. Fast wäre ich heute früh noch hingegangen; Schlosser hielt mich ab; dafür spiel ich ihm nächstens einen Streich! Ich will doch nicht allein leiden.

Gewiß, Kestner, es war Zeit, daß ich ging. Gestern Abend hatte ich rechte hängerliche und hängenswerte Gedanken auf dem Kanapee.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und wenn ich wieder denke, wie ich von Wetzlar zurückkomme: so ganz über meine Hoffnung lieb empfangen zu sein, bin ich viel ruhig. Ich gesteh's Ihnen: es war mir halb angst. Denn das Unglück ist mir schon oft widerfahren. Ich kam mit ganzem, vollem, warmem Herzen, lieber Kestner: da ist's ein Höllenschmerz, wenn man nicht empfangen wird, wie man kommt! Aber so! Gott geb Euch ein ganzes Leben, wie mir die paar Tage waren!

Am nächsten Tage ward in Homburg Station gemacht. Auch dort wurde er von den Freundinnen gar lieb empfangen. Wie wohl ihm Das tat! Wenn unser Erscheinen so trefflichen Menschen Freude macht, da kann man das Leben wieder lieb gewinnen!

Er konnte ja auch noch das Wiedersehen in Darmstadt als Vorfreude genießen.

Im Vaterhause wieder angelangt, hatte er sogleich wieder ein Erlebnis: seine erste Schrift lag gedruckt vor ihm:

Von

Deutscher Baukunst

D. M.

Ervini a Steinbach.

1773.

Der Autor war nicht genannt. Der Preis war 6 Kreuzer in Frankfurt und 1 Groschen außerhalb. Eine „Flugschrift“ war es, ein einziger Bogen, eine

Parteinahme, ein Bekenntnis, und zwar, was sehr merkwürdig, in einer Kunst- und Schönheits-Angelegenheit, auf die kaum Jemand Acht hatte. Der Verfasser hatte sich die Brust freigeschrieben; durch den Druck stellte er seine Gedanken und Gefühle vor die Zeitgenossen: mochten sie sehen, was sie daraus machen konnten! Blieb es eine Herzensergießung für die Freunde: auch gut!

So klein die Schrift war, bestand sie aus fünf Teilen, die zu verschiedenen Zeiten niedergeschrieben und nun aneinandergereiht worden waren. Das erste, älteste Blatt war eine Huldigung an den Erbauer des geliebten Münsters.[1]) Das zweite eine Auseinandersetzung mit einem Abbé Laugier und dessen Essai sur l'architecture. Das dritte erzählt, wie Goethe unter dem Wort „gotisch" gleich seinen Zeitgenossen alles Barbarische, Geschmacklose, Überladene verstanden habe und dann bekehrt worden sei: nur durch das Anschauen des Münsters, nämlich durch vielmaliges, hingebendes Anschauen. Auch seine Entdeckung, daß dem einzigen ausgebauten Turme „der fünfgetürmte Hauptschmuck" fehlt, den der Meister eigentlich als Spitze gemeint, wird kurz angedeutet. Im vierten Blatte schilt er auf das Wort „gotisch", wodurch diese alten Bauwerke verächtlich gemacht werden. Haben denn die Goten solche Gebäude errichtet? Nein, wir sollten Gott danken, „laut verkündigen zu können: Das ist deutsche Baukunst, unsere Baukunst, da der Italiener sich keiner eigenen rühmen darf, viel weniger der Franzos." Und

[1]) Daher auf dem Titel das D. M.: divis manibus, dem seligen Geiste des Erwin von Steinbach.

nun wendet sich Goethe gegen den angesehensten deutschen Kunstlehrer der Zeit, den in Berlin lebenden Schweizer Sulzer. Dessen großes Werk ‚Die schönsten Künste, in ihrem Ursprung, ihrer wahren Natur und besten Anwendung betrachtet' war neulich schon von Merck rezensiert worden; Goethe nahm sich die Hauptlehre Sulzers vor, wonach die bildende Kunst ursprünglich und hauptsächlich „in der Einwebung des Angenehmen in das Nützliche" bestehe, „oder in Verschönerung der Dinge, die durch gemeine Kunst erfunden worden." Darauf antwortet jetzt der junge Mann kurz und scharf: „Das ist nicht wahr!"

Die Kunst ist lange bildend, ehe sie schön ist, und doch so wahre, große Kunst, ja oft wahrer und größer als die schöne selbst. Denn in dem Menschen ist eine bildende Natur, die gleich sich tätig beweist, wann seine Existenz gesichert ist. Sobald er nichts zu sorgen und zu fürchten hat, greift der Halbgott, wirksam in seiner Ruhe, umher nach Stoff: ihm seinen Geist einzuhauchen. Und so modelt der Wilde mit abenteuerlichen Zügen, gräßlichen Gestalten, hohen Farben seine Kokos[1]), seine Federn und seinen Körper. Und laßt diese Bildnerei aus den willkürlichsten Formen bestehn, sie wird ohne Gestaltsverhältnis zusammenstimmen, denn eine Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen.

Diese charakteristische Kunst ist nun die einzig wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigner, selbständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden: sie ist ganz und lebendig.

Auch im fünften Blatte wiederholt er die Mahnung: Laß die weiche Lehre neuerer Schönheitelei dich für

[1]) Geflochtene Matten.

das bedeutende Rauhe nicht verzärteln, daß nicht zuletzt deine kränkelnde Empfindung nur eine unbedeutende Glätte ertragen könne!

Wie sehr unsre geschminkte Puppenmaler mir verhaßt sind, mag ich nicht deklamieren. Sie haben durch theatralische Stellungen, erlogene Teints und bunte Kleider die Augen der Weiber gefangen. Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anspötteln: Deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommner!

Und zum Schluß spricht er das Credo des Genie-Glaubens aus: der große Künstler wird als solcher geboren. Braucht er keine Erziehung? Gewiß, aber das Leben muß ihn bilden, nicht der Lehrer. Selbst den besten Lehrern ruft Goethe zu: Ihr schadet dem Genius!

Er will auf keinen fremden Flügeln, und wären's die Flügel der Morgenröte, emporgehoben und fortgerückt werden. Seine eigne Kräfte sind's, die sich im Kindertraum entfalten, im Jünglingsleben bearbeiten, bis er stark und behend, wie der Löwe des Gebirges, auseilt auf Raub. Drum erzieht sie meist die Natur . . .

So sprach er im Prophetentone, und doch schwammen diese Lehren nur eine Zeit lang obenauf in seiner Seele. Warum hatte er denn in seiner Heimat und auf seinen Wanderungen so wenig Aufmerksamkeit für alte deutsche Kunst an Bauwerken oder Gemälden oder Gegenständen des Haushalts? Es gab ja noch mehr gotische Dome als den Straßburger! Oder blickte er etwa nach primitiven Künstlern unter Bauern und Handwerkern aus, nach Genies, wie sie sich doch auch im gemeinen Volke finden müssen? Er schmückte sich jetzt seine Stube mit Bildern: sieben Köpfe nach

Raphael waren seine Augenweide. Auch plastischen Schmuck begehrte er: Abgüsse von antiken Köpfen, wie sie die Italiener nach Deutschland brachten. Ein Paris, ein Merkur, eine Venus stellten sich als die Ersten ein. Als er im vorigen Jahre von Straßburg zurückgekehrt war, hatte er unterwegs den vom Kurfürsten Karl Theodor zu Mannheim eingerichteten Antikensaal besucht; unvergeßliche Gestalten zeigten sich ihm da: Apoll von Belvedere, die Laokoon-Gruppe, der farnesische Herkules, der sterbende Fechter, ein Antinous oder Hermes, Kastor und Pollux, Kaunus und Byblis, die medizeische Venus, und was noch für Götter! Auch manche Büsten und Köpfe hatten sich ihm tief eingeprägt: eine Tochter der Niobe, der blinde Homeros, ein sterbender Alexander. Jetzt wollte er mit Merck nach Mannheim reisen, um diese Bilder noch einmal in sich zu befestigen, um ihre Größe und Schönheit auch durch des Freundes Augen und Geist noch besser zu erkennen.

Nein, ein Entdecker der deutschen bildenden Kunst war er nicht! Immerhin bekannte er sich zu Dürer, den nur Wenige zu schätzen wußten.

Der Besuch in Mannheim unterblieb, weil Merck seines Dienstes wegen nicht verreisen konnte; aber in Darmstadt lebten die beiden Freunde ganze vier Wochen zusammen: von Mitte November bis zum 10ten Dezember. Ihr Hauptgeschäft war das Zeichnen. An die Ölmalerei wagte sich Goethe noch nicht, aber mit Feder, Stift und Kreide versuchte er sich in Bildnissen, Landschaften, Szenendarstellungen und Buchschmuck. Auch

Radieren und Kupferstechen wurden betrieben. „Ich bin jetzt ganz Zeichner, habe Mut und Glück“ meldete er selber an Herder. Von seiner Braut hörte Herder das Gleiche; sie freute sich über ein Bild, das Goethe für sie machte: ein Bergschloß über einem Dorfe.

Unser guter Goethe ist hier, lebt und zeichnet, und wir sitzen beim Wintertisch um ihn herum und sehen und hören.... Er denkt noch ein Maler zu werden, und wir rieten ihm sehr dazu. Da ihm doch alle Tugenden fehlten, sagte er, so wolle er sich auf Talente legen.

Die Freundinnen in Darmstadt wurden nicht müde, ihm zuzusehen und seine Erzählungen aus Wetzlar zu hören. Auch sie weinten um den armen Jerusalem: die genaue Geschichte von dessen letzten Tagen und Stunden hatte Kestner auf Goethes Wunsch niedergeschrieben; diese Blätter kamen jetzt gerade an und wurden vorgelesen. Goethe war innerlich mit diesem Ereignis noch längst nicht fertig.

Gern schilderte er das Teutsche Haus und die wunderbare Lotte. „Ihr seid wohl in sie verliebt?“ fragten die Zuhörerinnen. „Gott bewahre!“ rief er dann wohl; sie sahen Merck fragend an, und Dieser versicherte: nein, von der Seite sei Goethe ganz unschuldig. Und dann lenkten Goethe oder Merck wohl die Rede auf Dorthel Brand oder sonst eine Schöne, die eher in Frage kommen könnte.

Soviel merkten die Freundinnen, daß Goethe von ihrem Geschlechte jetzt eine bessere Meinung hatte als vor der Wetzlarer Zeit. „Wir haben ihn hier alle lieb“ schrieb Karoline Flachsland ihrem Herder.

Uns Mädchen und Weibern ist er auch besser als sonst und ist uns herzlich gut. Aber überhaupt lieben: dazu liegt noch zu viel Asche von seiner ersten Liebe in seinem Herzen, und Das scheint natürlich.

Merck und Goethe verbrüderten sich immer inniger. Der Gast rühmte seinen Gastfreund gegen Herder und erzählte: „Merck versifiziert und druckt."

Der Kriegszahlmeister hatte sich in einem nahen Dorfe eine Handdruckerei eingerichtet und beriet sich nun mit Goethen, was man dort an Büchern herstellen sollte. Ein Nachdruck von Ossians Werken ward beschlossen, denn englische Bücher über See zu beziehen, war recht umständlich. Goethe versprach die Titel-Vignette zu diesem ‚Ossian' zu zeichnen.

Erst recht konnte Goethe teilnehmen, wenn der Freund „versifizierte." Merck bosselte jetzt an einer „Rhapsodie", in der ein alter „Reimhart" sich an junge Dichter wandte; der Dürerfreund Merck brauchte dazu Hans Sachsische Knittelverse. Er warnte vor dem armseligen Dichterberufe.

O, eure Muse lohnt man schlecht!
Da kommt mir just ein Gleichnis recht:
Ein junges Huhn zu mästen, ist
Ein Monat eine kurze Frist,
Und dann, wenn du's gemästet hast,
So kommt ein wohlbeleibter Gast,
Ißt ihrer sechs auf einmal auf!
So geht's im Dichter-Lebenslauf:
Wenn er nun angst- und lebenssatt
Bei zwanzig Tag gekribelt hat
Und glaubt, für seine Müh und Pein

Er erntet Geld und Lorbeern ein,
So tritt ein Kritiker herein
Und schlurft sein Werk behend und munter
Mit einer Tasse Tee hinunter.
Kein Mensch spricht mehr ein Wort davon:
Weg ist's! Und gar vielleicht ging's schon
Den Weg der Hühner mit.

In Frankreich gab es Bureaux d'Esprit, und auch in Deutschland glaubte man schon Ansätze zu dergleichen Gesellschaften zu erkennen, wo die neuesten Autoren zum Zeitvertreib der Damen und Herren besprochen und bespöttelt, ausnahmsweise wohl auch gerühmt wurden. Wer ein neues Werk herausgegeben, sollte einmal erforschen, wie es in diesen Kreisen aufgenommen wird:

Geh hin und setz dich weit vom Licht
Und höre, was man von dir spricht!
Und wenn man darob einig ist,
Daß du ein dummer Teufel bist,
Daß Alles elend, jämmerlich:
So schluck es ein und schüttle dich!
Sei still wie ein Politikus,
Damit ja Niemand auf dich fällt!
Und wenn der Herr ja sprechen muß,
So bell' er, wie der Andre bellt!

Hat man aber auf die Dauer kein Glück mit der eigenen Erzeugungskraft, so ist der beste Rat: Laß das Dichten und wirf dich selber zum Kenner und Richter auf!

Greif große Leute mutig an!
Denn Hobbes, der gelehrte Mann,
Zeigt, daß von Kindesbeinen an
Kein Mensch den andern leiden kann.

Auch Dies wohl zu bemerken ist,
Daß jedes Tier das andre frißt.
Der Walfisch frißt nach altem Brauch
Die Heringswelt in seinen Bauch,
Der Wolf das Lamm, der Fuchs das Huhn.
Beim Dichtervolk, da ist es nun
Gerad die umgekehrte Welt:
Der Kleine auf den Großen fällt!
Wer sitzt, wo niemals ein Insekt
Mit kritscher Nase hingeschmeckt,
Ganz oben auf des Pindus Höhe:
Der necket sie — er wird geneckt!
Ihn lassen nicht die Kleinen gehn,
Zerfleischen ihn mit Ohnmachts-Wut,
Wie ihnen der Noch-Kleinre tut.
Wie Swammerdam uns klar beweist,
Daß jeder Wurm den andern beißt,
Der um ein Haar breit größer mißt;
So wie es auch bewiesen ist:
Der Floh, der an dem Menschen frißt,
Hat kleinre Flöh': Die fressen ihn.
So geht's in infinitum hin,
Und jeder kleinere Poet
Beißt immer Den, der vor ihm geht.

Solche Späße Mercks waren ganz nach dem Sinne des jüngeren Freundes, der in die Autoren- und Rezensentenwelt eben erst eintrat. Also dichtete nun auch Goethe solche Gleichnisse und spöttischen Betrachtungen.

Es hatt' ein Knab' eine Taube zart,
Gar schön von Farben und bunt,
Gar herzlich lieb nach Knabenart
Geätzet aus seinem Mund,
Und hatt' so Freud' am Täubelein fein,
Daß er nicht konnte sich freuen allein.

Da lebte nicht weit ein Altfuchs herum,
Erfahren, lehrreich und schwätzig darum:
Der hatte den Knaben manch' Stündlein ergötzt,
Mit Wunder und Lügen verprahlt und verschwätzt.

„Muß meinem Fuchs doch mein Täubelein zeigen!"

Er lief und fand ihn strecken in Sträuchen.
„Sieh, Fuchs, mein lieb Täublein! mein Täublein so schön
Hast du dein Tag so ein Täublein gesehn?"

„Zeig her!"
Der Knabe reicht's.

„S' geht an.
Aber sieh! es fehlt noch Manches dran.
Die Federn sind viel zu kurz geraten!"

Da fing er an, rupft sich den Braten.
Der Knabe schrie!
„Du mußt stärkre einsetzen,
Sonst ziert's nicht, schwingt's nicht."

Da war's nackt, Mißgeburt und in Fetzen!
Dem Knaben das Herze bricht!

Wer sich erkennt im Knaben gut,
Der sei vor Füchsen auf seiner Hut.

* * *

Da hatt' ich einen Kerl zu Gast:
Er war mir eben nicht zur Last;
Ich hatt' so mein gewöhnlich Essen.
Hat sich der Mensch pumpsatt gefressen:
Zum Nachtisch, was ich gespeichert hatt'.
Und kaum ist mir der Kerl so satt,
Tut ihn der Teufel zum Nachbar führen,
Uber mein Essen zu räsonnieren!
„Die Supp' hätt' können gewürzter sein,
Der Braten brauner, firner der Wein."

Der tausend Sackerment!
Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Rezensent!

Dieser Gedanke, daß der Verfasser oder der Künstler eigentlich Geschenke austeilt, da er allemal gar wenig Lohn erwarten kann, und dennoch behandelt wird, wie wenn man die größten Rechte an ihn gehabt hätte, so daß er für eine gnädige Annahme seiner Darbietung höchst dankbar sein müßte, beschäftigte den neuen Dichter jetzt schon öfters — noch vor der eigenen Erfahrung.

Was du dem Publikum gesagt,
Hat ihnen drum nicht alles behagt.
Sie sollten nicht vergessen:
Einem geschenkten Gaul
Sieht man nicht ins Maul,
Und wer einen Korb voll Äpfel verschenkt,
Nicht just daran denkt,
Ob einen der Wurm hat angefressen.

Dieser junge Beobachter des Rezensenten-Unwesens war selber ein Rezensent und Mitglied eines rezensierenden Freundeskreises, worin man sich vorgenommen hatte, kräftig zuzugreifen. Oder vielleicht war der Schnelllebige es schon nicht mehr. Denn nachdem Merck sich schon früher zurückgezogen, nahmen sich auch Schlosser, Goethe, Herder und Höpfner vor, ihre Mitarbeit an den ‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen' zu Neujahr einzustellen. Sie hatten allerlei Verdruß von dem Unternehmen gehabt und, was noch schlimmer war: keine Freude oder Befriedigung. Die Geistlichkeit nahm ein paar theologische Besprechungen übel auf, so daß der Verleger vor den Kadi gefordert wurde; die getadelten Autoren beklagten sich; namentlich aber zeigte die Leser-

schaft keinen Beifall oder Dank. Sie verstand die neumodische Sprache der neuen Leute nicht, hielt stilistische Keckheit für ungehörige Nachlässigkeit und nahm den genialischen Ton für einen Ausdruck des Mangels an gründlichen Kenntnissen, was er ja auch manchmal sein mochte. Kurz, unsere Freunde, die nicht als Berufs-Schriftsteller auszuharren brauchten, warfen die Flinte ins Korn, und das Blatt ging an zwei Gießener Professoren über, den unruhigen Theologen Bahrdt und den schon erwähnten Vielschreiber Schmidt.

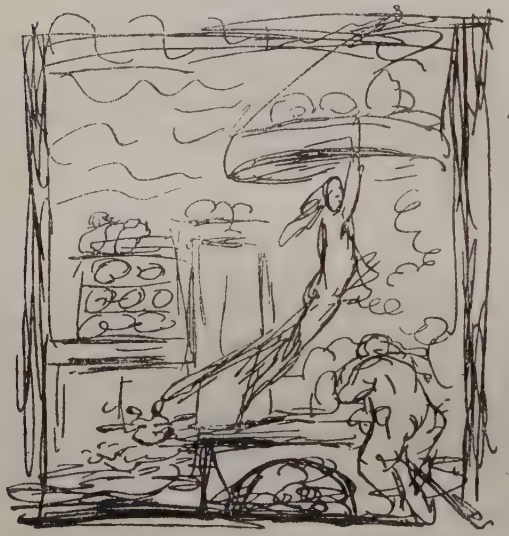
Aber noch vor Toresschluß setzte Goethe eine Rezension in die ‚Anzeigen', die ihn von einer neuen Seite zeigte. Der sonst so gutmütige und wirklich gute junge Mann fühlte sich plötzlich gereizt und hingerissen, einen andern Autor anzufallen, ihn vor kleiner oder großer Öffentlichkeit zu verhöhnen und in effigie zu verprügeln. Es war fast ein Bedürfnis, sich Feinde zu machen, denn daß der Überfallene und seine Bundesgenossen sich nun auch gegen diesen Wegelagerer wenden würden, stand doch zu erwarten. Von Bauernburschen und Handwerksgesellen weiß man, daß sie an festlichen Tagen ihren Überschuß an Säften und Kräften in Raufereien anbringen müssen: sollte ein zart empfindender, fein gebildeter Schöngeist ähnlichen Trieben unterworfen sein?

Goethes erstes Opfer wurde Georg Jacobi, der ältere der beiden Düsseldorfer Brüder, ein naher Freund Gleims, ein Freund Wielands, ein Freund auch von Goethes neuer Freundin Sophie v. La Roche. Er war ein guter, etwas weichlicher oder weiblicher Mensch, ein zarter Dichter, aus dessen wohllautenden Versen sich Jeder auswählen konnte, was ihm zusagte; jeden-

falls durfte man ihn nicht für einen Schädling erklären, der Andere bedrohe und dessen Ausbreitung bekämpft werden müsse. Aber Goethe fühlte dennoch eine Art sittlicher Entrüstung gegen ihn. Es war nämlich schon vor mehreren Jahren ein Briefwechsel zwischen Gleim und Jacobi veröffentlicht worden, worin diese beiden Freunde ganz so zärtlich und süßlich zu einander redeten, wie es bei Liebenden verschiedenen Geschlechts die Regel ist. „Unter tausend Küssen sage ich Ihnen" las man da, oder „daß ich lieber meinem Jacobi als den schönsten Mädchen singe" oder „was wäre eine Welt ohne meinen Freund?" Diese Empfindsamkeit von Mann zu Mann war denn auch Vielen anstößig, die selber sentimentale Anwandlungen hatten, und es wurde oft über diese gedruckte Freundesliebe gespottet. Doch Das war schon ein Verjährtes. Nun ereignete es sich, daß Jacobi ein kleines Schriftchen herausgab, in dem er sich gegen einen Vorwurf verteidigte, der sein früheres literarisches Verhältnis zu dem etwas berüchtigten Professor Klotz betraf; er gab dieser Verteidigung die Form eines Briefes an Sophie La Roche. Goethe ergrimmte über das Schriftchen sehr, denn Jacobi trat darin ungescheut als ein allgemein anerkannter Mustermensch auf, als ein Vollkommener, dem ein Fleckchen auf die zierliche Hemdbrust gekommen war und der nun vor dem ganzen deutschen Publiko dieses Fleckchen wegwaschen müsse, damit dies Publikum auch fernerhin an seinem tadellosen Engel sich erfreun könne.

Herr Jacobi und sein gutes Herz, das gute Herz und der Herr Jacobi, die ein großer Teil des Publikums mit uns von Herzen satt ist! Konnte er nicht ein lieblicher Dichter

sein, ohne sich überall anliebeln zu wollen? Nicht ein ehrlicher Mann ohne diese ängstlichen Protestationen? Was ist sie auch nur im geringsten wert, diese Bußfertigkeit, mit der er auf sein Rezensentenleben zurücksieht?



Das Unglück der Jakobis

Uns ist der Inhalt und die Art des Vortrags höchst widrig aufgefallen. Wir wünschten, Herr Jacobi unter seinen Zweigen akkompagnierte seine Vögel, wäre

Der edle, warme Menschenfreund,
Der echte, weise Tugendfreund,
Auch des Lasters strenger Feind[1])

[1]) Jacobi erzählte in seinem Schriftchen, daß er in einem Briefe eines Ungenannten so angeredet worden sei.

und ließe uns mit seinen Tugenden unbehelligt. Streitigkeiten sollt' er Anderen überlassen. Als Geistlicher, Poet und — hat er doppelt und dreifach das Weiberrecht.

Goethe hatte das Büchlein zur Besprechung bekommen, aber dieser Ausfall gegen den Verfasser war so unnötig, so heftig und durch den Gedankenstrich so

Das Unglück der Jakobis

sehr beleidigend, daß die Rezension wie eine Kriegserklärung genommen werden mußte. Jörge Jacobi war zwar viel zu sanftmütig, um nun auch zur Klopfpeitsche zu greifen; aber er prägte sich den Namen des Rezensenten, der ihm nicht unbekannt blieb, als den Namen eines Feindseligen ein.

Auch in Versen machte sich Goethe über Jacobis weibische Zärtlichkeit lustig, aber dies Gedicht („Flieh,

Täubchen, flieh") ließ er nicht drucken. Goethe kannte die Brüder Jacobi nicht von Angesicht, hatte auch sonst noch keine Berührung mit ihnen gehabt, und doch schrieb er um diese Zeit auch noch eine Posse, in der er sie verhöhnte, und zeichnete Bilder zum gleichen Zwecke. Er hatte wohl in Ehrenbreitstein eine Geschichte gehört, die sie und zugleich ihre Tante Johanna Fahlmer in lächerlichen Situationen zeigte, die in Düsseldorf, Frankfurt und Pempelfort spielte, und diese Geschichte reizte ihn zur dramatischen Ausgestaltung. Wie seltsam! Der Dichter kann sicherlich aus dem Klatsch, der chronique scandaleuse, die schönsten Stoffe gewinnen, aber warum hielt sich Goethe auch an die Personalien und überschrieb seinen Scherz geradezu: ‚Das Unglück der Jacobis'? Wir haben nur die Erklärung, daß er ein Bedürfnis hatte nach Gegenständen für seinen Haß und Hohn. Diese Brüder Jacobi aber schienen ihm allzu edle, allzu vornehme, allzu tugendhafte und ihrer Erhabenheit allzu bewußte Herrchen zu sein: solchen Leuten heftet man gern ein Schweineschwänzchen an das Rückenende. Goethe zeigte seine derbe Posse nur Wenigen; Merck, Höpfner, Frau v. La Roche und ihr Freund Dumeiz waren fast die Einzigen, die sich daran ergötzten. Aber daß die Verspotteten davon hörten, war doch nicht unwahrscheinlich.

Durch die ‚Deutsche Baukunst' war er ins Flugschriften-Verfassen gekommen; in den müßigen Stunden, deren er viele hatte, entwarf er nun zwei neue. Diesmal theologische. Er dachte sich zunächst

einen Brief aus, wie ihn ein guter und weiser alter Landpfarrer an einen neuen Pastor, der sein Nachbar wird, schreiben könnte: eine Betrachtung über die rechte Verwaltung des geistlichen Amts. Ein sonderbarer Stoff für einen Juristen, der nie in die Kirche ging! Durch die Gespräche mit Georg Schlosser mochte Goethe wieder deutlich erkannt haben, wieviel Segen von den dörflichen Seelenhirten ausgehen könnte, aber gewöhnlich nicht ausgeht; seine Erinnerung an das Sesenheimer Pfarrhaus vermehrte noch seine Neigung zu dem ihm sonst recht fern liegenden Gegenstande. Aber dies Thema floß dann auch sogleich zusammen mit dem allgemeineren: welches ist die rechte Auffassung und Ausübung des Christentums?

Wir wissen, daß Goethe den Skeptizismus und Rationalismus der Philosophen ablehnte — bei dem Worte Philosophen dachte man damals an Voltaire, König Friedrich, Helvetius und ihre Verwandten —, daß er nicht den „Kopf" für das alleinige oder beste Organ zur Erfassung höherer Wahrheiten ansah und daß er mit seinem Herzen schon längst gläubig und positiv gerichtet war. Anderseits haßte er die Orthodoxie, die sich eine Gewißheit anmaßt, wo keine Gewißheit möglich ist, und die im Dünkel der Unfehlbarkeit den Glaubenszwang aufrichtet und die Ausrottung anderer Meinungen fordert. Ein Mysterium — und damit hat es doch der Glaube zu tun — muß als Mysterium verehrt werden; mit Gefühl und Ahnung können wir es in Bildern und Gleichnissen annehmen, aber nicht durch klares Denken und Auswendig-Hersagen uns aneignen wollen. Aller Streit zwischen den Konfessionen

ist unsinnig, und schließlich ist Religion die persönlichste Angelegenheit des Einzelnen, so daß denn auch Jeder tatsächlich seine eigene Religion hat.

Die christliche Religion in ein Glaubensbekenntnis bringen: o ihr guten Leute! Petrus meinte schon, in Bruder Pauli Briefen wäre Viel schwer zu verstehen, und Petrus war doch ein andrer Mann als unsre Superintendenten. Aber er hatte Recht: Paulus hat Dinge geschrieben, die die ganze christliche Kirche in corpore bis auf den heutigen Tag nicht versteht. Da sieht's denn schon gewaltig scheu um unsere Lehre aus, wenn wir Alles, was in der Bibel steht, in ein System zerren wollen.

Und mit dem Wandel läßt sich ebenso wenig Gewisses bestimmen. Peter tate schon Sachen, die Paulen nicht gefielen, und ich möchte wissen, mit was für Titeln der große Apostel unsere Geistlichen beehren würde, die noch eine weit ungegründetere und verwerflichere Prädilektion für ihre Sekte haben, als Petrus für die Juden . . .

Ich halte den Glauben an die göttliche Liebe, die vor sovielhundert Jahren unter dem Namen Jesus Christus auf einem kleinen Stückchen Welt eine kleine Zeit als Mensch herumzog, für den einzigen Grund meiner Seligkeit, und Das sage ich meiner Gemeinde, so oft Gelegenheit dazu ist. Ich subtilisiere die Materie nicht, denn da Gott Mensch geworden ist, damit wir arme sinnliche Kreaturen ihn möchten fassen und begreifen können, so muß man sich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zu Gott zu machen . . .

. . . Wer Jesum einen Herrn heißt, Der sei uns willkommen. Können die Andre auf ihre eigene Hand leben und sterben, wohl bekomme es ihnen! . . .

Wir sind elend. Wie wir's sind und warum wir's sind, kann uns sehr einerlei sein; wir sehnen uns nur nach einem Weg, auf dem uns geholfen werden könnte. Wir glauben, daß die ewige Liebe darum Mensch geworden ist, um uns Das zu verschaffen, wonach wir uns sehnen. Und Alles, was uns dient, uns mit ihr näher zu vereinigen, ist uns

liebenswürdig; was zu diesem Zwecke nicht zielt, gleichgültig, und was davon entfernt, verhaßt . . .

In solchen Sätzen vereinigt dieser alte Pfarrer Beides: Glauben und Duldsamkeit. Er spricht freundlich von den Katholiken und den Sektirern; er mahnt die protestantischen Religionsparteien nicht zum Trachten nach Übereinstimmung, sondern zur Verträglichkeit. Besonders auch in der Stellung zum Abendmahl.

Einem Meinungen aufzwingen, ist schon grausam. Aber von Einem verlangen, er müsse empfinden, was er nicht empfinden kann, Das ist tyrannischer Unsinn.

Höchst tolerant ist auch seine Auffassung der göttlichen Erlösung.

Unsre Kirche behauptet, daß Glauben und nicht Werke selig machen, und Christus und seine Apostel lehren Das ohngefähr auch. Das zeugt nun von der großen Liebe Gottes. Denn für die Erbsünde können wir nichts und für die wirkliche auch nichts: Das ist so natürlich, als daß einer geht, der Füße hat. Und darum verlangt Gott zur Seligkeit keine Taten, keine Tugenden, sondern den einfältigsten Glauben. Und durch den Glauben allein wird uns das Verdienst Christi mitgeteilt, so daß wir die Herrschaft der Sünde einigermaßen los werden hier im Leben, und nach unserm Tode — Gott weiß wie — auch das eingeborne Verderben im Grabe bleibt.

Eine harte Nuß für diesen guten Mann, in den sich Goethe hineinfühlte, ist jene biblische Lehre, wonach die Ungetauften und Ungläubigen der ewigen Verdammnis verfallen. Einige in seiner Gemeinde legen großen Wert darauf. „Es wäre keine Freude" meinen sie „ein Christ zu sein, wenn nicht alle Heiden ewig gebraten würden." Der andersgesinnte Pfarrer

kann sich insgeheim mit der Wiederbringungs-Lehre trösten, aber er darf sie nicht auf der Kanzel vortragen.

Ich muß Euch gestehen, daß die Lehre von Verdammung der Heiden eine von denen ist, über die ich wie über glühendes Eisen eile. Ich bin alt geworden und habe die Wege des Herrn betrachtet, soviel ein Sterblicher in ehrfurchtsvoller Stille darf; wenn Ihr ebenso alt sein werdet als ich, sollt Ihr auch bekennen, daß Gott und Liebe Synonymen sind.

So schrieb der junge Goethe unter der Maske des alten Geistlichen. Wie weit er sich dichtend in diese fremde Person hineinversetzte und wie weit er auch seine eigenen Überzeugungen aussprach, Das blieb unklar. Er nannte auch diesmal seinen Namen nicht, als er zu Ende des Jahres 1772 die Schrift drucken ließ. Der naive Leser konnte also über den Ursprung dieser Toleranzpredigt getäuscht werden; aber die meisten Empfänger des Heftchens wußten, daß solches Versteckspiel recht üblich war, und stellten diesen Druckbrief neben die Profession de foi du vicaire Savoyard in Rousseaus ‚Émile'.

Da er nun ins Theologisieren hineingekommen war, stellte er gleich noch ein zweites Schriftchen zusammen: ‚Zwo wichtige, bisher unerörterte Biblische Fragen, zum erstenmal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben'.

Auch diesen schwäbischen Pfarrer ließ er im Geiste freundlicher Duldung und großer Lebenserfahrung reden:

Die einzige brauchbare Religion muß einfach und warm sein. Von der einzigen wahren haben wir nicht zu

urteilen: wer will das echte Verhältnis der Seele gegen Gott bestimmen als Gott selbst?

. . . Die Erkenntnis wächst in jedem Menschen nach Graden, die ein Lehrer weder übertreiben soll noch kann. Und Den hielt' ich für den geschicktesten Gärtner, der für jede Epoche jeder Pflanze die erforderliche Wartung verstünde.

Doch diesmal handelt es sich nicht um Religion, sondern um bloße Schriftauslegung. Wie ist das Rätsel zu verstehen, welches im 2ten Kapitel der Apostelgeschichte erzählt wird: daß am Tage der Pfingsten die Galiläer „in Zungen" redeten und die Angehörigen verschiedenster Volksstämme verwundert fragten: „Wie hören wir denn ein jeglicher seine Sprache, darinnen wir geboren sind?" Goethe antwortet: Diese Begeisterten gerieten in die „Sprache des Geistes", in „jene einfache, allgemeine Sprache." „Mehr als Pantomime, doch unartikuliert muß diese Sprache gewesen sein." Klarer beschrieb er dies Lallen, Stöhnen, Jauchzen nicht.

Die andere Behauptung, die der junge Theologie-Dilettant stellt, lautet: Auf den Bundestafeln, die Moses von Gott empfing, standen nicht unsere wohlbekannten „zehn Gebote." Sie wären dort auch nicht angebracht gewesen, denn sie sind eine Lehre für alle Menschen und Zeiten; Gott aber wollte mit seinem damals auserwählten Volke einen besonderen Bund machen. Die den Juden von ihm auferlegten besonderen Vorschriften sind 2. Mose 34 deutlich mitgeteilt:

1. Du sollst keinen andern Gott anbeten. 2. Das Fest der ungesäuerten Brote sollst du halten. 3. Alles, was seine Mutter am ersten bricht, ist mein usw. 4. Sechs Tage sollst du arbeiten, am siebenten Tage sollst du feiern, beides mit Pflügen und mit Ernten. 5. Das Fest der Wochen sollst Du

halten mit den Erstlingen der Weizen-Ernte und das Fest der Einsammlung, wenn das Jahr um ist. 6. Dreimal im Jahr sollen alle Mannsnamen erscheinen vor dem Herrn. 7. Du sollst das Blut meines Opfers nicht opfern auf dem gesäuerten Brot. 8. Das Opfer des Osterfests soll nicht über Nacht bleiben. 9. Das Erstling der Früchte deines Ackers sollst du in das Haus des Herrn bringen. 10. Du sollst das Böcklein nicht kochen, wenn es noch an seiner Mutter Milch ist.

Diese Worte aufzuschreiben, befahl der Herr, und Moses „schrieb auf die Tafeln die Worte des Bundes, die zehn Worte."

„Da bin ich wieder in Frankfurt" plaudert Goethe am 11ten Dezember gegen Kestner, „gehe mit neuen Plans um und Grillen: das ich all nicht tun würde, hätt' ich ein Mädchen."

Aber an Freunden und Freundinnen, die ihn zeitweise von solchen theologischen und sonstigen Plänen und Grillen ablenkten, fehlte es ihm doch auch nicht.

Am Tage vor Weihnachten zog er mit andern jungen Männern in ein Dorf oder ein paar Dörfer; es war frische Kälte eingefallen, der Boden gefroren, und ihre Lustbarkeit war laut: Geschrei und Gelächter von Anfang zu Ende. Aber sie tranken diesmal keinen Wein; wenigstens Goethe tat es nicht. Also waren, als er noch vor Dunkelheit in die Stadt heimkehrte, seine Augen klar, seine Seele rein und offen. Auf der großen Brücke überraschte ihn die Schönheit der Abendbeleuchtung; er hatte sie eben an dieser Stelle schon oft genossen und doch empfand er sie wie zum ersten Male. Hier, in der Ebene, über dem Strome

hatte er den ganzen Himmel vor Augen. Die Sonne war schon untergegangen; von Osten her stieg die Nacht herauf und verbreitete ihre Schatten nach Norden und Süden; aber im Westen glänzte und dämmerte der Himmel noch. Der Heimkehrende stand still. Die düstre Stadt zu beiden Seiten, der still leuchtende Horizont, der Widerschein im Flusse: ob man Das malen könnte? Er lief eilends zu Gerocks, die nahe genug wohnten, ließ sich Bleistift und Papier geben, eilte zur Brücke zurück und zeichnete. Zu seiner großen Freude geriet das Bild. Er trug es zu den Freundinnen; auch sie freuten sich herzlich mit ihm. Eine von ihnen solle es haben, erklärte er; sie sollten darum würfeln: die Käte, die Lotte, die Nette, die Nanne. Aber sie antworteten, er solle es dem guten Merck schicken, daß auch Dieser sich daran erlabe.

Als Goethe dann über den Markt ging, sah er in den Buden viele Spielsachen und Lichter: da dachte er an die Knaben und Mädchen im Teutschen Hause zu Wetzlar und an Kestner, der ihnen jetzt wohl den Weihnachtsmann mache. „Wäre ich auch da, ich wollte ihnen so eine Menge Wachsstöcke anzünden, daß in den kleinen Köpfen ein Widerschein der Herrlichkeit des Himmels glänzen sollte.“ Sein Päckchen für diesen Abend hatte er aber schon nach Wetzlar geschickt: Stoff zu Wämsern und Pumphosen für zwei der Buben.

Als er dann in seiner Stube war, grüßte er Lotte und Lene, die wie zwei Engel sein Bett umschwebten. Wirklich empfand er sie so, obwohl es nur die Schattenrisse der Köpfe waren. Die Helene, eine jüngere Schwester der Lotte, hatte er von Angesicht nie gesehen,

denn sie hatte den Sommer bei Freunden zugebracht; jetzt, wo ihm Kestner auch ihre Silhouette ausgeschnitten hatte, liebte er sie wie eine Wohlbekannte.

Helene Buff

Am Weihnachtsmorgen war er früh munter. Er ließ sich, den Festtag zu ehren, Kaffee machen; für gewöhnlich aß er nur eine Morgensuppe. Das Blasen des Türmers hatte ihn geweckt:

Gelobet seist du, Jesu Christ,
Daß du Mensch geboren bist!

„Ich hab' diese Zeit des Jahres gar lieb" dachte er, „und die Lieder, die man jetzt singt, und die handfeste Kälte."

Schon hörte er den Türmer von neuem blasen. Der Nordwind trug die Töne gerade zu ihm; man vernahm die Melodie, wie wenn sie aus nächster Nähe käme.

Gleich danach hörte er die Torschließer; sie kamen vom Burgemeister, und die großen Schlüssel rasselten, mit denen sie die Stadt wieder öffnen wollten.

Jetzt zeigte sich auch das erste Tageslicht über den Dächern der Nachbarn.

Und nun erklangen die Glocken, die zur Weihnachts-Frühmesse riefen.

„Wohl! ich bin erbaut hier oben auf meiner Stube!" sprach er zu sich. Er fühlte seine Liebe zu dieser Stube, und seine Augen glitten über die Bilder darin, die sieben Rafaels, blieben an der Lotte hängen, die über

dem Kopfende seines Bettes ihren Platz hatte, und wandten sich dann der Lene zu, die gegenüber angebracht war. Diese Lene hatte schon einen Verehrer und bekam von ihm so zuckersüße Briefchen mit den geschwollenen Redensarten, die Einer dem Andern nachspricht und nachschreibt. „Das ist gar ein armseliger Herre" ließ Goethe der Lene bestellen.

Meine Schwester hat herzlich gelacht; sie hat von ihrer Jugend her auch noch dergleichen. Was ein Mädchen von gutem Gefühl, müssen dergleichen Sachen zuwider sein wie ein stinkig Ei.

Gleich danach fiel ihm ein anderer „armseliger Herre" ein, der Professor der Beredsamkeit zu Gießen. Gerade dieser Christian Heinrich Schmid war kürzlich sein erster Rezensent geworden; er hatte die ‚Deutsche Baukunst' in den ‚Anzeigen' besprochen: mit leerem Lob, mit unfruchtbaren Redensarten.

Der Kerl ärgert sich, daß wir nicht nach ihm sehn, und sucht uns zu necken, daß wir sein gedenken. . . . Als ein wahrer Esel frißt er die Disteln, die um meinen Garten wachsen, nagt an der Hecke, die ihn vor solchen Tieren verzäunt, und schreit dann sein kritisches J-A, ob er nicht etwa dem Herrn in seiner Laube bedeuten möchte: „Ich bin auch da!"

Lieber dachte er doch an die wahren Freunde: „Grüßt mir Kielmannsegg; er soll mich lieb behalten." Und zu Kestner und Lotte wandte er sich: „Gott sei bei Euch, wie ich bei Euch bin."

Und weiter: „Denkt an mich, das seltsame Mittelding zwischen dem reichen Manne und dem armen Lazarus!"

Fünftes Kapitel

Spiele und Spöttereien des Rastlosen

Januar bis Juni 1773

„Wir leben hier ganz einfach und recht vergnügt“ schrieb Kornelia Goethe um diese Zeit; sie rühmte das Wohlsein der Familie: „wenn wir des Abends zusammen am Ofen sitzen und schwatzen oder wenn uns mein Bruder Etwas vorliest.“ Es war ihr letzter Winter beisammen, denn Schlosser bereitete jetzt in Karlsruhe, wo er die Gunst des Landesherrn besaß, eine Stätte für sich und seine Braut: da fühlten Bruder und Schwester noch herzlicher gegeneinander als zuvor. Wolfgang erzählte ihr Alles, was ihm durch den Kopf ging: Erlebtes oder in Büchern Gelesenes; Kornelia hatte eine schöne Stimme und sang nicht bloß die großen einstudierten Arien am Klavier, sondern auch allerlei Volkslieder zur Zither. Recht brüderlich lebte der junge Goethe aber auch mit seinen und der Schwester Freundinnen, den Gerocks, Crespels und Andern. Er ging mit ihnen spazieren, saß mit ihnen in den Stuben, übersetzte ihnen den Homer vor, erzählte ihnen alte nordische Göttergeschichten von Thor und Odin, Loki und dem Fenriswolf, oder persische Märchen vom Affen

Hanemann und der schönen Sitha. Er half ihnen sogar, wenn sie ihren Ballputz bereiteten. Unter diesen Freundinnen war Eine, Susanna Magdalena Münch, am selben Tage wie Lotte Buff geboren. Goethe hatte auch sie „von Herzen lieb“ und meinte sogar, er würde keine Andere zur Frau begehren, wenn er jetzt zu heiraten hätte. Die jungen Leute machten sich zuweilen in ihren Gesellschaften den Scherz, Paare auszulosen, die sich dann eine gewisse Zeit wie Mann und Frau benehmen mußten; die Junggesellen würfelten um die Frauenzimmer oder umgekehrt. Einmal ward Goethe ausgespielt, und Jungfer Münch mußte 17 Punkte werfen, um ihn zu bekommen. Sie wollte es kaum versuchen, aber als sie es tat, zeigten alle drei Steine die Sechs. Nun nannte er sie sein liebes Weibchen.

Ernst hätte er aus solchen Scherzen noch nicht machen dürfen, denn er war sogar im Vergleich zu seinen Altersgenossen, zu Horn, Moors usw., noch viel zu unfertig, noch viel zu dunkel über Weg und Ziel. Ja, er schien das Zweck- und Planmäßige zu verabscheuen, auch das Regelmäßige und Beständige. Seine Rezensenten-Tätigkeit hatte aufgehört, noch ehe sie von Bedeutung geworden war. Seine Advokatur gedieh nicht, aus Mangel an Pflege; nur zwei oder drei Hunger-Prozesse hatte er im Gange. Von den Flugschriften, die er jetzt drucken ließ, konnte er selber nur Ausgaben statt Einnahmen erwarten, und auf eine große Wirkung in der Leserwelt durfte man nicht rechnen; sie bedeuteten eigentlich nur Zirkulare an seine Freunde oder Expektorationen, Brustbefreiungen. An eine Fortsetzung solcher publizistischen Anfänge dachte er kaum.

Vom Studieren und Lernen hält der Genie-Gläubige nicht viel. Das Lesen zum Vergnügen bereitet uns das Vergnügen nur einige Stunden am Tage. Also verblieben dem jungen Manne zur Beschäftigung des sehr regsamen Geistes die Dichtkunst und die Malerei. Die letztere hielt er zeitweise für seinen wahren Beruf. „Ich bin jetzt ganz Zeichner" erklärte er am 8ten Januar 1773, und neun Tage später: „Ich bin sehr Künstler jetzt." Er fand, daß er im Porträt besonders glücklich sei, und „die Mädchen" lobten seine Bildnisse auch ganz besonders. „Wenn Sie Das nur in Wetzlar betrieben hätten," sagten sie, „dann hätten Sie uns doch ein Bild der berühmten Lotte mitgebracht!" Worauf er dann antwortete, daß er demnächst wieder nach Wetzlar fahren und die besten Leute dort abmalen wollte. Er zeichnete also viel und allerlei, bald nach Vorlagen, bald nach der Natur, bald aus der Phantasie heraus. Aber er versäumte, das Eine zu tun, was ihn zu der ersehnten Meisterschaft hätte führen können, nämlich als Lehrling und Geselle seine Kunst zu erlernen, sich in die Zucht eines der guten Maler zu geben, die es doch auch in Frankfurt gab. Nicht einmal das Verfahren der Ölmalerei hatte er sich bisher zeigen lassen, obwohl er doch schon so lange den Künsten nachstrich. Unsere Überzeugungen passen zu unsern persönlichen Schwächen, wie Kleidungsstücke auf den Körper. So hegte Goethe auch deshalb den Genie-Glauben, weil er bei aller Regsamkeit das eigentliche Arbeiten nicht kannte oder nicht ertragen hätte; er wäre am liebsten auf der Stufe des spielenden Kindes stehen geblieben. Er mochte nie das Handwerk der Sache lernen, die er

doch betreiben wollte, und nie soviel Zeit und Geduld auf ein Geschäft wenden, als dazu erfordert wird.[1]) Er erwartete die Erleuchtungen und Kräftigungen allzusehr vom Himmel. Aber wie gesagt, träge war er durchaus nicht, und so versuchte und übte er seine Talente bald in der einen, bald in der andern Richtung.

Wie in der Malerei, so hatte er auch als Dichter seine Lust daran, bald Dies, bald Das zu versuchen. Ein echtes Erzeugnis dieses poetischen Spieltriebs war die dramatische Skizze ‚Jahrmarktsfest zu Plundersweilern', die er jetzt zu Papier brachte. Von jeher haben Kinder und Künstler eine rechte Lust am bunten Treiben der Volksfeste, an allen den sonderbaren Gestalten der Marktbezieher, die durch ihre Ausrufe und ihr ganzes Gebaren die Menge anzulocken suchen. Schon manche Dichter hatten vor Goethe dies Jahrmarktwesen zum Hintergrund ihrer Handlungen gemacht; er aber verzichtete auf eine solche hinzutretende Handlung, denn ihm, dem halben Maler, genügte schon die Bilderfolge, das Durcheinander und Wechseln der Gestalten und Szenen. An eine Aufführung im Theater dachte er nicht — sonst hätte er die meisten Figuren nicht gar so rasch vorübergleiten lassen. Zumeist hatte

[1]) Diese Sätze nach der ‚Ital. Reise' unter dem 20. Juli 1787; vgl. auch den Brief an Knebel vom 21. Dezember 1787: „Ich halte mich immer ernsthafter an die Kunst, mit der ich zeitlebens nur gespielt habe, und fühle erst, was Gelegenheit und Unterricht einem eingeborenen Talente, einer dringenden Neigung aufhelfen."

er doch auch hier wieder seinen eigenen Spaß und das Vergnügen seiner Freunde im Auge; an Merk mag er besonders gedacht haben, als er seine Gesichte niederschrieb. Eine Menge Sticheleien auf die Nachbarn flocht er auch hinein; Niemand konnte sie bemerken, als wer die geneckten Personen genau kannte. Auffällig waren in dieser Hinsicht nur zwei kleine Bruchstücke einer Tragödie, die das Jahrmarkttheater aufführt. ‚Esther' ist diese Tragödie benannt; Hamann erscheint hier als ein Aufklärer und Atheist, und zwar ist er ein intoleranter Aufklärungs-Pfaff. Er redet auf den König ein:

Du weißt, wie viel es uns Mühe gemacht,
Bis wir es haben so weit gebracht,
An Herrn Christum nicht zu glauben mehr,
Wie's tut das große Pöbelsheer.
Wir haben endlich erfunden klug:
Die Bibel sei ein schlechtes Buch
Und sei im Grunde nicht mehr daran
Als an den ‚Kindern Heyemann'.
Darob wir denn nun jubilieren
Und herzliches Mitleiden spüren
Mit dem armen Schöpsenhaufen,
Die noch zu unserm Herrn-Gott laufen.
Aber wir wollen sie bald belehren
Und zum Unglauben sie bekehren!
Und lassen sie sich wa[1]) nicht weisen,
So sollen sie alle Teufel zerreißen!

Jetzt jammert dieser Ehrenmann über seine neuesten Gegner, die Empfindsamen, wie sie sich in Darmstadt, Frankfurt, Homburg und andern Orten versammelten:

[1]) Etwa.

Was hilft's, daß wir Religion
Gestoßen vom Tyrannen-Thron,
Wenn die Kerls ihren neuen Götzen
Oben auf die Trümmer setzen?
Religion, Empfindsamkeit
Ist ein Dreck, ist lang wie breit!
Müssen Das all exterminieren!
Nur die Vernunft, die soll uns führen,
Ihr himmlisch-klares Angesicht . . .

„Hat auch dafür keine Waden nicht" fällt König Ahasver ein, den das Geplärre langweilt.

Wollen's ein ander Mal besehen,
Beliebt mir jetzt, zu Bett zu gehen.

Aber auch den wandernden Empfindsamkeitsapostel Leuchsenring verhöhnte Goethe bei dieser Gelegenheit. Als Mardochai trat Leuchsenring hier auf, der mit seinen süßlichen Reden die Königin Esther langweilt, bis sie ihn bittet, sie in Ruhe zu lassen. „Hätt's gern zum letzten Mal gesagt" erwidert er, sich entschuldigend:

Wem aber am Herzen tut liegen,
Die Menschen in einander zu fügen,
Wie Krebs und Rindfleisch in ein Ragu
Und eine wohlschmeckende Soße dazu,
Kann unmöglich gleichgültig sein,
Zu sehen die Heiden wie die Schwein'
Und unser Lämmelein-Häufelein zart
Durcheinander laufen nach ihrer Art.
Möcht' all sie gern modifizieren,
Die Schwein' zu Lämmern rektifizieren
Und ein Ganzes draus kombinieren.

Die Königin soll ihren heidnischen Gemahl bekehren, verlangt er.

Ich geh aber im Land auf und nieder,
Kaper' immer neue Schwestern und Brüder
Und gläubige sie alle zusammen
Mit Hämmleins-Lämmleins-Liebesflammen.

Goethe war mit Leuchsenring, obwohl er ihn von Person kannte, fast so wenig in Berührung gekommen, wie mit den Brüdern Jacobi; aber Merck hatte ihm manche Züge von diesem Manne erzählt und namentlich den einen, daß er die Flachsland beinahe ihrem fernen Bräutigam abwendig gemacht hätte, bloß um der oberste Heilige auch in diesem Herzen zu sein. Die irdischen Triebe mochten seiner himmlischen Liebe mehr zugrunde liegen, als er selber ahnte; jedenfalls war er der Flachsland nicht ungefährlich, denn so ein gutes Mädchen durchschaut diese Pfäfflein noch nicht. Aber ein Andres noch rief gerade Goethes Zorn hervor. Leuchsenring zog als Welt- und Menschenverbesserer umher; er blickte also auch den Dr. Goethe mit seinen Apostel- oder Prophetenaugen an: Wie steht es mit Dir? willst Du nicht auch dem heiligen Werke dich einfügen? Goethe aber war durch sein Nachdenken über sittliche Dinge geradezu ein Feind der Bekehrung und geistlichen Führung geworden; er glaubte an das Gewähren-Lassen und hatte seine Freude an den mannigfaltigsten Erscheinungen, an der Buntheit der moralischen Welt. Wie er selber, der Eigenartige, Freiheit verlangte, so gönnte er sie Anderen. Möge Jeder für sich nach Reinigung und Erhöhung streben! Gott, der die Welt erschuf, verwaltet sie auch mit einer Weisheit, zu der wir nichts hinzufügen können. In diesem Sinne

schalt Goethe auf Leuchsenring noch in einem zweiten Stücke, das er ‚ein Fastnachtsspiel vom Pater Brey, dem falschen Propheten' nannte.

Er meint, die Welt könnt' nicht bestehen,
Wenn Er nicht tät drauf herumer gehen!
Bildet sich ein wunderliche Streich'
Von Seinem himmlisch-geist'gen Reich!
Meint, Er wolle die Welt verbessern,
Ihre Glückseligkeit vergrößern,
Und lebt ein Jedes doch fortan,
So übel und so gut es kann.
Er denkt, Er trägt die Welt auf'm Rücken;
Fang' Er uns nur ein' Weil' die Mücken!
Aber da ist Nichts recht und gut,
Als was Herr Pater selber tut!
Tät' gerne eine Stadt abbrennen,
Weil Er sie nicht hat bauen können;
Find's verflucht, daß ohn' Ihn zu fragen,
Die Sonne sich auf und ab kann wagen.
Doch, Herr, damit Er uns beweist,
Daß ohne Ihn die Erde reißt,
Zusammenstürzen Berg und Tal:
Probier' Er's nur und sterb' Er einmal!
Und wenn davon auf der ganzen Welt
Ein Schwein-Stall nur zusammen fällt,
So erklär' ich Ihn für einen Propheten,
Will Ihn mit all meinem Hauf' anbeten.

Der kleine Prophet und der große Prophet: sie gehören doch zu einer Klasse. Leuchsenring und Mohammed: man kann sie vergleichen. Goethe las jetzt öfters in einer Koran-Übersetzung, und der Prophet

des Islam wurde immer deutlicher in ihm. Dürfen wir diesen Kraftvollen und Erfolgreichen bewundern und uns zugleich über seinen schwächeren Artgenossen lustig machen? Allerdings, der Unterschied nach dem Maß der Stärke und Wirkung ist nicht zu übersehen.

Seht den Felsenquell
Freudehell
Wie ein Sternenblick!
Über Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister.
Zwischen Klippen
Im Gebüsch,
Jünglingsfrisch,
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Solcher Quellen gibt es unzählige, und jede sprudelt und springt gar fröhlich in die Welt hinein, gerade so wie immer neue Menschenkinder ihre junge Kraft versuchen.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach:

So heißt es noch von allen frischen Knaben.

Und mit festem Führertritt
Reißt er seine Brüderquellen
Mit sich fort:

Das ist der Eine unter Vielen! Unter den Starken erweist sich dann Einer als der Allerstärkste.

Und die Bächlein von Gebirgen
Jauchzen ihm und rufen:
Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit!
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ozean,
Der mit weitverbreit'ten Armen
Unser wartet,
Die sich, ach, vergebens öffnen,
Seine sehnenden zu fassen,
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unserm Blut;
Ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche.
Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von Gebirgen
Mit zu deinem Vater, mit! —

Aber Dies zugegeben, daß die Kleinen geradezu nach dem starken Führer verlangen, so bleibt doch die Frage, ob ein Mohammed in unserem sittlichen Urteil anders dasteht als ein Leuchsenring. Ist der Große etwa ein großer Betrüger? Bei den christlichen Völkern galt er dafür. Wenn Goethe sich den Lebenslauf dieses Mannes in allen seinen Teilen ausmalte, so sah er am Anfang den ehrlichsten Gottsucher. Ein morgenländischer Jüngling stand da in der Nacht und blickte zu den Sternen auf. Ach, der Sterne sind allzu viele; unser Blick irrt von einem zum andern.

Teilen kann ich euch nicht dieser Seele Gefühl!
Fühlen kann ich euch nicht allen ganzes Gefühl!
Wer, wer wendet dem Flehn sein Ohr,
Dem bittenden Auge den Blick?

Einer der Sterne ist leuchtender als die übrigen. Jupiter heißt er im Westen, Gad im Morgenlande.

Sieh, er blicket herauf, Gad, der freundliche Stern!
Sei mein Herr du, mein Gott! Gnädig winkt er mir zu,
Bleib! Bleib! Wendst du dein Auge weg?
Wie? Liebt' ich ihn, der sich verbirgt?

Doch nun erscheint am nächtlichen Himmelsgewölbe schon sein größtes Licht.

Sei gesegnet, o Mond! Führer du des Gestirns,
Sei mein Herr du, mein Gott! Du beleuchtest den Weg.
Laß, laß nicht in der Finsternis
Mich irren mit irrendem Volk!

Aber die Nacht vergeht; es graut im Osten; der Mond erblaßt mit den Sternen. Als Feuerball steigt die Sonne in der Morgenröte auf.

Sonn', dir glühenden, weiht sich das glühende Herz!
Sei mein Herr du, mein Gott! Leit' allsehende, mich!

Aber auch die Sonne hat nur ihre zugemeßne Zeit.

Steigst auch du hinab, herrliche?
Tief hüllet mich Finsternis ein.

Und im Dunkel der neuen Nacht findet er nun den Schöpfer und Herrn aller Dinge. Sein liebendes Herz fühlt Gegenliebe von oben.

Hebe, liebendes Herz, dem Erschaffenden dich!
Sei mein Herr du, mein Gott! Du Alliebender du!
Der die Sonne den Mond und die Stern'
Schuf, Erde und Himmel und mich!

Mit reiner, leuchtender Stirn tritt der Gottbegeisterte unter seine Freunde und erfüllt auch sie mit seinem Glauben. Immer größere Mengen fallen ihm zu; der

Erfolg macht ihn stärker, immer stärker — wie jenen Strom, der die Bäche, dann die Nebenflüsse aufnahm. Er herrscht, und nun will er herrschen; er hat Viele bekehrt: nun möchte er Alle für den wahren Glauben gewinnen. So verfällt gerade ein Starker der Ungeduld und ihren Versuchungen zum Bösen. Unreine Mittel müssen helfen, wenn es ohne sie langsam geht. Man wendet sie selber an oder verschließt die Augen, wenn die Diener sie gebrauchen. Und so wird schließlich der Gott-Verkünder zum Zweideutigen, zum Lügner, Zwingherrn und Mörder.

Solche Entwicklung darzustellen, wäre eine herrliche Aufgabe für einen Dichter, aber auch eine langwierige! Goethe blieb beim Ausdenken im Kopfe, beim schriftlichen Festhalten einiger Szenen stehen. Mohammed trat in seinem poetischen Himmel zu Sokrates, Julius Caesar und Doktor Faust, dem berüchtigten Zaubermeister, mit dem er sich gleichfalls seit einiger Zeit unterhielt. Ihre Ausgestaltung wurde für zukünftigen Fleiß aufgehoben.

Aber eine große Arbeit brachte er in diesen ersten Monaten des Jahres 1773 doch auch auf Papier: eine neue Fassung seines ‚Berlichingen'. Seine Nächsten lobten und liebten das Stück; namentlich wiederholte Merck, daß es durchaus im Druck erscheinen müsse. Da aber die erste Niederschrift dem Dichter durch Herders Tadel und seine eigenen Fehlerfunde verleidet war, so mußte er das Stück ein zweites Mal aufbauen. Solche Wiederholung bedeutet Verbesserung und oft

auch nur Änderung: die neue Szene erhält den Vorzug, weil sie neu ist. Der Gewinn ist selten, dem nicht ein Verlust gegenüber stünde. Von den Gestalten des Stücks brauchte Goethe nur eine mit kritischen Augen zu beschauen: das berauschende Weib Adelheid, denn sie war nicht aus dem Leben genommen, sondern aus der eigenen Dichter-Phantasie, die zuvor von fremden Tragödien oder Romanen befruchtet worden war, und sie hatte in der ersten Niederschrift einen so großen Raum gewonnen, daß der Held des Stückes eingeengt, in den Schatten gestellt wurde. Freilich gehörte Entsagung dazu, gegen diese Zauberin vorzugehen; sie hatte für die Leser gewiß nicht weniger Reiz als für ihren Dichter. Aber Goethe machte sich hart und nahm ihr einige ihrer Triumphe — über Sickingen, den Zigeunerbuben und den Boten der Fehme — und sorgte auch sonst dafür, daß nun der biedere Götz besser zur Geltung kam. Statt Adelheids geriet Götz unter die Zigeuner. Dabei fiel leider auch das Zigeunerlied weg: „Im Nebelgerieſel, im tiefen Schnee, Im wilden Wald in der Winternacht . . .“ Auch ein paar grausige Bilder aus dem Bauernkriege wurden gestrichen; andere Bauernszenen entstanden neu; aber auch diesmal ließ sich der Dichter nicht verleiten, die Empörung der viel gequälten untersten Volksschicht und Götzens Teilnahme daran ausführlich darzustellen oder näher zu begründen: Das wäre ja auch für sich allein Stoff zu einem Drama gewesen. Aber er ließ nun Weislingen selber in den Kampf gegen Götz und die Bauern eintreten. Weislingen nimmt den alten Freund gefangen und wird Herr über Götzens Kopf. Danach führte

der Dichter Weislingens und Franzens schlimmes Ende anders herbei; jedoch blieb Adelheid ihre Mörderin. Ihr eigener Tod durch die Fehme trat nicht mehr in der Ausführung vor die Leser, sondern nur als Beschluß des heimlichen Gerichts. Und an manchen Stellen war der Dichter auf ein besseres Einführen und Begründen bedacht. Eine Bauernhochzeit ward eingeschoben, weil sie Gelegenheit bot, die allgemeine Rechtsunsicherheit von einer neuen Seite zu zeigen: ein Richter, mit dem diese Bauern zu tun hatten, ließ sich von beiden Parteien bestechen und fällte ein Urteil, mit dem Beide nichts anzufangen wußten; dieser Richter aber heißt Sapupi, welche Buchstaben der Kundige in Papius umsetzte: so hieß einer der drei Assessoren in Wetzlar, hinter deren Schliche neulich die Reichsvisitationskommission gekommen war.

So zeigte sich der junge Rechtsanwalt denn doch auch hinter dem jungen Poeten. Das ganze Drama dreht sich um die Frage: Was ist Recht, und wie kommen die Menschen zu ihrem Rechte? Eng verschwistert damit ist die Frage nach der möglichen Freiheit. Gleich im Anfang der Handlung tritt ein Unfreier von der besten Art auf, der sonst so treffliche Bruder Martin, den die Klostergelübde entmannt haben. „Armut, Keuschheit und Gehorsam!" klagt er gegen Götz. „O Herr, was sind die Mühseligkeiten eures Lebens gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes, der die besten Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeihen, aus mißverstandener Begierde, Gott näher zu rücken, verdammt!" Der nächste Unfreie ist Weislingen: er hat sich zum Hofmann machen lassen, da er Freiherr auf seiner Burg

hätte sein können, und überdies ist er ein Weiberknecht. „Der Händedruck eines Fürsten und das Lächeln einer schönen Frau: da reißt sich kein Weisling los!“ Dagegen verkörpert Götz die männliche Freiheit sogar auch gegen das Weib, denn er kennt die Geschlechtsliebe nur insofern, als er mit seiner braven Hausfrau treu verbunden ist. Geradezu abgebildet ist in ihm die politische Freiheit. Er ist als ein Reichsunmittelbarer geboren, nur dem Kaiser zum Gehorsam verpflichtet: dies köstliche Gut vergeudet er nicht um alle Ehren und Vorteile, die Fürsten bieten können. Aber er gönnt auch Diesen ihre Macht und Freuden, wenn sie innerhalb ihres Rechtes bleiben.

Hab' ich nicht unter den Fürsten treffliche Menschen gekannt, und sollte das Geschlecht ausgestorben sein? Gute Menschen, die in sich und ihren Untertanen glücklich waren? Die einen edlen, freien Nachbar neben sich leiden konnten und ihn weder fürchteten noch beneideten. Denen das Herz aufging, wenn sie viel ihres Gleichen bei sich zu Tisch sahen und nicht erst die Ritter zu Hofschranzen umschaffen brauchten, um mit ihnen zu leben. . . . Ich erinnere mich zeitlebens, wie der Landgraf von Hanau eine Jagd gab und die Fürsten und Herren, die zugegen waren, unter freiem Himmel speisten und das Landvolk all herbeilief, sie zu sehen. Das war keine Maskerade, die er sich selbst zu Ehren angestellt hatte! Aber die vollen, runden Köpfe der Burschen und Mädels, die roten Backen alle, und die wohlhäbigen Männer und stattlichen Greise, und Alles fröhliche Gesichter, und wie sie teilnahmen an der Herrlichkeit ihres Herrn, der auf Gottes Boden unter ihnen sich ergötzte! Sollten wir nicht hoffen, daß mehr solcher Fürsten auf einmal herrschen können, und Verehrung des Kaisers, Fried' und Freundschaft der Nachbarn und der Untertanen Lieb' der kostbarste Familienschatz sein wird, der auf Enkel und Urenkel erbt? Jeder würde

das Seinige erhalten und in sich selbst vermehren, statt daß sie jetzo nicht zuzunehmen glauben, wenn sie nicht Andere verderben.

Dem braven Jungen Georg, der diese Rede anhört, kommt die Sorge: bei allgemeiner Friedfertigkeit und Mäßigung möchten die Ritter und Knappen gar überflüssig werden. Aber Götz beruhigt ihn:

Wollte Gott, es gäbe keine unruhige Köpfe in ganz Deutschland! Wir würden deswegen noch zu tun genug finden. Wir wollten die Gebürge von Wölfen säubern wollten unserm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen, um dafür die Suppe mit ihm zu essen. Wäre uns Das nicht genug, wir wollten uns mit unsern Brüdern gleich Cherubs mit flammenden Schwertern vor die Grenzen des Reichs gegen die Wölfe: die Türken, gegen die Füchse: die Franzosen lagern und zugleich unseres teuren Kaisers sehr ausgesetzte Länder und die Ruhe des Ganzen beschützen. Das wäre ein Leben, Georg, wenn man seine Haut vor die allgemeine Glückseligkeit setzte!

In diesen Reden seines Helden zeigte auch der Dichter, was sein Herz für das Rechte und Erstrebenswerte hielt: im geschützten Vaterlande ein freudiges Leben und Lebenlassen! Freiheit genießen und Freiheit gönnen! Diese ritterliche Gesinnung stände uns allen gut!

Mit solcher Liberalität ist der Humor enger verbunden, als Mancher weiß. Als ein Humorist schrieb Goethe sein Drama auch jetzt, zum zweiten Male, nieder, obwohl er doch auch viel Schauerliches darstellen und erzählen mußte, obwohl doch sein geliebter Held den sicheren Weg zum Untergange schreitet. Sein eigenes großes Wohlbehagen an seinen Figuren erklang aus

ihren Reden und teilte sich allen Lesern mit. Schon dem Abschreiber, dem achtzehnjährigen Philipp Seidel, der seit kurzem Diener im Hause war. Man sah ihn oft bei seiner Schreiberei schmunzeln, und dann fragte ihn die Frau Rat: „Philipp, bei welcher Stelle bist du jetzt?"

Die Handlung ist tragisch, aber unser Mitgefühl für die Gestalten, die uns der Dichter ans Herz legt, wird nicht allzu bänglich. Wer den edelsten Trieben seiner Seele bis in den Tod getreu bleibt, geht auch im größten Mißgeschick nicht völlig unter. „Sie haben mir Alles genommen: Gut, Freiheit . . ." klagt Götz einmal, aber als ihn seine Hausfrau an die Achtung erinnert, mit der man überall von ihm rede, fährt er fort:

Sie sollen mir Einen stellen, dem ich mein Wort gebrochen! Und Gott weiß, daß ich mehr geschwitzt hab', meinen Nächsten zu dienen als mir. Daß ich um den Namen eines tapfern und treuen Ritters gearbeitet habe, nicht um hohe Reichtümer und Rang zu gewinnen. Und Gott sei Dank! Warum ich warb, ist mir worden!

Einmal will auch er bitter werden: als seine Getreuen eben wegen ihrer Treue getötet oder ins Gefängnis gesetzt wurden. Da führte ihn wieder seine Hausfrau zu dem besseren Gedanken zurück:

Lieber Mann, schilt unsern himmlischen Vater nicht! Sie haben ihren Lohn; er ward mit ihnen geboren: ein freies, edles Herz! Laß sie gefangen sein: sie sind frei!

Ein Mittelding zwischen dem in der Hölle dürstenden ehemals reichen Manne und dem jetzt im Paradiese seligen Lazarus hatte sich Goethe kürzlich genannt; in

seinem Innern bewegte er sich oft und rasch zwischen den äußersten Punkten, die wir Himmel und Hölle nennen. Die Sorge der meisten Menschen um die Lebensnotwendigkeiten bedrückte ihn nie; auch darüber hinaus war er vor Vielen glücklich durch sein starkes Genießen alles Schönen und Merkwürdigen, sodann durch seine Gabe zur Malerei und Dichtkunst, vornehmlich aber auch durch seine große Fähigkeit zur Freundschaft. Wie er das Brautpaar Lotte und Kestner liebte: wer tat es ihm darin gleich? Und wie herzlich stand er mit der Mutter und Schwester! Wie warm trug er auch die andern Freunde und Freundinnen im Herzen: Merck, Schlosser, Herder, Salzmann, Lerse, die Flachsland, die beiden hessischen Hofdamen, die Fräulein v. Klettenberg, die Gerocks-Mädel und Andere mehr!

Wenn er sich nun aber mit seinen männlichen Freunden verglich, da mußte ihm immer wieder auffallen, daß sie an ihrem rechten Platze standen oder doch im Begriff waren, diesen Platz einzunehmen: Er aber war überzählig! Kestner hatte ein Amt in seiner hannöverschen Heimat bekommen; er wollte nun zu Ostern Hochzeit halten und bald danach Wetzlar verlassen. Herder war auch so weit, daß er seine Braut nach Bückeburg abholen konnte. Von Schlosser erwartete man eine ähnliche Nachricht aus Karlsruhe; dann würde Kornelie das Vaterhaus verlassen. Als ob es auf eine völlige Vereinsamung Goethes abgesehen sei, kam nun aus Darmstadt die Nachricht, daß Merck eine sehr langwierige Reise tun werde: an mehrere deutsche Höfe und weiter bis nach Sankt Petersburg,

und daß seine Frau für diese Zeit in die Schweiz zurückkehre. Die Landgräfin von Hessen hatte nämlich den Kriegszahlmeister Merck zu ihrem Reisezahlmeister erwählt; sie mußte mit drei Töchtern in die weite Welt fahren, um sie an fremden Höfen sehen zu lassen; eine davon wollte sich die große Kaiserin Katharina für ihren Sohn und Thronerben Paul Petrowitsch aussuchen. „Diesen Sommer geht Alles" klagte Goethe gegen Kestner: „Merck mit dem Hofe nach Berlin, sein Weib in die Schweiz, meine Schwester, die Flachsland, Ihr, Alles! Und ich bin allein!"

Ganz schwer wurde ihm oft der Gedanke, daß Kestner und Lotte nun ihr hochzeitliches Leben begannen. Es war ihm jetzt noch ein Rätsel, daß er es fertiggebracht hatte, das geliebte Mädchen zu verlassen. Er machte vor Kestnern kein Hehl aus seiner anhaltenden Liebe und er drohte dem Freund im Scherze damit, daß er im künftigen Leben Anspruch auf Lotten machen werde. Denn Manche spielten damals mit der Vorstellung, daß sich die für einander Bestimmten, die auf dieser schlechten Erde durch äußere Hindernisse getrennt wurden, im Himmel vereinigen dürften. Er erinnerte den Freund an den Abend vor seiner Flucht aus Wetzlar:

. . . da ich zu'n Füßen Eurer an Lottens Garnierung spielte und ach, mit einem Herzen, das auch Das nicht mehr genießen sollte, von Drüben sprach und nicht die Wolken, nur die Berge meinte. Von der Lotte wegzugehn: ich begreife noch nicht, wie's möglich war . . .

Wir redeten, wie's drüben aussäh, über den Wolken. Das weiß ich zwar nicht. Das weiß ich aber, daß unser Herrgott ein sehr kaltblütiger Mann sein muß, der Euch die

Lotte läßt. Wenn ich sterbe und habe droben was zu sagen, ich hol' sie Euch wahrlich! Drum betet fein für mein Leben und Gesundheit, Waden und Bauch usw.! Und sterb' ich, so versöhnt meine Seele mit Tränen, Opfer und Dergleichen: sonst, Kestner, sieht's schief aus!

Aber Goethe wußte selber, daß letzten Endes nicht seine Einsamkeit oder seine Trennung von Lotte oder sonst ein äußerer Umstand sein Glück bestimmte. In seiner Seele selbst entstand bald helles, bald dunkles Wetter, und er begriff nicht, woher es kam. „Auch ich bin glücklich" schrieb er einmal an Kestner „Ist in mir selbst wohl, denn von außen fehlt mir nie was." Und ein andermal, er sei fast so glücklich und in ihm sei ebenso viel Hoffnung wie in Liebesleuten. Aber bald danach heißt es: „Ich wandre in Wüsten, da kein Wasser ist; meine Haare sind mir Schatten, und mein Blut mein Brunnen." Vier Tage darauf klang es ganz anders: „Ich habe heut einen schönen Tag gehabt, so schön, daß mir Arbeit und Freude und Streben und Genießen zusammen flossen." Und bald danach: „Meine arme Existenz starrt zum öden Fels." Und endlich in der Mitte Juni gar: „Von mir sagen die Leute: der Fluch Kains läge auf mir. Keinen Bruder hab' ich erschlagen, und ich denke, die Leute sind Narren."

Diese Narren wußten aber ganz gut, warum sie den unbescholtenen Dr. Goethe verglichen mit Einem, den das Gewissen plagt; sie meinten die Unrast des jungen Mannes, seine Ungleichmäßigkeit, seine häufige Unfähigkeit, mit andern Menschen und wie andere Menschen die guten Dinge des Lebens zu genießen und sich selber eine behagliche Stätte zu bereiten.

Versuche, ein braver Philister zu werden und standesgemäß sein Schöpplein zu trinken, unterblieben auch bei Goethe nicht völlig. Am 2ten Februar 1773 ließ er sich in eine Gesellschaft der Graduierten (oder Doktoren-Kollegium) aufnehmen und er ging auch einige Male zu den Zusammenkünften. Aber die rechte Gesellschaftsfähigkeit wollte sich bei ihm nicht einstellen.

Am Palmsonntag, den 4ten April, ließen sich Kestner und Lotte trauen. Goethe hatte die Hochzeit erst auf Ostern erwartet; am Charfreitage wollte er Lottens Schattenriß von der Wand nehmen und tief verpacken, „heilig Grab machen", wie er sagte; nun war er überrascht, und das Bild blieb hängen. Gleich nach Ostern kam Annchen Brand nach Frankfurt und brachte unter andern Grüßen und Geschenken für Goethe Lottes Brautstrauß mit. Einen Granatring Lottens behielt er eigenmächtig: er hatte ihn als Muster bekommen, um in Frankfurt die Trauringe zu besorgen. „Er soll unter meinen Bijous liegen, bis ich ein Mädchen habe; Die soll ihn tragen."

Am 16ten April wanderte er wieder einmal nach Darmstadt. Diesmal war das Hauptgeschäft zwischen ihm und Merck die Drucklegung des ‚Götz'. Goethe sträubte sich dagegen; aber Merck fragte, was denn das ewige Umarbeiten solle. Eine Sache ändern heiße noch lange nicht: sie bessern. „Nur heraus damit, damit ein neues Stück an die Reihe kommen kann! Bei Zeit auf die Zäun', so trocknen die Windeln!" Die beiden Freunde übernahmen den Verlag gemeinschaftlich;

Goethe bezahlte das Papier, Merck den Drucker; gedruckt wurde wiederum bei Deinet (oder den Eichenbergischen Erben) in Frankfurt.

Den Darmstädtischen Freundeskreis fand Goethe diesmal vor der Auflösung. Merck rüstete schon auf die große Reise, Karoline Flachsland auf ihre Hochzeit, und Helene v. Roussillon sah dem Abschied vom Leben entgegen. Am 21sten April starb sie; Goethes Trauer ging tief.

Am 2ten Mai feierte er Herders Hochzeit mit; am nächsten Tage ging er nach Frankfurt zurück.

Am 6ten Mai kam dort die Landgräfin Karoline mit ihren Prinzessinnen und ihrer sonstigen Reisegesellschaft an; Goethe sah Merck, seinen nächsten Freund, davonfahren. Ein paar Tage später ging Herder mit seiner jungen Frau durch Frankfurt. Im selben Monat siedelten auch Kestners nach dem fernen Hannover über.

Jetzt mußte Goethe schon an die Frau v. La Roche denken, wenn er sich fragte, wen er diesen Sommer in der Nachbarschaft besuchen könne. „Denn ich bin allein, allein und werd' es täglich mehr!"

Im gleichen Briefe vom 12ten Mai fährt er fort:

Und doch wollt' ich's tragen, daß Seelen, die für einander geschaffen sind, sich so selten finden und meist getrennt werden. Aber daß sie in den Augenblicken der glücklichsten Vereinigung sich eben am meisten verkennen: Das ist ein trauriges Rätsel!

Zwischen ihm und Herder hatte sich plötzlich eine Kluft aufgetan. Goethe erkannte nun auf einmal den

Gegensatz der Gemüter und Gesinnungen, der schon immer bestanden hatte. Und nun setzte er sich mit dem bisher so demütig Verehrten in derselben Weise innerlich auseinander, wie er vorher mit den Jacobis und Leuchsenring getan; er dichtete ihm eine Posse auf den Leib.

Was hatte sich ereignet, um Goethes Augen zu öffnen? Manchmal gibt eine Kleinigkeit den längst angesammelten Beschwerden das Übergewicht. Vielleicht hatte auch bei diesem Wiedersehn Herder seinen treuen Anhänger so von oben herab, fast verächtlich behandelt, wie er schon oft getan; Goethe aber, der nun durch den sehr selbständigen Merck auf Herders unmäßige Eitelkeit und sonstige Schwächen hingewiesen war, mochte nun auch gegen einen Herder keinen Schulknaben mehr spielen. Vermutlich mißfiel dem jüngeren Freunde Herders Verhalten gegen seine Braut; er war auch darüber von Merck aufgeklärt und sah es nun mit eigenen kritischen Augen.[1]) Er verglich den Herrn Hofprediger mit den beiden andern Liebhabern, die ihm zunächst standen, mit den Ehrenmännern Kestner und Schlosser. Zu einem Streite kam es kaum; jedenfalls aber sah Goethe den Menschen Herder und auch seine Lehre nun in einem ganz andern Lichte. Wieviel

[1]) Merck schreibt am 14ten Februar 1774 an seine Frau auf französisch, er habe keinen brieflichen Verkehr mehr mit Herder, aber die Geheimrätin Hesse habe ihm bestellen müssen, ihre Schwester sei nicht recht gesund, sie lebten jedoch sehr glücklich zusammen. „Ich glaube, daß Herder und Frau etwas von Goethes und meinem Unglauben hinsichtlich des Glückes, das die arme Gefährtin eines so sonderbaren Mannes wie Herder erwartet, gemerkt haben."

Unbestimmtes, Unfaßliches, Dunkles war doch in Herders Schriften! Fehlte es ihm selber an Klarheit der Gedanken oder machte er Andern einen Dunst vor, um desto wunderbarer vor beiden Geschlechtern dazustehen? Der verständliche Teil seiner Reden lief großenteils auf eine Anpreisung der rohen Natur hinaus; das Streben nach voller Natürlichkeit bedeutet aber für den Menschen eine Annäherung an das Tier. Begreiflicherweise war der Scherz, daß die Lobredner der Urzustände nun auch den Wilden und den Tieren ähnlich in den Wäldern leben sollten, schon oft gemacht und in Einzelheiten ausgemalt worden, in Rousseaus Umgebung auch von Komödien-Dichtern. Goethe kam aber auf besondere Weise dazu, seinen bisherigen Freund Herder als ein Halbtier zu denken. Herder bewunderte vor Andern den bitterbösen Satiriker Swift; nun hat die „Satire“ mit dem Fabelwesen „Satyr“, einem Waldgott mit Ziegenfüßen, kleinen Hörnern und Bocksschwanz, nichts zu tun; damals aber wurden die gleichlautenden Worte auch von Gelehrten vermischt oder verwechselt, so daß z. B. Herder selbst seinen geliebten Swift einen „Satyr“ nannte. Herder war in sehr starkem Maße von seinem älteren Freunde Hamann angeregt worden; er konnte für dessen Nachfolger gelten. Dieser seltsame Mann in Königsberg aber hatte ein Vergnügen daran gehabt, sich als einen Pan oder Faun oder Satyr oder Silvan oder Ziegenpropheten hinzustellen, der im Walde hause, halb nackt umhergehe und von der Milch der Schafe und Ziegen lebe, die ihn zu begleiten pflegten. Nun war aber auch Herder selbst als ein Waldmann und Satyr von

seinen Feinden angegriffen worden, weil er nämlich seine ersten Aufsehen erregenden Schriften ‚Kritische Wälder' benannt hatte. Schließlich kannte man von Rousseau und Anderen her die Ansicht, daß die Griechen, als sie vom Satyr fabelten, wohl von Urmenschen, die der Natur treu geblieben, dunkle Kunde hatten. Kurz, durch solche Gedankengänge konnten zwei sehr entfernte Bilder: der vornehme Herr Hofprediger Herder und der wilde Waldgott, zusammenfließen; Goethe aber hatte seine Künstlerfreude an dem Einfall, einen frechen Satyros zu bilden, an dem für Eingeweihte (aber auch nur für Diese) Herders Züge erkennbar waren.

Da Herder gemeint wird, so ist Satyros auch ein Genie, ein starkes Genie; besonders hat er die Kraft, mit Rede und Gesang die Geister zu bezaubern. Gar mächtig schilt er auf die herbeieilenden Zuhörer ein und verkündigt ihnen sein Natur-Evangelium:

Habt eures Ursprungs vergessen,
Euch zu Sklaven versessen,
Euch in Häuser gemauert,
Euch in Sitten vertrauert!
Kennt die goldene Zeiten
Nur als Märchen von weiten.
Da eure Väter neugeboren
Vom Boden aufsprangen,
Im Wonnetaumel verloren
Willkomme-Lied sangen,
An mitgeborner Gattin Brust,
Der rings aufkeimenden Natur,
Ohne Neid gen Himmel blickten,
Sich zu Göttern entzückten!
Und ihr? Wo ist sie hin, die Lust
An sich selbst? Siechlinge, verbannte nur!

Zu andern Zeiten, vor einem andern Kreise, redet Satyros Orakel-Töne über die Welträtsel und die Anfänge alles Bestehenden; Das war ja Herders Lieblingsfach (nicht in Reden zwar, aber in seinen Schriften).

Vernehmt, wie im Un-Ding
Alles durcheinander ging!
Im verschloss'nen Haß die Elemente tosend
Und Kraft an Kräften widrig von sich stoßend:
Ohne Feindsband, ohne Freundsband,
Ohne Zerstören, ohne Vermehren.
Wie im Un-Ding das Ur-Ding erquoll,
Lichts-Macht durch die Nacht scholl,
Durchdrang die Tiefen der Wesen all,
Daß aufkeimte Begehrungs-Schwall
Und die Elemente sich erschlossen,
Mit Hunger in einander gossen,
All-durchdringend, all-durchdrungen!
Wie sich Haß und Lieb' gebar
Und das All nun ein Ganzes war!
Und das Ganze klang
In lebend-wirkendem Ebengesang.
Sich täte Kraft in Kraft verzehren,
Sich täte Kraft in Kraft vermehren.
Und auf und ab sich rollend ging
Das All-und-Ein-und-Ewig-Ding:
Immer verändert, immer beständig!

So bezaubert er die Männlein und Weiblein; seine eigenste Grundmelodie aber ist:

Mir geht in der Welt Nichts über mich,
Denn Gott ist Gott, und Ich bin Ich!

Mit diesem Unter- und Übermenschen stellte nun Goethe sich selbst in Vergleichung. Auch er hat sich in „Gottes Stadt", in den Wald gewandt, aber

als Einsiedler, der verborgen bleiben will, während Satyros die Menge und besonders die angenehmsten Frauenzimmer zu sich lockte. Der Einsiedler ist der Menschen müde, ohne sich über sie zu entrüsten und ohne sie bekehren zu wollen. Vielmehr hat er ihrem mannigfaltigen Treiben mit Vergnügen zugesehen, selbst dem Treiben der Schmeichler, Heuchler und Diebe. Fortgeschlichen hat er sich nur, weil es unter den Narren gar so viele langweilige gibt und weil er die Nützlichkeitsphilister nicht ertragen mag, die bei jedem Ding fragen: wozu dient es? was bringt es ein? Im Walde dagegen entzückt ihn der allgemeine, unbewußte Lebensdrang.

Ich sah im Frühling ohne Zahl
Blüten und Knospen durch Berg und Tal:
Wie Alles drängt und Alles treibt,
Kein Plätzlein ohne Keimlein bleibt.

Da denkt nun gleich der steif' Philister:
„Das ist für mich und mein Geschwister!
Unser Herrgott ist so gnädig heuer:
Hätt' ich's doch schon in Fach und Scheuer!"

Unser Herrgott spricht: „Aber mir nit so!
Es sollen's Andre auch werden froh!"

Da lockt uns denn der Sonnenschein
Störch' und Schwalb' aus der Fremd' herein,
Den Schmetterling aus seinem Haus,
Die Fliegen aus den Ritzen raus
Und brütet das Raupenvölklein aus.
Das quillt all von Erzeugungskraft . .

Eine Hütte inmitten dieser unschuldigen Natur bewohnt der Einsiedler und in dieser Hütte pflegt er

liebreich-aufopfernd den Satyros, der bei einem Sturze das Bein gebrochen. Zum Dank wird der gute Mann gescholten und verhöhnt, wie einst in Straßburg Goethe von Herder, ja sogar seines liebsten Besitzes beraubt und feindselig bekämpft. Satyros bezaubert dann das Volk und die Einzelnen, auf die es ihm ankommt. Schließlich aber zeigt sich seine Gier und Selbstsucht gar zu frech; er wird fortgestoßen; unter Schimpfreden entfernt er sich: „Ich tät euch Eseln eine Ehr' an" und „So mögt ihr denn im Dreck bekleiben!" Jedoch büßt er nicht alle seine Erfolge ein. „Es geht doch wohl eine Jungfrau mit" spricht der Einsiedler, als sein Feind abzieht; die gemeinte Jungfrau aber heißt im Stücke Psyche, wie Herders Braut sich unter den Freunden nennen ließ.

Das Spiel vom Pater Brey, dem falschen Propheten, hatte Goethe vor Herders Hochzeit gedichtet; ‚Satyros oder der vergötterte Waldteufel' folgte hinterdrein: als eine Verwünschung zum Abschied. „Fahr' hin in deiner Pracht!" Dieser Aufwand von Geist und Witz war für keine Leser bestimmt: höchstens für Merck und zwei, drei gleichdenkende Freunde.[1])

---

[1]) Ein Jahr später rühmte Heinse dies gegen Herder gerichtete Drama in einem Briefe an Gleim. Um dieselbe Zeit hörte Zimmermann von einem Reisenden, der bei Goethe gewesen, Einiges über diese Farce gegen Herder und Frau, „in welcher beide auf's äußerste durchgezogen seien." Im November 1774 lieh Goethe den ‚Satyros' dem Professor Böckmann in Karlsruhe; ob Dieser die Beziehung auf Herder kannte, weiß man nicht. Im Oktober 1777 las Goethe das

Um dieselbe Zeit und auf dieselbe Manier setzte sich Goethe auch mit Wieland auseinander. Seit Jahren bewunderte er diesen geistvollen, fleißigen, gelehrten, gutherzigen Mann, der als Erzähler und Plauderer in Vers und Prosa unter den Deutschen Seinesgleichen nicht hatte. Seit Jahren ärgerte er sich aber auch über Dies und Jenes bei Wieland, vornehmlich wenn Dieser sich mit einem der wahrhaft Großen befaßte, wenn er etwa als ein Besserwisser und Geschmacksrichter einem Shakespeare gegenübertrat. Zuweilen wünschte der junge Goethe eine Verbindung mit diesem Berühmten; und als er sich mit Frau v. La Roche befreundete, fühlte er sich auch Wielanden näher. Die La Roche sprach ihm viel von der Zeitschrift, die Wieland gerade um dieselbe Zeit anfing, wo Goethe mit seinen Freunden sich von dem Frankfurter Unternehmen zurückzog. Nun setzte auch er große Hoffnung auf den ‚Deutschen Merkur‘;

Stück dem Herzog Karl August und der Korona Schröter vor; auch da bleibt fraglich, ob sie die gemeinten Personen kannten. Offenbar hat aber Merck im Sommer 1779 in Ettersburg die Sache ausgeschwätzt, denn Herzogin Amalie und Luise v. Göchhausen benennen danach Herder in ihren Briefen an Merck „Satyros.“ Auch Wieland scheint diesen Namen für Herder gekannt zu haben. Herder selbst hat wohl nie Kenntnis davon bekommen, auch seine Frau nicht. In Druck erschien das Stück erst 1817. Die Gelehrten wurden lange Zeit nicht klug daraus. Riemer deutete den Satyros auf Christoph Kaufmann, Gödecke auf Heinse, Gervinus auf Basedow, Wilmanns auf d'Alembert, wobei Rousseau der Eremit und die Lespinasse Psyche sein sollte. Die Beziehung auf Herder wurde erst durch Wilhelm Scherer wieder entdeckt. In seinem Aufsatze ‚Satyros‘ findet man Näheres (‚Aus Goethes Frühzeit‘, Straßburg 1879).

er sammelte sogar Besteller dafür und lud sich die Zusendung der Hefte an die von ihm gewonnenen Leser auf. Er wartete ungeduldig auf die ersten Stücke. „Könnten Sie nicht Wielanden wohlmeinend raten, den Deutschen Merkur monatlich herauszugeben?“ schrieb er nach Ehrenbreitstein; „dergleichen Schriften machen keinen Appetit bändeweis.“ Als er aber den ersten Band, der drei Monatshefte umfaßte, endlich bekam, nach Ostern erst, da fühlte er sich betrogen. Das erste Stückchen im ersten Hefte fing an: „Wenn im leichten Hirtenkleide Mein geliebtes Mädchen geht“; natürlich war es von Georg Jacobi, und dieser Georg Jacobi füllte dann auch viele Seiten mit einem langweiligen griechischen Romane: ‚Charmides und Theone oder die sittliche Grazie‘. Heiliger Homer! Jürge Jacobi will auch ein Grieche sein! Wieland selber aber wollte gar die Griechen schulmeistern. Er hatte neulich eine ‚Alceste‘ gedichtet und verglich sie nun in fünf langen Briefen mit der ‚Alkestis‘ des Euripides. Schritt für Schritt zeigte er, wie er, Hofrat Wieland, es anders und besser gemacht: sein Admet, sein Herkules, seine Alkeste betragen sich viel verständlicher, schicklicher, größer als die Figuren des Euripides, seine Situationen sind viel rührender, seine Reden viel gehaltvoller als das platte Geschwätz, das in dem griechischen Stücke viel Raum einnimmt.

Goethe schrie auf! Der weimarische Prinzenlehrer, Hofpoet und Zeitschriftfabrikant blickte von seinem Trönchen gnädig-ungnädig herab auf einen der griechischen Tragiker! Dies Kerlchen wagte es, in seinem poetischen Bette unter andern Geisteskindern einen neuen

Herkules zu erzeugen! Einen Herkules von so gutem Betragen, daß er sich im fürstlichen Theater zu Weimar vor der dort huldvollst regierenden Herzogin Amalia und ihren Hofdamen sehen lassen konnte! O Wieland, wie erginge es dir, wenn du dem echten alten Herkules begegnetest oder auch deinem Vorgänger Euripides, dem du mit deiner roten Schulmeister-Dinte alle seine Fehler angestrichen hast! Ja, Wieland, wie erginge es dir?

Diese Begegnung malte sich Goethe als etwas Köstliches aus und schrieb sie nieder. Die Szene spielt in der Unterwelt: Charon, Euripides, Alceste, Admet schelten auf Merkur, daß er jetzt Wielands elende Wische herumtrage; Merkur aber weiß von all dem Unfug nichts, zu dem sein Name auf Erden mißbraucht wird; als er aufgeklärt wird, möchte er diesen superklugen Wieland doch ein wenig zur Rechenschaft vorfordern. Er fliegt zu ihm, dem Schlafenden, läßt ihn träumen und im Traume in die Unterwelt versetzen. „Lassen Sie uns, mein lieber Jakobi . . .“ so beginnt Wieland zu reden; er hatte ja auch seine Briefe über die ‚Alceste‘ an Friedrich Jakobi, den Mit-Unternehmer seiner Zeitschrift, gerichtet. Jakobi? „Man sieht doch, mit was für Leuten er umgeht“ brummt Euripides; aber Merkur schreit den Schlafenden an:

Ermuntert Euch! Es ist hier von keinen Jakobis die Rede. Wie ist's mit dem Merkur? Ihrem ‚Merkur‘, dem ‚Deutschen Merkur‘?

Wieland (kläglich): Sie haben ihn mir nachgedruckt!

Merkur: Was tut mir Das? So hört denn und seht!

Natürlich erkennt Wieland die echten griechischen Gestalten gar nicht; sie nennen ihm ihre Namen: er

verwundert sich! Und nun muß er mit ihnen die Erörterung über seine neue weimarische und die alte athenische ‚Alceste' noch einmal führen: nur daß ihm jetzt Euripides, Admet und Alceste seine Sünden vorhalten. Auch Herkules kommt herangepoltert und hört, der Wieland sei da.

Herkules: Ei wo?

Admet: Da steht er.

Herkules: Der? Nun, Der ist klein genug. Hab' ich ihn mir doch so vorgestellt! Seid Ihr der Mann, der den Herkules immer im Munde führt?

Wieland: Ich habe nichts mit Euch zu schaffen, Koloß.

Herkules: Bin ich dir als Zwerg erschienen?

Wieland: Als wohlgestalter Mann mittlerer Größe tritt mein Herkules auf.

Und nun wendet sich das Gespräch auf die Tugend, denn Wieland hatte den Herkules in seinem Stücke und seinen Briefen als einen Mann geschildert, „der für die Tugend Alles tut, Alles wagt." Er betont: daß sein Herkules durchaus nicht nach Euripides gezeichnet sei, sondern nach Prodikos in Xenophons Sokratesbuche, nach der bekannten Fabel vom Jüngling am Scheidewege. Wieland hatte also einen Tugendhaften im Sinne, „der sich durch die Größe seiner Gesinnungen und Taten den Weg zum Olympus bahnt", während der Herkules bei Euripides immer bereit sei, den Ruhm seines Heldenlebens an das Vergnügen eines Augenblicks, zum Beispiel an Umarmungen einer schönen Omphale, zu setzen.

Auf dies Feld hätte sich gerade Wieland nicht wagen sollen! War er doch berühmt als Dichter von lüsternen Geschichten, und bei vielen braven Bürgern für

lasterhaft und einen Heiden verschrieen. „O daß du warm oder kalt wärest!“ dachte Goethe bei sich selbst und erinnerte sich, was Wieland bisher alles gefabelt hatte, auch über griechische Menschen und Sitten. Den Moralisten Wieland zu verspotten, war leicht; hierbei konnte Goethe aber auch zeigen, wie er selber sich das echte Griechentum zum Unterschied von der halbschürigen, heuchlerischen Gegenwart dachte. Sittlichkeitsgrübler waren diese Alten wahrlich nicht gewesen! Goethes Herkules will weder ein Tugendmuster sein, noch von Tugend etwas wissen.

Tugend? Ich hab' das Wort erst hier unten von ein paar albernen Kerls gehört, die keine Rechenschaft davon zu geben wußten.

Wieland: Ich bin's ebenso wenig imstande. Doch lasset uns darüber keine Worte verderben! Ich wollte, Ihr hättet meine Gedichte gelesen, und Ihr würdet finden, daß ich selbst die Tugend wenig achte. Sie ist ein zweideutig Ding!

Herkules: Ein Unding ist sie! Wie alle Phantasie, die mit dem Gang der Welt nicht bestehen kann.

Das kann der Prinzenerzieher Wieland nun doch nicht zugeben. „Tugend muß doch was sein, muß was sein“ stammelt er. Herkules macht aber auch einen Unterschied zwischen dem Pöbel und braven Kerls. „Was nennt Ihr brave Kerls?“ fragt der deutsche Professor. „Einen, der mitteilt, was er hat“ erwidert der Grieche, und als er weiterredet, merkt man, daß er die Kraft und den stolzen Gebrauch der Kraft für die Kennzeichen des wahren Adels hält; nach „Tugend“ und „Laster“ solle man nicht fragen, sondern froh und frei dahinleben. „Ihr seid ein Unmensch, ein Gotteslästerer“

ruft Wieland schließlich. „Will dir Das nicht in den Kopf?“ fragt Herkules dagegen. „Aber des Prodikus Herkules: Das ist dein Mann! Eines Schulmeisters Herkules, ein unbärtiger Sylvio am Scheidewege. Wären mir die Weiber begegnet, siehst du: eine unter den Arm, eine unter den, und alle beide hätten mit fortgemußt.“

Nun, solche Liederlichkeit hat Wieland auch schon manchmal mit Vergnügen dargestellt; er kann ja auf beiden Seiten hinken. Als Jüngling war er sehr, sehr fromm und sittenstreng; dann plötzlich wetteiferte er mit den „galantesten“ Franzosen an Frechheit; nun in reiferen Jahren suchte er die goldene Mittelstraße festzuhalten. „Ich weiß genug“ ruft ihm Herkules zu. „Hättest du nicht zu lang' unter der Knechtschaft deiner Religion und Sittenlehre geseufzt, es hätte noch was aus dir werden können! Denn jetzt hängen dir immer noch die schalen Ideale an.“ — —

Als der zweite Band des ‚Teutschen Merkurs‘ herauskam — Wieland schrieb seit kurzem: teutsch — war eine Vorrede darin. Der Herausgeber gestand, daß seines Freundes Jacobi griechischer Roman von den Lesern ziemlich einmütig abgelehnt worden sei; er selber sei aber auch getadelt worden: wegen der Briefe über die ‚Alceste‘.

Man hat ihn, den Verehrer, den Schüler des Euripides, beschuldigt, daß er sich selbst auf Unkosten dieses Alten einen Altar aufgebaut habe. Man hat ihm als einen Mangel von Bescheidenheit angerechnet, daß er von seinem eignen Werk Gutes gesagt, und man hat nicht daran gedacht, daß es ein Anderes ist, wenn ein bekannter Verfasser von einem seiner Werke als Kunstverständiger urteilt und Liebhabern

oder Anfängern die Gründe sagt, warum er Dies so und Jenes so gemacht hat, und ein Anderes, wenn ein junger Schriftsteller oder Einer, den Niemand lobt, sich selbst lobt, um — sich selbst zu loben.

Ja, von der Seite hätte der junge Dichter Goethe die Sache wohl auch ansehen können. Er selber stand vor ähnlichen Aufgaben: gestaltete er da die alten Stoffe nicht auch ganz anders als seine Vorgänger, auch die berühmten? Es wäre gewiß lehrreich, wenn die Künstler sich öfter über ihre Arbeit so ausführlich aussprächen, wie Wieland diesmal getan.

Goethe hätte auch beachten können oder sollen, warum Wieland, der doch schon ein Vater vieler poetischer Kinder war, gerade diese ‚Alceste' liebte und herausstrich. Als Lese-Drama bedeutete sie gewiß nicht viel; aber ihr Verfasser hatte gleich im Anfang seiner Briefe gesagt, daß es sich hier um das Textbuch der ersten deutschen Oper handele. „Eine Oper in deutscher Zunge (in der Sprache, worin Kaiser Karl der Fünfte nur mit seinem Pferde sprechen wollte): von einem Deutschen gesetzt, von Deutschen gesungen." Das war in der Tat etwas Unerhörtes, denn bisher wurden alle großen Opern auch in Deutschland von Italienern in ihrer Sprache vorgetragen, und die Musik dazu war italienisch, selbst wenn sie von Deutschen herrührte. Da nun die Komposition und Aufführung dieser ersten deutschen Oper in Weimar vor sich ging und er selber ihr Dichter war, so konnte man dem von Natur geschwätzigen Wieland wohl verzeihen, daß er diesmal recht weitläufig wurde. Ja, bei einigem Wohlwollen hätte man sogar zugeben können, daß der deutsche

Dichter Einiges überhaupt besser oder doch für seine Landsleute passender gemacht habe, als jener Euripides, der vor 2200 Jahren zu einem ganz anders denkenden und fühlenden Volke sprach.

Aber bei Goethes Blättern, die er ‚Götter, Helden und Wieland' überschrieb, kam es ihm freilich nicht auf Gerechtigkeit an. So ernsthaft durfte man die kleine Posse nicht nehmen. Er schrieb sie ja nur, um sich für sich selber gegen Wieland zu behaupten und zugleich, um sich zu belustigen. Es war sozusagen eine Zuspeise zu einer Flasche Wein. Ein Scherz für ein paar Freunde: weiter nichts.

„Ach, Schreiben ist geschäftiger Müßiggang" sagte der Ritter Berlichingen im Schauspiel. Goethe dachte wohl manchmal über sein eigenes Schreiben nicht freundlicher. Der alte Ritter brachte seine Erinnerungen auf das Papier, weil und so lange er das Schwert nicht brauchen durfte, und der junge Dichter meinte:

Unterdessen arbeit' ich so fort, ob etwa dem Strudel der Dinge belieben möchte, was Gescheuteres mit mir anzufangen.

Sechstes Kapitel

Der erste Ruhm

Zweites Halbjahr 1773

In der zweiten Juniwoche bekam Goethe die fertig gedruckten, gehefteten und gebundenen Abzüge seines ‚Götz' ins Haus; 206 Seiten schwarz auf weiß, sein erstes Buch, sein erstes größeres Werk, ein Zeugnis seines Fleißes, seines Könnens, seines Dichterberufs. Auch für ihn selber war es ein Zeugnis oder Beweis, denn ganz anders spricht das gedruckte Buch zu seinem Verfasser als die Handschrift, die immer noch unfertig, noch zweifelhaft wie ein Kind im Mutterleibe erscheint.

Zunächst graute unserem jungen Dichter allerdings auch vor den Bücherballen. Es traf sich übel, daß gerade jetzt Merck auf der großen Reise sein mußte, daß also Goethe selber, dem alles Merkantilische widerstrebte, den Versand und Verkauf der Bücher leiten sollte. „Gebt das Stück für 48 Kreuzer ab" mußte er nach der einen Himmelsrichtung, „für 12 gute Groschen" nach der andern schreiben. Auf einen Gewinn für seine Kasse war es nicht abgesehen: wenn nur die Kosten herauskämen!

Sehr bald spürte er den besseren Erfolg, daß die Freunde für seine Gabe dankbar waren und daß der Verfasser des gedruckten Werkes nun bei ihnen eine

Götz von Berlichingen

mit der

eisernen Hand.

Ein

Schauspiel.

1773.

Stufe höher stand als der Dr. Goethe, an dessen Genie sie doch auch schon vorher geglaubt hatten. Außerdem sprach er jetzt als Autor auch schon zu manchen Unbekannten, und sie fragten: wer ist der neue Mann?

„O Boje, wissen Sie nicht, wer es ist?" so schrieb schon am 8ten Juli der Dichter Bürger, Justizamtmann zu Altengleichen bei Göttingen, an den Freund, der ihm das Buch zugesandt hatte; Boje war durch Gotter mit Goethe in Verbindung gekommen. Der Dichter der ‚Leonore' — eben damals schuf er sie — jubelte förmlich dem Dichter dieses Dramas zu:

Ich weiß mich vor Enthusiasmus kaum zu lassen. Womit soll ich dem Verfasser mein Entzücken entdecken? Den kann man doch noch den deutschen Shakespeare nennen, wenn man einen so nennen will . . .

Welch' ein durchaus deutscher Stoff! Welch' kühne Verarbeitung! Edel und frei wie sein Held, tritt der Verfasser den elenden Regeln-Kodex unter die Füße und stellt uns ein ganzes evenement, mit Leben und Odem bis in seine kleinsten Adern beseelt, vor Augen. Erschütterung, wie sie Shakespeare nur immer hervorbringen kann, habe ich in meinem innersten Mark gefühlt. Mitleid! Schrecken! Grausen, kaltes Grausen, wie wenn Einen kalter Nordwind anweht! Götzens kleiner Junge! Die Zigeunerszene! Die auf dem Rathause! Der sterbende Weislingen! Das heimliche Gericht! Gott, Gott, wie lebendig, wie shakespearisch!

Ob aber dies Shakespearische nun, da ein Deutscher Ernst damit machte, diese Verachtung aller dramatischen Regeln auch Andern zusagen würde, Das war freilich die Frage. Und zweitens mußten die Leser, besonders auch das Rezensenten-Geschmeiß, wie Bürger sagte, vor der Sprache dieses neuen Dichters fast erschrecken. Bisher hatten alle Bühnenfiguren ein auserwähltes

Schriftdeutsch gesprochen; davon war auch Lessing in seiner ‚Minna', die doch als Lustspiel noch größere Freiheit hatte, nicht abgegangen; in Goethes großem historischem Drama aber redeten nur die Vornehmsten Schriftdeutsch, der Held verfiel schon oft in Mundart, und alle Personen aus dem gemeinen Volke schwätzten, wie ihnen der Schnabel gewachsen war, nicht gerade ein echtes Fränkisch oder Schwäbisch, aber doch stark mundartlich gefärbt. Was nun aber das Ärgste war: sie gebrauchten auch alle die derben und schmutzigen Worte, die im Volke so geläufig sind, daß der gemeine Mann kein Unrecht dabei empfindet. Schon auf den ersten Seiten schimpfte ein Bauer: „Scheißkerle die Reuter, wenn man sie nit bezahlt, tun sie dir keinen Streich." Nachher trat ein Reichssoldat auf, der seine Notdurft verrichten mußte und sich zu diesem Zwecke, da ein Gefecht bevorstand, aus Schamhaftigkeit und Vorsicht gleich eine Stunde weit von seinem Trupp entfernte. Das waren nur nebensächliche Stellen, die man leicht wegdenken konnte; aber dann kam ein Gipfelpunkt des Dramas, eine grandiose Szene. Götz wird in seiner Burg belagert und sehr hart bedrängt. Da bläst ein Trompeter vor den Mauern. „Aha! ein rotröckiger Schurke, der uns die Frage vorlegen wird, ob wir Hundsfötter sein wollen." Der Ritter geht ans Fenster und hört die Botschaft an: in der Tat, der Hauptmann, der die Belagerung leitet, läßt ihn im Namen des Kaisers auffordern, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. „Mich ergeben! Auf Gnad oder Ungnad!" ruft Götz dagegen.

Mit wem redet ihr? Bin ich ein Räuber? Sag' deinem Hauptmann: Vor Ihro Kaiserliche Majestät hab'

ich, wie immer, schuldigen Respekt; er aber — sag's ihm — er kann mich im Arsch lecken!

So stand es wirklich da, völlig ausgeschrieben! Darüber konnte man nicht hinweglesen, und den Ritter, der bei diesen Kraftworten das Fenster zuschmeißt, behielt man gewiß vor der Phantasie, wenn man auch sonst das ganze Stück vergaß. Bürger hatte auch über diese Stelle eine unbändige Freude, aber wo war sonst noch ein deutscher Gelehrter, der es auch nur im stillen Kämmerlein wagen würde, diese Kühnheit zu bewundern?

Goethe schickte sein Buch auch an Gotter, der jetzt wieder in seiner Heimat Gotha lebte. Er wußte, daß Gotter dort bereits ein Gesellschaftstheater zustande gebracht hatte. Solche Liebhaber ergreifen Manches, was für eine Komödianten-Bühne nicht brauchbar ist, und so kam unserem Dichter einen Augenblick der Gedanke, ob Gotter nicht auch den ‚Götz' spielen lassen könnte:

Vor Stadt und Land und Hof und Herrn:
Die säh'n das Schattenspiel wohl gern.
So such' dir denn in deinem Haus
Einen rechten tüchtigen Bengel aus
Und gib ihm die Roll' von meinem Götz:
In Panzer, Blechhaub' und Geschwätz.
Dann nimm den Weisling vor[1]) Dich hin:
In Pumphos, Kragen und stolzem Kinn
Und Spada[2]) wohl nach Spanier-Art
Und Weitnaslöchern, Stützleinbart,
Und sei ein Falscher an den Frauen,
Laß dich zuletzt vergiftet schauen.

[1]) Für.
[2]) espada, épée, spatha, Degen.

Und bring — da hast du meinen Dank —
Mich vor die Weiblein ohn' Gestank:
Mußt alle garst'gen Worte lindern,
Aus Scheißkerl: Schurken, aus Arsch mach' Hintern
Und gleich' Das alles so fortan,
Wie du's wohl ehmals schon getan.

Das ging doch über Gotters Kräfte! Er tät' es gern dem Freund zu Lieb, antwortete er, gleichfalls in Knittelreimen, und habe wohl auch einen Mann, der den Götz spielen könnte, aber

So tut's mir doch im Kopf 'rumgehn,
Wie ich die Täler und die Höh'n,
Die Wiesen, Wälder und Moräst',
Die Warten und die Schlösser fest
Und Bambergs Bischofs Zimmer fein
Und des Turmwärters Gärtlein klein
Soll nehmen her und so staffieren,
Das Hokuspokus all changieren.
Auch möchte wohl Wem grau'n, daß nicht
Der Reiter seine Not verricht'
Und Götz dem Feind zur Schur und Graus
Streck' seinen Arsch zum Fenster 'naus!
Das Weibsvolk hier gar störrisch ist,
Weil's Tag und Nacht Französisch liest.
Das Mannsvolk, in Paris gewest,
Nur das Theatrum hält für's best',
Wo Alles züchtiglich geschiecht
Und Alles in Sentenzen spricht.
Drum laß' Dir nur die Lust vergehn,
Bei ihnen in der Gnad' zu stehn:
Nimm dann mit meinem Dank vorlieb!

Es war wohl auch bei Goethe nur ein unbedachter Einfall gewesen. Dies dramatische Ungeheuer konnte man ebenso wenig auf ein Theater bringen wie die

englischen oder römischen Historien Shakespeares! Nicht von Zuschauern, sondern von Lesern konnte er Anerkennung erwarten, und solche Anerkennung kam ja auch. Vier Wochen etwa nach der ersten Versendung schrieb der Dichter an Kestners: „Ich hab schon vielerlei Beifallskränzlein von allerlei Laub und Blumen, italiänische[1]) Blumen sogar, die ich wechselsweise aufprobieret und auch vor'm Spiegel ausgelacht habe." Und wieder vier Wochen später erwähnte er wieder seinen „lieben Götz":

Auf seine gute Natur verlaß ich mich; er wird fortkommen und dauern. Er ist ein Menschenkind mit viel Gebrechen, und doch der Besten einer. Viele werden sich am Kleid stoßen und an einigen rauhen Ecken. Doch hab' ich schon so viel Beifall, daß ich erstaune.

Nach der ersten Niederschrift des ‚Götz' hatte Goethe daran gedacht, den Geisteshelden Sokrates zu dramatisieren; als nun die zweite Fassung des ‚Götz' gedruckt vor ihm lag und er nach einer neuen Gestalt sich umblickte, mit der und in der er Monate lang leben könnte, trat der Held aller Helden, das Genie aller Genies vor ihn: Prometheus. Durch Herder und Rousseau waren seine Gedanken oft zu den Anfängen der Menschheit geführt worden; mit diesen Urzeiten hat es auch die Götter- und Heldensage aller Völker zu tun. Für die Griechen war Prometheus der erste Wohltäter unseres Geschlechts, ihr erster, kühnster, opferwilligster Freund; nach einigen Berichten war er sogar

[1]) Das heißt: künstliche.

der Schöpfer der Menschen: er bildete zuerst ihre Leiber aus geschmeidigem Lehm, und seinen Gestalten wurde dann auch das Leben verliehen. Er also beobachtete und leitete die erste Tätigkeit, die ersten Erlebnisse der neuen Menschenkinder. Dieser erste und größte Künstler mußte wohl für das erste und größte Genie gelten. Das will sagen: Prometheus war zeitweilig noch mehr als Prometheus; er hatte Erleuchtungen; zu seinem eigenen Können flossen noch Himmelskräfte auf ihn über. Diese überirdischen Kräfte aber gestaltet die bildende oder dichtende Phantasie etwa als eine hinzutretende Muse; bei dem Halbgott Prometheus wird Minerva selbst seine Freundin, Helferin, Beschützerin. „Ich ehre meinen Vater und liebe dich, Prometheus“: so tritt die jungfräuliche Tochter Jupiters zu ihm. „Und du bist meinem Geist, was er sich selbst ist“ stammelt er voll Dankes.

Sind von Anbeginn
Mir deine Worte Himmelslicht gewesen!
Immer als wenn meine Seele spräche zu sich selbst,
Sie sich eröffnete,
Und mitgeborne Harmonien
In ihr erklängen aus sich selbst.
Das waren deine Worte!
So war ich selbst nicht selbst,
Und eine Gottheit sprach,
Wenn ich zu reden wähnte!
Und wähnt' ich, eine Gottheit spreche,
So sprach ich selbst!
Und so mit dir und mir,
So rein, so innig,
Ewig meine Liebe dir!

Minerva beschaut jene Gestalten, die ihr Schützling sich formte, Männer- und Weiberbilder aus Ton. „Sie

sollen leben und durch dich" spricht die Himmlische. „Durch dich, o meine Göttin!" jauchzt der glückliche Prometheus zurück. Nichts macht uns so stolz und frei wie das Bewußtsein schöpferischer Kraft. Aber ein Prometheus, der Menschen schuf, ohne vorher oben anzufragen, lehnt sich gegen die Götter auf! Nicht eigentlich gegen jene unfaßliche höchste Macht, die man die Zeit oder das Schicksal nennen könnte; wohl aber gegen die launischen, zürnenden, besänftigten, unsere Dienste heischenden, unserer Anbetung bedürftigen Götter. Schon ehe seine Gestalten das Leben gewannen, antwortete Prometheus mit höchster Kühnheit dem Merkurius, der ihm den Willen der Götter kund tat:

Ihr Wille? Gegen meinen?
Eins gegen Eins!

Was gaben sie ihm denn, daß sie nun Forderungen an ihn hätten?

Haben sie das Herz bewahrt
Vor Schlangen, die es heimlich neidschten?
Diesen Busen gestählt,
Zu trotzen den Titanen?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit,
Mein Herr und eurer!

Ha, die Götter wollen bedient sein, nur dafür, weil sie Götter sind!

Götter? Ich bin kein Gott
Und bilde mir so viel ein als einer.
Unendlich? Allmächtig?
Was könnt ihr?
Könnt ihr den weiten Raum
Des Himmels und der Erde

Mir ballen in meine Faust?
Vermögt ihr, mich zu scheiden
Von mir selbst?
Vermögt ihr mich auszudehnen,
Zu erweitern zu einer Welt?

Nicht anders redet er auf die sanftere Mahnung seiner Freundin Minerva: ja, ihr will er gern dankbar sein, aber den Göttern ist er nichts schuldig.

Und welch' ein Recht
Ergeizen sich die stolzen
Bewohner des Olympus
Auf meine Kräfte?
Sie sind mein, und mein ist ihr Gebrauch.
Nicht einen Fußtritt
Für den obersten der Götter mehr,
Für sie! Bin ich für sie?

Auch er ist einst ein gläubiges Kind gewesen. Trotzig hat ihn erst die Kenntnis der Welt, die Erfahrung werden lassen.

Sonst! Hast du mich nicht oft gesehn
In selbsterwählter Knechtschaft
Die Bürden tragen, die sie
In feierlichem Ernst auf meine Schultern legten?
Hab' ich die Arbeit nicht vollendet,
Jedes Tagewerk auf ihr Geheiß,
Weil ich glaubte,
Sie sähen das Vergangene, das Zukünftige
Im Gegenwärtigen,
Und ihre Leitung, ihr Gebot
Sei uranfängliche
Uneigennützige Weisheit?

Trotzig machte ihn erst recht die Kenntnis seiner eigenen Kraft, ihre Erprobung.

Ich dauere so wie sie!
Wir alle sind ewig!
Meines Anfangs erinn're ich mich nicht;
Zu enden hab' ich keinen Beruf
Und seh das Ende nicht:
So bin ich ewig, denn ich bin!

Und noch kühner ballt er die Faust nach oben, als seine Menschenkinder leben und um ihn wandeln,

Sieh nieder, Zeus!
Auf meine Welt! Sie lebt!
Ich habe sie geformt nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, weinen, zu genießen und zu freuen sich
Und dein nicht zu achten wie ich!

Goethe wollte in dieser Prometheus-Dichtung neben dem ungeheuerlichen Helden auch die ersten Tätigkeiten und Erfahrungen der ersten Menschen schildern: Hausbau, Jagd, Streit um die Beute usw. Die beiden größten menschlichen Erlebnisse sind: die Liebe und der Tod. Auch mußte er den Kampf zwischen Jupiter und Prometheus zu Ende führen: kein Wunder, daß der junge Dichter für diesmal nicht fertig wurde! Zwei Aufzüge schrieb er nach seinen ersten Eingebungen nieder; das Feilen und Fortsetzen blieb der Zukunft überlassen.

Unter den Wenigen, denen er seine neuen Handschriften lieh oder vorlas, war jetzt die Jungfer Fahlmer. Fünf Jahre älter als er, vermögend, weitläufig mit ihm verschwägert, gar nicht hübsch, aber wohlgebaut und gut gekleidet, sehr artig und verständig, eine fleißige

Johanna Fahlmer, Lotte Jacobi, Betty Jacobi

Zeichnung von Goethe (Goethe-National-Museum)

Betty Jacobi, geb. v. Clermont

Zeichnung von Goethe (Goethe-National-Museum)

Leserin, große Freundin der Dichter und recht urteilsfähig. Sie hatte bis zum vorigen Sommer in Düsseldorf gewohnt, wo ihr Vater, ein aus Frankfurt stammender kurpfälzischer Kommerzienrat, sein Geschäft gehabt hatte; dieser Vater war zweimal verheiratet gewesen, und eine Tochter von ihm aus erster Ehe hatte schon Kinder, als seine Tochter Johanna in zweiter Ehe geboren wurde: zwei Neffen waren ihrer neugebornen Tante um ein Jahr und drei Jahre voraus. Diese Neffen aber hießen Fritz und Georg Jacobi! Der Zufall führte es also herbei, daß Goethe mit einem älteren Mädchen befreundet wurde, die mit den von ihm so viel geschmähten „Jackerls" als Nahverwandte aufgewachsen war und sie auch recht innig liebte. Und Goethe nannte diese Freundin: Tantchen oder Tante, weil ihr dieser Name von seinen Feinden her, ihren wirklichen Neffen, anhaftete. Er ward nun durch Jungfer Fahlmer noch viel genauer mit diesen nie gesehenen Feinden bekannt als vorher schon durch die Erzählungen der La Roche; seine Feinde wurden sozusagen seine Vertrauten. Und er fühlte: wenn er aufhörte, sie zu hassen und zu verachten, so mußte er sie lieben.

Da nun die Fahlmer in Frankfurt lebte, so kam sehr bald eine Halbschwester der Jacobis, sie zu besuchen; Goethe wurde also auch mit dieser Lotte Jacobi gut bekannt. Nicht lange danach erschien aber auch die junge Frau von Fritz Jacobi, Elisabeth oder Betty, eines Tuchfabrikanten Tochter aus Aachen. Eine herrliche Niederländerin dünkte sie Goethen; schon die andere Mundart reizte, aber auch sonst fand er viel Gefallen

an ihr, und sie an ihm. Da sie guter Hoffnung war, nahm sie bei Spaziergängen gern seinen Arm: daß der Dr. Goethe so unartige Possen gegen ihren Mann und ihren Schwager geschrieben hatte, ahnte sie ja nicht. Er aber wich allen Erklärungen aus, weil er mit diesen Männern keine Freundschaft haben wollte; er tat, wie wenn sie nicht in der Welt seien. Man fühlte sich recht gemütlich im Kreise gemeinsamer Freunde; auch die Gerocks-Mädchen gehörten dazu; auch Madame La Roche und ihre Maxe, die im August acht Tage in Frankfurt zubrachten. „Es ist ein Ergötzen, mit solchen Menschen zu leben" schrieb Goethe um diese Zeit. Und indem er dann auch an Kestners und die anderen auswärtigen Freunde dachte, fügte er hinzu:

Hab' ich sie nicht bei mir, so stehn sie doch vor mir immer, die Lieben all! Der Kreis von edlen Menschen ist das Werteste alles Dessen, was ich errungen habe.

Diese Bekannten und Freunde sprachen es zuerst herum, daß Dr. Goethe den ‚Götz' gemacht habe und ein großes Genie sei. In Wetzlar zum Beispiel freute sich der alte Amtmann Buff herzlich an dem Buche; Brands, seine Nachbarn, stimmten ein; aber auch die höchsten Personen am Kammergericht erbaten es sich jetzt zum Lesen und bedauerten, daß sie den hoffnungsvollen jungen Mann im vorigen Sommer nicht bemerkt hatten. Herder war gegen Goethes schöne Gaben bisher so spröde gewesen, wie nur möglich; jetzt hieß Goethe in einem Briefe Herders an den großen Berliner Buchhändler, Dichter und Kunstrichter Friedrich Nicolai

„ein Kopf“, und vom ‚Götz‘ sagte Herder, er wüßte nicht, welche „Marionette von neuerm Kunstwerk“ er dagegen eintauschen möchte. Auch Professor Höpfner in Gießen schrieb an Nicolai, daß Goethe sein guter Bekannter sei:

Ein Mensch, der bei seinem wahren Genius der beste, gutherzigste, liebenswürdigste Sterbliche ist. Auf seine und Mercks Freundschaft bin ich sehr stolz.

Georg Schlosser hatte von seines künftigen Schwagers Gaben keine geringere Meinung; seine Liebe zu ihm war allerdings nicht ohne Sorge; die Unruhe, Unfertigkeit, Ungleichmäßigkeit des Freundes machten ihn stutzig.

Sein Herz ist so edel als eins. Wenn er einmal in der Welt glücklich wird, so wird er Tausende glücklich machen. Und wird er's nicht, so wird er ein Meteor bleiben, an dem sich unsere Zeitgenossen müde gaffen und unsere Kinder wärmen werden.

Mit seinen Bekannten aus der Leipziger Zeit hatte Goethe fast keine Verbindung mehr; jetzt freute er sich aber doch sehr, daß sich Behrischs Nachfolger Langer als Bewunderer des ‚Götz‘ meldete. In Straßburg hatte er noch zwei große Verehrer außer dem wackeren Freunde Salzmann. Johann Gottfried Röderer hieß der eine, Theologe, Elsässer, im gleichen Alter mit Goethe; er war sein Schüler und Anhänger besonders im Bekenntnis zur „deutschen“ Baukunst und zu den Griechen. Auch der andere junge Mann in Straßburg, Jakob Lenz, hatte die Theologie studiert; er stammte aus Livland und war in die französische Festung als Hofmeister zweier adligen Knaben gekommen, die dort das Militärhandwerk erlernten. Mit Goethe war er dort gerade noch oberflächlich bekannt

geworden, desto besser danach mit Goethes Freunde Salzmann und zufällig auch mit Goethes Freundin Friederike Brion. Ja, der Zufall wollte, daß die Pfarrerstochter in Sesenheim mit dem kleinen Jakob Lenz denselben Roman erlebte, wie im vorigen Sommer mit Goethe: Besuche, Briefe, Gedichte, Abende in der Laube — ein süßes zufriedenes Schäferleben, wie Lenz es nannte. Am merkwürdigsten war, daß auch Lenz gerade wieder den Aktuar Salzmann zum Vertrauten seiner Liebe und seiner Gewissensbisse machte und von Diesem zur Vernunft ermahnt wurde, ganz wie Goethe ein Jahr vorher. Um die Gleichheit voll zu machen, so zog auch Lenz sich zurück, als der Sommer verging: auch er ohne Vorwürfe gegen das Mädchen und zumeist, weil er keine Aussichten hatte, einen Haushalt zu gründen, denn ein Pfarrer wollte er nicht werden.[1])

[1]) Wieviel Lenz von Goethes Verhältnisse zu Friederike wußte, ist nicht bekannt; ihn hierin schon als „Goethes Affen" darzustellen, höchst ungerecht. In's Pfarrhaus zu Sesenheim kam der Pastorensohn und Theologe Lenz, weil er eine Zeit lang im nahen Fort Louis mit seinem Schüler leben mußte. Seine Liebe war ehrlich und tief; auch bereitete er schon seine Eltern auf diese Schwiegertochter vor. Ob nun anderseits Goethe durch Salzmann Lenzens Roman mit Riekchen kannte, wissen wir gleichfalls nicht; jedoch ist sicher, daß Salzmann über Lenz öfters an Goethe schrieb. Im Oktober 1773 wünschte Goethe, daß Salzmann sein Exemplar ‚Berlichingen' an Mamsell Brion schicken möge, und meinte dazu: „Die arme Friederike wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Untreue vergiftet wird." Wir wissen also nicht, wen Goethe mit diesem Untreuen meinte. Später, 1779, hat Goethe mit dem Mädchen über Lenz ausführlich gesprochen.

Er führte lieber ein Hungerleben in Straßburg und spann sich ein in Träumerei und Dichterei. An Goethe sandte er seine Arbeiten zuerst durch Salzmann, dann unmittelbar; Goethe erkannte die Genialität Lenzens; die Beiden waren zufällig auch Glaubensgenossen in aesthetischen Dingen und darüber hinaus. Lenzens Neigung zu Goethe wuchs durch diesen schriftlichen Verkehr geradezu zur Verliebtheit und Schwärmerei an; man könnte sagen, er fühlte sich wie eine Braut gegen den Stärkeren, der sie führt. Man dachte an gemeinsame Arbeiten: Das ergab in Lenzens Phantasie eine Art Ehe.

Ein ähnlicher zur Schwärmerei veranlagter Mann, der sich jedoch im Leben recht gut behaupten konnte, war der Prediger Lavater in Zürich, ein sehr fleißiger und schon berühmter Schriftsteller. Er las von Goethe zuerst die beiden theologischen Flugschriften, die ihm Deinet zugesandt hatte, und erstaunte sogleich „über das unvergleichbare Genie." Dann schickte ihm Deinet auch den neuen ‚Götz', und nun ergoß Lavater auch gegen Goethe selber seinen Dank. „Schreiben Sie, was Sie immer schreiben wollen!" stand in diesem ersten Briefe:

Sie werden immer der Einzige in Ihrer Art sein, immer unaussprechlich viel nützen, und unter allen Ihren Lesern keinen aufmerksamern, keinen wärmern haben als mich.

Lavater wechselte bereits mit Schlosser und Herder Briefe. Schlosser hatte ihm jene rühmenden Worte über Goethe geschrieben, die wir oben lasen, aber hinzugefügt: „Es gehört eine gewisse Stärke der Seele dazu, sein Freund zu bleiben." Deshalb freute sich Lavater

nur „mit Zittern“ auf eine nähere Bekanntschaft. Das schrieb er an Herder, und:

Unter allen Schriftstellern kenn' ich kein größeres Genie, und vielleicht ist er auch der feinste, naivste Sentimentalist. . . . Gewiß ist's, daß mir der Mann unendlich viel nützen kann, mich erheben, erwärmen, begeistern, abschleifen, demütigen, reinigen kann.

Lavater war in seiner Vaterstadt ein Schüler Bodmers gewesen, der vor vielen Jahren mit Gottsched um den wahren Begriff der Poesie gerungen und jetzt wohl als ein deutscher Dichtervater gelten konnte: hatte er doch auch über die Jünglinge Klopstock und Wieland einst seine Flügel gebreitet. Der alte Bodmer — 75 Jahre zählte er jetzt — urteilte über den ‚Götz‘ etwas kühler als sein schwärmender Landsmann. „Hier und da etwas von Shakespeares Geist“ meinte er, „doch nicht weit her und in Sprüngen.“ Bodmer war als Schweizer viel vaterländischer gesinnt als die Reichsdeutschen; er hatte auch mehrere „Nationaldramen“ geschrieben; diese stellte er denn doch über den ‚Götz‘; sie seien „historischer und dramatischer“, meinte er.

Klopstock, der ja auch ein Dramatiker zu sein glaubte, lobte den ‚Götz‘ als „gut und original.“ Das Kompliment an den Trompeter und die andern derben Reden waren nicht nach seinem Geschmack; auch schüttelte er den Kopf über das vielmalige Wechseln der Szene. Jedenfalls setzte er große Hoffnungen auf diesen neuen Dichter.

Ebenso Friedrich Wilhelm v. Gerstenberg in Kopenhagen, dessen Trauerspiel ‚Ugolino‘ bei der Jugend in hohem Ansehen stand; auch war er einer der ersten

Verkünder Shakespeares in Deutschland gewesen und galt für einen der besten Kunstverständigen. Den Beifall Gerstenbergs und Klopstocks hatte sich Goethe ganz besonders gewünscht, und sein gutes Glück wollte, daß ein Freund Beider über Frankfurt reiste, ein dänischer Konsulatssekretär Schönborn, der gleichfalls den ‚Götz' sehr bewunderte und sich deshalb von Boje in Göttingen einen Einführungsbrief an den jungen Dichter mitgeben ließ. Gleich nach seiner Ankunft im Gasthofe ward Schönborn mit Professor Höpfner aus Gießen bekannt, der gerade auf den Dr. Goethe wartete, um mit ihm zu Abend zu essen. Nun erfreuten sich die Drei in sehr lebhaften Gesprächen an einander; Schönborn erzählte von den berühmten nordischen Dichtern Klopstock und Gerstenberg und versicherte, daß sie ausnehmend mit Goethes Drama zufrieden seien.

Den nächsten Tag war Schönborn lange bei Goethe im Hause, wurde auch mit dessen Vater und Mutter recht behaglich; es war die Traubenzeit, und der Nordländer mußte die Güte des Frankfurter Gewächses anerkennen. Über Goethe sandte er an Gerstenberg einen ausführlichen Bericht:

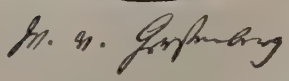
Er ist ein magerer junger Mann, ohngefähr von meiner Größe. Er sieht blaß aus, hat eine große, etwas gebogene Nase, ein länglichtes Gesichte und mittelmäßige schwarze Augen und schwarzes Haar. Seine Miene ist ernsthaft, wo doch komische, lachende und satirische Laune mit durchschimmert.

Er ist sehr beredt. Er strömt von Einfällen, die sehr witzig sind.

In der Tat besitzt er, soweit ich ihn kenne, eine ausnehmend anschauende, sich in die Gegenstände durch und durch

hineinfühlende Dichterkraft, so daß Alles lokal und individuell in seinem Geiste wird. Alles verwandelt sich gleich bei ihm ins Dramatische. . . .

Er scheint mit ausnehmender Leichtigkeit zu arbeiten. Jetzt arbeitet er an einem Drama, ‚Prometheus' genannt,



wovon er mir zwei Akte vorgelesen hat, worin ganz vortreffliche, aus der tiefen Natur gehobene Stellen sind. . . .

Er zeichnet und malet auch. Seine Stube ist voller schöner Abdrücke der besten Antiken. . . . Er will nach Italien gehen, um sich recht in den Werken der Kunst umzusehn.

Er ist ein fürchterlicher Feind von Wieland und Konsorten. Er las mir ein paar Farcen, die er auf ihn und Jacobi gemacht, wo Beide ihre volle Ladung von Lächerlichem bekommen. Das will er aber nicht drucken lassen.

Auch Goethe schrieb nun sogleich an Gerstenberg:

Ich kenne Sie schon so lang, und Ihr Freund Schönborn, der mich nun auch kennt, will zwischen uns einen Briefwechsel stiften. Wie not mir an meinem Ende der Welt oft eine Erscheinung tut, werden Sie auch an dem Ihrigen fühlen. Mein bester Wunsch ist immer gewesen, mit den Guten meines Zeitalters verbunden zu sein. Das wird einem aber so sehr vergällt, daß man schnell in sich wieder zurückkriecht. Sie haben in Ihrem Freunde all mein Zutrauen; ob ich's ihm zu verdienen scheine, mag er selbst sagen.

Da ich in der Welt noch keine Rolle spiele, bring' [ich] meine besten Stunden im Aufzeichnen meiner Phantasien zu. Und meine größte Freude ist, wenn Jemand, den ich ehre und liebe, mit teil daran nehmen will. Ich hoffe noch viel auf Sie und wünschte, auch Ihnen einige Stunden dieses wetterwendischen Lebens versüßen zu können.

Frankfurt, am 18. Oktober 1773. Goethe.

Gerstenberg knüpfte in seiner Antwort an Goethes Ausdruck „Erscheinung" an:

Der Brief des deutschen Shakespeare ist mir wirklich eine Erscheinung gewesen. Ich habe seinen Geist nicht nur von Angesicht zu Angesicht darin gesehen, sondern den warmen Händedruck dieses edlen Geistes gar sehr gefühlt und fühle ihn noch. Seitdem gehe ich tiefsinnig wie Hamlet und denke über's Sein und Nicht-Sein Derer, die itzt in Deutschland schreiben.

Fahren Sie fort, Originaldeutscher, wie Sie angefangen haben! Der Beifall, den Sie allenthalben finden, macht mir Mut, zu hoffen, daß Sie der Mann sind, der in Deutschland ein Publikum von Deutschen wirken wird. Ich halte mir es für eine Ehre, mich unter Diesen als einer Ihrer ersten Freunde unterschreiben zu dürfen. Gerstenberg.

So ward Goethe von zweien der älteren Dichter auf dem deutschen Parnaß willkommen geheißen; gerade in Klopstock und Gerstenberg verehrte er seine Vorgänger und Führer gern. Und schon meldeten sich auch die jüngeren Poeten und schönen Geister, die seine Brüder zu sein begehrten.

„Alles schön und gut" sagt der Philister dazu, „aber davon kann man doch nicht leben."

Schlosser hatte im September endlich seine Anstellung erlangt; als Hof- und Kirchenrat sollte er in Karlsruhe tätig sein, bis dort ein Platz im Geheimen Rate für ihn frei würde. Er kehrte nun nach Frankfurt zurück und hielt förmlich um Kornelien an. Am 13ten Oktober ward das Verlöbnis gefeiert. Das Heiratsgut der Braut wurde auf 10 000 Gulden festgesetzt, die ihr zunächst nicht ausgezahlt, sondern verzinst wurden; außerdem bekam sie eine sehr reichliche Ausstattung und 1350 Gulden bar Geld Die Hochzeit wurde am ersten November gehalten; am 15ten November reiste das Paar in die neue Heimat ab.

Die Tochter des Hauses war versorgt; über den hochbegabten Sohn mußte sich der Kaiserliche Rat immer noch Gedanken machen, und schon wegen der väterlichen Mahnungen fragte sich auch der junge Goethe manchmal, was denn künftig werden solle und wie sein Treiben jetzt den guten Bürgern vorkomme. Alle seine Altersgenossen hatten schon ihr Plätzchen; Horn zum Beispiel war neulich Gerichtsschreiber-Adjunkt geworden: Das brachte ihm vorläufig nur 300 Gulden im Jahr,

aber wenn sein Vorgänger starb, bekam er tausend Gulden und freie Wohnung. Der junge Goethe aber gehörte noch nirgends hin; er wollte es freilich so haben: in seiner eigenen Vaterstadt hätte er am liebsten wie ein Gast gelebt. Sein Vater suche ihn täglich mehr in Stadt-Zivil-Verhältnisse einzuspinnen, berichtete er im Herbst an Kestner.

Und ich laß' es geschehen. So lang' meine Kraft noch in mir ist: ein Riß! und all' die siebenfache Bastseile sind entzwei!

Als ihm dann Langer über sich selbst und gemeinsame Bekannte berichtete, mußte nun wohl auch Goethe von sich Rechenschaft ablegen:

Meine Gesundheit nahm, seitdem Sie mich verließen, immer zu; aber weil sie mir doch nicht erlauben wollte, im bürgerlichen Leben meine Rolle zu spielen, wie ich wohl wünschte, so hab' ich dem Trieb der Wissenschaften und Künste gefolgt und nicht eher geruht, bis ich glaubte, mich darstellen zu dürfen . . . In die bürgerlichen Geschäfte misch' ich mich nach und nach, und auch da gibt mir der Genius auch gute Stunden.

Bald danach fragte Kestner, dem dieser Zustand des Freundes doch unhaltbar vorkam, ob er vielleicht Lust habe, in seiner Nähe, im Niedersächsischen, in einen fürstlichen Justizdienst zu treten, also Assessor oder Rat einer „Regierung" zu werden. Ja, Das sei schon längst sein Traum, erwiderte Goethe; er meinte aber nur: in der Nähe des Kestnerschen Paares zu leben.

Es wird wohl auch Traum bleiben. Mein Vater hätte zwar nichts dagegen, wenn ich in fremde Dienste ginge. Auch hält mich hier weder Liebe noch Hoffnung eines Amts. Und so, scheint es, könnt' ich wohl einen Versuch wagen, wieder einmal

auszuschauen, wie's draußen aussieht. Aber, Kestner, die Talente und Kräfte, die ich habe, brauch' ich für mich selbst gar zu sehr! Ich bin von jeher gewohnt, nur nach meinem Instinkt zu handeln. Und damit könnte keinem Fürsten gedient sein. „Es ist ein verfluchtes Volk, die Frankfurter" pflegte der Präsident v. Moser zu sagen; „man kann ihre eigensinnigen Köpfe nirgends hin brauchen."

Und wenn auch Das nicht wäre, unter all' meinen Talenten ist meine Jurisprudenz der geringsten eins. Das bischen Theorie und Menschenverstand richten's nicht aus. Hier geht meine Praxis mit meinen Kenntnissen Hand in Hand; ich lerne jeden Tag und haudere mich weiter. Aber in einem Justiz-Kollegio? Ich habe mich von jeher gehütet, ein Spiel zu spielen, da ich der Unerfahrenste am Tische war. Also . . .

Mit der Schwester hatte er nun keine mündlichen Gespräche mehr; Merck war auf der großen Reise unerreichbar, und auch Tante Fahlmer verließ Frankfurt und lebte bei den Jacobis in Düsseldorf, wo Betty ihre Niederkunft erwartete. Mit ihr konnte er wenigstens Briefe wechseln; dabei schrieb er auch an Betty, und sie schrieb ihm: die Frau und Schwägerin der verhaßten Jackerls! Auf diesem Wege hatte er auch zu Wieland, dem gleichfalls Verhöhnten, eine Verbindung und, gutmütig, wie er war, bat er über die Freundinnen in Düsseldorf um eine günstige Besprechung im ‚Merkur' für Andrés Singspiel ‚Der Töpfer', denn mit dem eifrigen Musiker André in Offenbach pflegte er auch jetzt einigen Verkehr. Er schickte aber auch seine eigenen Arbeiten, Zeichnungen und Dichtungen, nach Düsseldorf in Jacobis Haus; Betty Jacobi aber dankte ihm von ihrem Wochenbette aus gar lieblich für

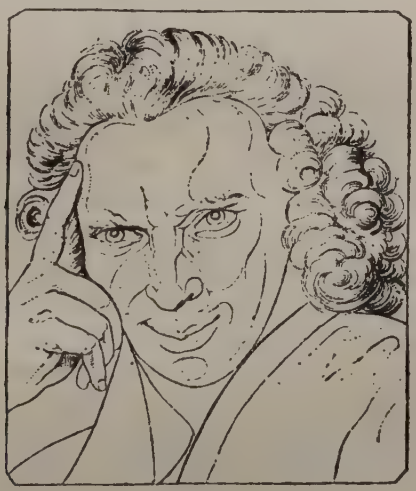
alle seine Sendungen und auch für sein Freudezeichen über den Knaben, den sie geboren. „Herr Doktor Goethe Lobesam“ ward er von ihr angeredet, und den „bösen Menschen mit dem guten Herzen“ nannte sie ihn. Sie lobte ihn sehr für das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern und für eine Szene aus dem Malerleben, die er kürzlich aufgeschrieben: ‚Des Künstlers Erdewallen‘. Und nun schrieb er noch herzlicher an „Mamachen“ und bat: „Rechnen Sie mich zu Ihrer Welt, wie ich Sie zu meiner!“

Noch wichtiger aber wurde sein neuer Briefwechsel mit dem Manne in Zürich.

Vor einem Jahre hatte Goethe Lavaters ‚Aussichten in die Ewigkeit‘ rezensiert und nicht sonderlich gelobt; seitdem waren schon wieder ein paar neue Bücher und Traktätchen des emsigen Geistlichen teils von ihm selbst, teils von seinen Freunden herausgegeben, namentlich auch ein ‚Geheimes Tagebuch, von einem Beobachter seiner selbst‘ und eine Schrift ‚Von der Physiognomik‘. Im letzteren Fache bereitete Lavater ein sehr weit greifendes Unternehmen vor, um eine große Erkenntnis, die ihm geworden war, gründlich zu erweisen und unter allen Denkenden auszubreiten, nämlich die Erkenntnis der Übereinstimmung zwischen dem Äußeren und Innern jedes Wesens. Stückweise und dunkel hat Jedermann diese Erkenntnis; wir schließen alle von den Gesichtszügen, den Bewegungen, dem Gange, der Handschrift, dem sprachlichen Stil, sogar der Bekleidung auf innere Eigenschaften und Zustände der Andern. Die Kunst

der Schauspieler beruht auf einem nicht geringen Wissen in dieser Hinsicht; aber sie und wir alle haben doch nur Wissenssplitter oder mehr Gefühl als sichere Kenntnis. Lavater ging nun daran, die unzähligen zerstreuten Beobachtungen und Ahnungen zu sammeln, in der Zuversicht, daß eine reichhaltige und bestimmtere Ausdruckskunde daraus erwachse. Nun war dieser schon übermäßig beschäftigte Christenlehrer sicherlich nicht der beste Mann, eine neue Wissenschaft zu begründen; aber vielleicht konnte Niemand so gut wie er viele Mitarbeiter, also auch viel Stoff zusammenbringen. Denn, wie gesagt, Lavater war schon jetzt, mit 32, 33 Jahren, durch seine christlichen und patriotischen Gedichte, seine gedruckten Predigten und die früher genannten Schriften weithin bekannt; Alle, die mit ihm in Berührung kamen, empfanden ihn als einen ungewöhnlichen, ja einzigen Menschen: bei Andern war das Christentum doch in der Regel ein Sonntagskleid oder ein Pfaffen-Talar; er aber war ganz davon durchdrungen; er war die Mensch gewordene Religion. Und zwar in ihren beiden Erscheinungen: Hingabe an Gott und ehrlichste Nächstenliebe, die sich bald als Eifer zur Gemeinnützigkeit, bald auch als ein kühner Kampf gegen die Gewalttätigen offenbarte. Man konnte sich wohl wundern, wie dieser eifrige Jünger Christi auf die Physiognomik verfallen sei. Zuerst hatte Das mit der Religion nichts zu tun: der junge Mann zeichnete gern und traf die Bildnisse seiner Freunde mit Glück. Dabei fiel ihm auf, daß Personen, die dieselbe Form der Stirn oder der Nase oder des Mundes oder des Kinns usw. hatten, auch in inneren Eigenschaften übereinstimmten. Bei ihm bekamen nun diese physiognomischen

Bemerkungen sofort und durchaus religiöse und gemeinnützige Ziele; sie gingen auf das Innere des Menschen, das sich im Äußeren ausspricht. Überall ist das Sichtbare eine Darstellung des Unsichtbaren, eine Offenbarung, zu deren Verständnis wir gelangen sollten. Er durfte also auch gerade seine Mitchristen zur Mitwirkung auffordern, und er hatte bereits viele Brief-Freunde. Jetzt sammelte Lavater namentlich eine große Menge Bildnisse von



Sterne

solchen Menschen, lebenden und früheren, über deren geistige und sittliche Eigenschaften Angaben gemacht werden konnten; diese Bildnisse wurden dann von ihm und Andern gedeutet und die Deutungen mit den bekannten Angaben verglichen. Lavater hatte also kaum die ersten Seiten von Goethe gelesen, so versuchte er,

sich das Äußere dieses Mannes vorzustellen; so etwa wie der englische Dichter Lorenz Sterne aussah, dachte er sich ihn — und sogleich schrieb er nach Frankfurt um ein Bildnis. Eben dadurch kam er in unmittelbare Berührung mit dem jungen Manne.

Am 6ten November hatte er ein Bild, das er mit seiner Vorstellung vergleichen konnte. „Nicht mein Ideal" fand er, aber „die Natur spricht! Nur die zu lange Nase — denn Das ist sie gewiß — mindert den Eindruck der Augen und der Stirne. Aber welche Naivetät in dem Munde!"

Lavater zögerte nicht, auch diesen neuesten Bekannten um Hilfe an seinem Bilder- und Deutungswesen zu bitten. Und Goethe ging sogleich darauf ein, war er doch als Dramatiker und Bildnismaler doppelt bei dieser Sache beteiligt, und Zeit hatte er ja auch. Aber freilich, wie kam er dazu, an der Herstellung einer neuen Gelehrsamkeit mitzuhelfen? „Wenn Wissenschaft Wissenschaft wird, ist nichts mehr dran" schrieb er denn auch nach Zürich. Doch Lavater war ja auch kein Schulfuchs und gelehrter Pedant; er verließ sich ja auch am liebsten auf die innere Stimme oder das Licht von oben.

Ein Lieblings-Gegenstand des frommen Physiognomisten war das Bild Christi. Wer den Heiland malt, wie er ihn sich vorstellt, offenbart dabei sein Innerstes, woraus dann wieder folgt, daß der wahrhaft fromme Christ das beste Christusbild zustande bringen wird, wenn seine Hand sonst geschickt genug ist. Goethe hatte seine tiefe Frömmigkeit in dem ‚Brief des Pastors' erwiesen, und Herder hatte bezeugt, daß er ein großer Zeichner sei; also bat Lavater dringend um einen Messias,

gemalt von Goethe, gelungen oder mißlungen, aber „von der Hand Dessen, der wie keine Seele aus meiner Seele heraus gedacht, in mein Herz hinein empfunden hat."

Da hatte Goethe die Strafe dafür, daß er sich die Maske eines gläubigen alten Pfarrers vorgebunden hatte! Jetzt nahm ihn ein gläubiger junger Prediger als seinen Bundesgenossen, ja als seinen Führer in Anspruch. Er zögerte nicht, den Irrtum zu beseitigen. „Ich bin kein Christ" schrieb er an Lavater. Er mochte wohl vermuten, daß damit sein Verkehr mit dem frommen Manne in Zürich zu Ende sei. Aber Lavater, der ihn schon neulich geduzt hatte, nannte ihn jetzt geradezu seinen lieben Bruder.

Gott weiß es: Du bist's noch mehr, seit Du es mir gesagt hast: „Ich bin kein Christ." Ich nehm's keiner Seele übel, die nicht glauben kann. Aber von Denen wend' ich mein Angesicht, die sagen, sie glauben, und nicht glauben. Wer glaubt? Und wem ist des Herrn Arm offenbar?

Aber nun, Bruder, sage mir, wie Du's sagen kannst! Was hast Du wider den Christus, dessen Namen ich zu verherrlichen dürfte, noch nicht verherrliche? Ich schwöre Dir Ehrlichkeit. Sage mir: Ist Christus nicht Gottes Ebenbild und Urbild der Menschheit? Und ich will stille horchen, was Du darwider hast, und gewiß nicht schikanieren und gewiß nicht Parteisache machen. Aber von Dir und Deiner empfindsamen Tiefsicht erwart' ich auch, was ich von keinem, keinem Ungläubigen, Zweifler, Spötter erwarte.

Dränge mich, so zeig' ich Dir Christus — oder ich ergreife wider ihn die Feder! Es ist kein Christ auf Erden! Ich bin noch keiner. Aber Du sollst einer werden — oder ich werde, was Du bist!

In welche Lage war da Goethe geraten! Sollte er nun das Schwert des Unglaubens schwingen, um,

wenn er siegte, einen braven Prediger unglücklich zu machen? Er, der vor'm Jahre sich so völlig in den guten christlichen Pfarrer hinein gedacht und in dessen Namen öffentlich geredet hatte! Er, dessen Haupttugend die Duldsamkeit war! Er, auf dessen völlige Bekehrung zum Heilande seine fromme Freundin Klettenberg immer noch geduldig wartete!

Er schrieb an Lavater einen so herzlichen Brief, wie der herzliche Mensch verdiente. Er bekannte sich als ein Doppelwesen: es sei ein Christ in ihm, der aufrichtige Freude an aller wahrhaften Frömmigkeit habe, der den Grafen Zinzendorff verehre, der auch gern am Reiche Gottes bauen helfen wolle, wie in dem Pastorbrief versucht. — Aber er fühle sich nicht Sünder genug, um nach der Erlösung durch einen gekreuzigten Gottessohn zu verlangen. Vielmehr scheine ihm, daß eher Gott in Schuld gegen uns Menschen stehe, als umgekehrt. Ja, er könne sich in den Prometheus hinein denken, der gegen die Götter selbst Anklagen schleuderte. Bei solchem Zwiespalt seiner Triebe und Meinungen verhalte er sich still und abwartend, und Nichts liege ihm ferner, als Andere in dem Glauben, der sie glücklich und stark macht, zu stören.[1])

Lavater hatte in Zürich einen Herzensfreund, den jungen Prediger Pfenninger, und außer seinem guten Weibchen eine nächste Freundin, die Frau Barbara Schultheß: mit diesen beiden teilte er alle seine

[1]) Die ersten Briefe Goethes an Lavater sind nicht erhalten. Das eben Gesagte ist Vermutung nach Lavaters Antworten und Goethes sonstigen Erklärungen.

Erlebnisse. „Wir hätten weinen mögen, Pfenninger und ich“ antwortete er Goethen auf sein Bekenntnis. Eine religiöse Erörterung versuchte er jetzt nicht; aber Goethes Erklärung erschütterte ja auch die Grundlehre seiner Physiognomik.

Sag' mir doch: wie kannst Du Einheit Zwei sein? Ich kann's nicht. Ich bin sehr vielfach und doch einfach; aber meine Vielfachheit ist nicht heterogenisch. Deine, wollt's mir ein paarmal auffallen, scheint's.

Und nun folgte doch ein bescheidener sittlicher Vorwurf:

Nimmermehr hätt' ich, so gern ich sonst mit Schwachen Mitleiden habe, den Pastorbrief schreiben und Deinen Glauben haben können. Ich glaube, es ist Großmut gegen Schwache; aber ich fürchtete mich bei solcher Großmut vor Unredlichkeit: so schwach bin ich noch.

Und dann kamen neue Fragen. Lavater ließ ihn nicht los. Noch niemals hatte ein Mann aus der Ferne so herzlichen Anteil an Goethe genommen, noch niemals so sehr nach seinen Briefen und Lehren gedürstet.

Der Autor, der ein Buch herausgibt, horcht auf zweierlei Echo von den Mitmenschen, denn Diejenigen, die ihre Meinung drucken lassen, sind eine Klasse für sich; ihnen gegenüber nehmen sich die Andern wie Laien aus, wo nicht gar wie Blinde, die des Führers bedürfen.

Die ersten Rezensionen des ‚Götz‘ erschienen zwei Monate nach der Ausgabe, in der zweiten Hälfte des August. „Einheit der Zeit, des Orts, der Handlung,

alle Regeln des Drama sind hier beiseite gesetzt worden": so begann der Bericht im Altonaer ‚Neuen gelehrten Mercurius'. — Das war eben das Ungewohnte, was allen Literatur-Gelehrten zuerst auffiel. „Und wenn ein Verfasser soviel aufopfert", fährt der Altonaer fort, „so ist der Leser berechtigt, nichts Geringes zur Entschädigung zu gewarten." Er glaube nicht an den Beifall der Leser, obwohl ihn selbst das Stück gar sehr vergnügt habe.

Aufgeführt kann das Stück nicht eher werden, bis wir ein Parterre gleich dem englischen haben, das eigensinnig genug ist, Etwas ansehn zu wollen, das es kaum halb versteht und auch im Grunde kaum halb schön findet. Auch wird der Verfasser (der, wie wir hören, Herr Dr. Goethe in Frankfurt am Main sein soll) es selbst nicht in der Absicht verfertigt haben.

Viel freundlicher urteilte der Kritiker der ‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen'; er fand sogar, daß man mit geringer Mühe dies Schauspiel aufführbar machen könne. Aber freilich sah auch er wohl, daß der Verfasser das Brettergerüst gar nicht im Auge gehabt habe; vielmehr wollte er in einem großen System von Gesprächen das geistige Auge weiden.

Form sei Form, und hätte der Verfasser in chinesischer Form geschrieben, wir würden sein Genie schätzen müssen. Lieber noch zwanzigmal mehr Sonderbarkeiten, wie hier vorkommen, als das Alltagsgewäsche, das man in den deutschen Schauspielen verschlucken muß . . . Für die Szene zwischen Marien und dem vergifteten Weislingen gäben wir ein Dutzend französischer Trauerspiele. Unter den episodischen Szenen wähle sich Jeder nach Belieben; es sind ihrer zur Wahl genug . . .

Unsterblicher Dank sei dem Verfasser für sein Studium

der alten deutschen Sitten! Man hat sie bisher immer nur in Hermanns-Wäldern gesucht, aber hier sind wir auf echtem deutschen Grund und Boden. Schon durch die Neuheit dieses Versuches sollte das Stück sein Glück machen. Die Reichshistorie der mittlern Zeiten ist freilich ein Ding, das wenige unserer Poeten zu kennen die Ehre haben. Aber hierher, wenn ihr Helden — deutsche, nicht aus der Luft gegriffene Helden — haben wollt! Dieser Verfasser hat sie wie von den Toten wieder auferweckt.

Begierig war Goethe auf das Urteil im ‚Teutschen Merkur', zumal da Tante Fahlmer ihn auf ein ungünstiges vorbereitete. Im Bewußtsein seiner heimlichen Spottschrift auf Wieland fragte er sich: wie wird Jener über dich denken? Als die Anzeige im ‚Merkur' endlich kam, war's ein langer, langer Aufsatz, aber nicht von Wieland, sondern von einem Ungenannten, und Das war der Gießener Schmidt, den Goethe längst satt hatte. Einsichtslos war diese Besprechung jedoch gar nicht. Auf zwanzig Seiten wechselten kluges, auch zuweilen warmes Lob mit gemäßigtem Tadel ab. „Das schönste, interessanteste Monstrum" hieß das Stück gleich im Anfang, und der Kritiker bekannte, daß er bei jedesmaligem Lesen gerührt und mitgerissen werde.

Uns war Dies das sicherste Kriterium des Genies, daß der unbekannte Verfasser uns in einer so fortdaurenden Täuschung und in einem so ununterbrochenen Genusse erhalten hatte, die uns nicht erlaubten, an Urteil und Vergleichung zu denken.

Er rühmte die Wahl des nationalen Gegenstandes, „die meisterhafte, den Personen und Situationen stets angemessene Sprache und den allenthalben herrschenden, niemals prahlenden philosophischen Geist." Er stellte

den ungenannten Dichter nicht nur neben Shakespeare, sondern betonte, daß er sich noch mehr als der Engländer davor gehütet habe, „wahre Empfindungen nicht durch eine Flut von prächtigen Deklamationen und Moralen zu ertränken; das ganze Drama ist ein Beweis dieses so seltenen Talents!"

Dadurch hat der Verfasser sich besonders als einen denkenden Dichter gezeigt, daß er seine Philosophie nie zur Unzeit auskramt und keine einzige Person mehr räsonnieren läßt, als sie unter solchen Umständen, bei solchen Empfindungen ertragen konnte.

Aber der Professor Schmidt wußte doch auch die Fehler anzustreichen. Daß der Stoff für fünf Akte viel zu reichlich ist, legte er zuerst dar. Es ist in das Götz-Drama ein Weislingen- und Adelheid-Drama hineingezwängt worden, wobei denn manche nötige Szenen für die eine oder die andere Handlung ausbleiben, während doch auch wieder entbehrliche Szenen da sind. Entbehrlich seien die Unterredungen Götzens mit dem Bruder Martin und das Gespräch der Elisabeth und Maria mit dem Knaben Karl; dagegen ist die Entwicklung Weislingens nur sehr sprunghaft angedeutet.

Wir können uns keinen rührendern Auftritt gedenken, als wenn der Verfasser die allmähliche Sinnesänderung des Weislingen, den innern Kampf der jetzt in ihm entstehenden Liebe zur Adelheid mit dem allen Rittern so heiligen Ehrenworte, mit dem der sanften Maria so feierlich abgelegten Gelübde und den Pflichten der Dankbarkeit, die er seinem Freunde schuldig war, nach seiner Art vollständig ausgeführt hätte. Jetzt hingegen findet es der Leser höchst unwahrscheinlich, daß ein Mann wie Weislingen, der ihm nur als

Hofmann, nicht als ein durchaus verdorbener Bösewicht gezeigt worden, daß ein solcher Mann so leicht Tugend, Rechtschaffenheit und sich selbst einer jählich entstehenden Leidenschaft aufopfert. . . .

Mit Ausnahme des Haupthelden seien die Charaktere nicht gut gezeichnet oder festgehalten, meinte dieser Rezensent. Namentlich mißfielen ihm Maria und Elisabeth. Die empfindsame Maria verliebt sich ein wenig zu geschwind in Weislingen, gibt ihn nachher, da er ihr untreu wird, ohne viel Überwindung auf und vertauscht ihren Geliebten gegen Sickingen. Über Götzens Hausfrau aber urteilt Schmidt:

Der männliche Mut, den der Verfasser zum Hauptzug ihres Charakters zu machen gesucht hat, ist in beleidigende, fast möchten wir sagen: dumme Unempfindlichkeit ausgeartet. Hier ist Shakespeare dem Verfasser unendlich überlegen, der mehr als irgend ein anderes dramatisches Genie die größte Standhaftigkeit mit würdiger weiblicher Zärtlichkeit zu verbinden gewußt hat. Hätte der Verfasser die Elisabeth interessanter geschildert, so würde dadurch selbst die sympathetische Teilnehmung des Lesers an den Schicksalen des Götzens einen außerordentlichen Zuwachs erhalten haben. Jetzt hingegen zeigt sie sich bloß als eine gute, genaue Hausfrau, die ihrem Gemahl nach überstandenen Gefahren nicht mit den süßen Empfindungen vereinigter Herzen entgegenkommt, sondern dafür sorgt, daß seine Tafel und sein Keller gut besetzt seien. In damaligen Zeiten konnte die vornehmste Dame freilich weit mehr Sorgfalt für ihre Haushaltung anwenden, als wir jetzo anständig finden; sie mußte aber doch auch immer noch mehr gute Eigenschaften besitzen, wenn sie auf Hochachtung Anspruch machen wollte.

Das Bemerkenswerteste an der ganzen Rezension aber war eine Schlußbemerkung, denn sie rührte vom Herausgeber des ‚Merkur' her. Wieland erklärte, daß

er seinem Mitarbeiter in Vielem nicht zustimmen könne, besonders nicht in den tadelnden Ausführungen. Seine eigene Meinung wolle er ein ander Mal sagen.

Aus Allem, was Goethe über seinen ‚Götz' las und hörte und wußte, ging hervor, daß er sich in diesem Falle gerade die rechte Aufgabe gestellt hatte. Er hatte den biedern altdeutschen Ton getroffen; auch war es ihm sehr leicht geworden, die deutsche Ritterzeit wieder lebendig zu machen. In dieser Weise mußte er also fortfahren, um einen großen Namen bei den Lesern zu erlangen. Er hieß nach dieser ersten Probe schon „der deutsche Shakespeare"; nun brauchte er nur weiter in alten Chroniken zu lesen, um neue prächtige Stoffe zu dramatischen Historien zu gestalten.

Aber Goethe dachte nicht an ein so praktisches Verfahren. Im Gegenteil: nun er in einem Fache seine Kraft bewiesen, gelüstete ihn, sich in einem ganz andern zu erproben; bei aller Bewunderung für den göttlichen William aus Stratford hätte er doch nicht wie Jener eine Haupt- und Staatsaktion nach der andern aufbauen mögen. Vielleicht konnte er sich ja auch anderen berühmtesten Dichtern an die Seite stellen und auch der deutsche Homer, Sophokles, Aristophanes werden, um nur von den Griechen solche Leuchttürme zu nennen.

Zwar dachte er nicht daran, den ihm so bequemen altdeutschen Ton völlig aufzugeben; die Welt Hans Sachsens und Dürers war ihm gar lieb; auch trug er sich mit der altdeutschen Geschichte und Puppenspielfabel des Erzzauberers Doktor Faust vor wie nach; aber wir

wissen schon, daß er zunächst nach dem ‚Götz' an einem ‚Prometheus' arbeitete, und ehe er Diesen fertig brachte, sprang er gar auf ein Singspiel nach neuester Mode ab. Einen Erwin und eine Elmire, die sich auseinander- und wieder zusammenliebten, fing er an in einem Prosa-Schauspielchen mit eingelegten Liederchen darzustellen; Freund André sollte etwas zu komponieren haben. An einen Roman dachte er nebenbei auch und an ein Epos in Knittelversen, dessen Held der ewige Jude sein sollte. Ja, es kribbelte eine bunte Gesellschaft in seinem Kopfe, und Keiner wollte da dem Andern so recht den Vortritt gönnen. „Ich bin auch zeither fleißig gewest" berichtete Goethe am Christtage den lieben Kestners, „hab' viele kleine Sachen gearbeitet, und ein Lustspiel mit Gesängen ist bald fertig; auch einige ansehnlichere Stücke in Grund gelegt, und nun wird drüber studiert."

In diesem Jahre 1773, das ihn berühmt gemacht hatte, erlebte er noch zwei große Freuden. Als er eines Tages nach Hause kam, hörte er vom Flur aus in der Stube reden und erkannte die Stimme Mercks neben seines Vaters Stimme. Da konnte sich Goethe nicht halten. „Du kennst mich, Lotte" — so drückte er es im Briefe nach Hannover aus, und Merck bezeugte: „Mon ami Goethe a été fou dans sa joie." Man hatte Merck noch nicht so früh zurück erwartet; seine große Reise war gut abgelaufen und auch eine der Landgrafen-Töchter in Petersburg nach Wunsch zurückbehalten worden, um russische Kaiserin zu werden. Nun hatte Goethe doch seinen besten Gesellen wieder in der Nähe.

Ein paar Tage danach erfuhr er, daß Maxe v. La Roche dem reichen Frankfurter Italiener Brentano

bestimmt sei. Da kam nun als Ersatz für Kornelien ein neues und gar angenehmes Schwesterchen in seine Nachbarschaft! „Ihr Künftiger scheint ein Mann zu sein, mit dem zu leben ist" erzählte Goethe dem Mamachen Jacobi, „und also heisa! Wieder die Anzahl der lieben Geschöpfe vermehrt!"

Siebentes Kapitel

Die Niederschrift von ‚Werthers Leiden'

Januar bis Mai 1774

Goethe war seit zwei Jahren ein eifriger Schlittschuhläufer. Als es diesen Winter zu frieren anfing, prüfte er als einer der Ersten die Haltbarkeit der Eisdecke:

Es mußte gehn! Es krachte und bog sich. Und quoll und finaliter brach's, und der Herr Ritter pattelten sich heraus wie eine Sau.

Am nächsten Morgen konnte er seine „Eistänze" ohne Gefahr wagen. Auch in seine Briefe nach Düsseldorf, Zürich und andern Orten drang diese Winterlust hinein; von Lavater kam dann auch darauf sogleich ein Echo:

Ha! wie fliegt dir mein Blick mit
hoch aufschlagender Brust nach,
Wenn auf dem glashellen Eis dein
Fuß den Geniusflug fliegt!
Ferner, fliehender, naher, du Kühner,
Fester und Schneller,
Wende, Schwebender, dich wie Feuer-
Räder und treibe
Dich auf den Schauenden hin und grüß'
ihn und wende dich wieder!
Siehe, du trägst ihn! Er schwebt, doch
nur im Geiste. Sein Odem
Steht; die schneidende Luft, der schnelle,
schnellere Fuß eilt
Ihm zu kühn in die Ferne! Wie bist
du Phänomenon, Bruder! . . .

Am 22sten Januar veranstalteten die jungen Männer, die sich auf diese Kunst verstanden, ein Eisfest — vielleicht das erste in Frankfurt. Goethe lud außer seiner Mutter die Frau v. La Roche ein, da sie sich gerade in der Stadt aufhielt. „Ich bin imstande, Ihnen ein großes Schauspiel zu geben, wenn Sie mir den morgenden Nachmittag schenken wollen“ schrieb er ihr am Tage vorher; das Fest war auf den Rödelheimer Wiesen an der Nidda. Sophie v. La Roche schilderte es sogleich in dem Buche, das sie gerade unter der Feder hatte, denn ein derartiges Fest war wohl überall noch etwas Neues.

Wir mußten ein gutes Stück vor die Stadt hinausfahren, bis wir endlich an der Landstraße still hielten und lang an einer Mauer über gefrornen Boden gingen. Am Ende folgten wir einem kleinen Wiesengraben, woran Weiden stehen, und hörten auf einmal Musik und lautes Rufen. Zugleich flogen über zehn Eislaufer gegen uns, die

uns dann die Hand boten, über den Graben zu kommen, und uns auf den zubereiteten Platz zu der übrigen Gesellschaft zu setzen.

Eine Reihe Bänke, mit Tuch belegt, und Dielen auf dem Boden, die Füße vor der Kälte zu schützen; ganz kleine Tischchen, immer drei Fuß breit voneinander, mit Servietten gedeckt, worauf dann Schokolade, Kaffee, kleine warme Pastetchen, Konfekt und fremde Weine, Schinken und Braten gesetzt und angeboten wurde.

Der Schauplatz war auserlesen. Eine viel Morgen Lands fassende Wiese, auf welche der noch fließende Bach etliche Tage lang ausgetreten war, und dieses einen halben Schuh tiefe Wasser zu einem festen, glatten Spiegel gefroren. Das ganze Stück auf zwei Seiten mit Weiden besetzt; die dritte eine weite Aussicht, wo verschiedene Gärten und Lusthäuser stehen; und oben an der Ecke, die uns am nächsten war, ein Busch Ulmen, hinter denen ein schöner Bauernhof mit seinem neuen Ziegeldach die Szene um so viel einnehmender machte. Der Himmel heiter; nicht der geringste Wind, und für Jännertage Sonne genug.

Bei den kühnen Schlittschuhläufern waren die Söhne der angesehensten Familien, junge Engländer, Offiziere, und einer der seltensten und vortrefflichsten Köpfe Deutschlands. Alle in kurzen Pelzröcken und runden, ihnen recht passenden Kappenhüten.

Am 9ten Januar führte der neununddreißigjährige Witwer Peter Anton Brentano die siebzehnjährige Jungfrau Maximiliane Euphrosyne v. La Roche zu Ehrenbreitstein zum Altar; am 15ten Januar geleitete er sie in sein Kaufmannshaus zum Goldenen Kopf in der Sandgasse zu Frankfurt. Ihre Mutter fuhr mit und half dem jungen Weibchen in den neuen Verhältnissen, wo die blutjunge Maxe unter Anderem auch fünf

Das Brentanosche Haus in der Sandgasse

Stiefkinder erziehen sollte, sich zurechtzufinden. Aber fast hätte die Mutter des Beistands ebenso sehr bedurft wie ihre Tochter! Sie hatte diese Heirat gewollt, teils auf Zureden ihrer katholischen Freunde in Frankfurt und teils weil sie, die auserwählte Edelsinn-Predigerin, letzten Endes doch nur im großen Geldsack eine Versicherung gegen die Wechselfälle des Lebens sah; nun, da sie selber im Hause des neuen Schwiegersohns eine Zeit lang lebte und mit der neuen Verwandtschaft und den befreundeten Kaufleuten schöntun mußte, ward ihr erst klar, was sie angerichtet hatte. Merck suchte sie im ‚Goldenen Kopf' auf, als er gegen Ende des Monats einmal von Darmstadt herüber kam. Es sei gar betrüblich für ihn gewesen, erzählte er seiner noch in der Schweiz weilenden Frau, „zu unserer Freundin zwischen Häringstonnen und Käsekisten vorzudringen."

Wahrscheinlich hat sie sich von Herrn Dumeix beschwatzen lassen, der nur an das Vermögen gedacht hat und an seinen besonderen Vorteil, daß er dann in einem angenehmen Hause verkehren könne. Du hättest nun die Frau v. La Roche sehen müssen, wie sie stand hielt gegenüber dem Gerede und Geklatsch dieser fetten Handelsleute, wie sie deren prächtige Mahlzeiten über sich ergehen ließ und deren schwerfällige Geister zu unterhalten strebte. Schreckliche Szenen sind vorgefallen, und ich weiß nicht, ob sie nicht unter der Last ihrer Reue zusammenbricht. Goethe ist schon Hausfreund. Er gibt sich mit den Kindern ab und, wenn Madame Klavier spielt, begleitet er mit dem Cello. Herr Brentano, der zwar für einen Italiener ziemlich eifersüchtig ist, hat ihn gern und will, daß er oft in's Haus komme.

Ein paar Tage später stellte Goethe dieselbe Sache der Betty Jacobi viel günstiger, jugendlicher, hoffnungsvoller dar; er war noch in der Stimmung des Eistänzers:

Diese dritthalb Wochen her ist geschwärmt worden, und nun sind wir zufrieden und glücklich, als man's sein kann. Wir sag' ich, denn seit dem 15ten Januar ist keine Branche meiner Existenz einsam. Und das Schicksal, mit dem ich mich herumgebissen habe so oft, wird jetzt höflich betitelt: „das schöne, weise Schicksal", denn gewiß. Das ist die erste Gabe, seit es mir meine Schwester nahm, die das Ansehn eines Äquivalents hat. Die Max ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und wertesten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht. Und das Gefühl, das ich für sie habe, worin ihr Mann nie Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens. Brentano ist ein würdiger Mann, eines offenen, starken Charakters, viel Schärfe des Verstands, und der Tätigste in seinem Geschäft. Seine Kinder sind munter, einfach und gut. Tun Sie noch den lieben Dumeix dazu und eine Freundin[1]), so haben Sie unser ganzes Klümpchen.

Unsere Mama la Roche hat uns am letzten Jenner verlassen, und meine gelassene Freundschaft hat sich wieder belohnt gesehen. Ich fühle, daß ich ihr weit mehr bin, sie mir weit mehr ist als vor zwei Jahren, ja als vor'm halben Jahr. So wahr ist's, daß wahre Verbindungen Zeit brauchen wie Bäume, um Wurzeln zu treiben, Kronen zu bilden und Früchte zu bringen.

Wie nun aber, wenn jetzt auch die Tochter ihm weit mehr ward, als sie bisher schon war? Es bedurfte wohl kaum der bissigen Bemerkungen Mercks über die Freundschaft mit jungen Frauen, um Goethes Phantasie in Lauf zu setzen. Daß Maxe sich ihm viel näher fühlte als dem ihr aufgedrängten Ehemanne,

[1]) Mme. Servière, Frau eines französischen Parfümeriefabrikanten, der zu den Messen nach Frankfurt kam, während seine Frau dort ständig das Geschäft besorgte. Indem Goethe in diesen Kreis trat, ward er zum ersten Male unter Katholiken (und Fremdblütigen) heimisch.

verheimlichte sie wohl selber nicht. Wie leicht konnte diese Freundschaft der jugendlichen Menschen zur Liebe und Leidenschaft auflodern! Goethe aber fühlte sich stark. Als er neben Lotten und Kestnern im Feuer stand, hatte er durch Selbstüberwindung alle Drei außer Gefahr gesetzt; Brentanos Frau zog ihn gewiß nicht stärker an als Kestners Braut. Aber allerdings, wenn er an Lotten zurückdachte, so war es ihm ein Rätsel, daß er es fertig gebracht hatte, von ihr zu gehen. Wie gar wenig hatte da zu einem schlimmen Ende gefehlt! Wenn Lotte etwas schwärmerischer und nachgiebiger, wenn er selber in seinem Innern ein klein wenig anders aufgebaut gewesen wäre, dann — ja dann hätte er vielleicht wie Jerusalem mit einer Kugel sein gepeinigtes Hirn zerschmettert. Was war denn für ein Unterschied zwischen ihm und Jerusalem? Dieser vortreffliche junge Mann hatte ein Jahr oder zwei Jahre vor seinem Tode ganz auf demselben Punkte gestanden, wo er jetzt stand; also . . .

Das Dichten ist sehr oft ein Ausmalen unserer möglichen Erlebnisse. Es geht aus von den wirklichen Erfahrungen und Verhältnissen; an dies Wahre knüpft der Dichter ein Wenn. „Wenn ich nun Dies getan hätte", oder: „wenn jetzt Jener dazu käme", oder: „wenn von meinen Eigenschaften die eine etwas schwächer, die andere etwas stärker wäre." Oder man fragt sich: „wie hätte ich in der Lage des Andern gehandelt?" Oder aber: „wie hätte ich zu demselben Ziele gelangen können, das ein Andrer erreichte?" Goethe malte sich den Weg aus zu Jerusalems Ende, nicht Jerusalems Weg, sondern seinen eigenen, angefangen mit dem Tage,

Sophie v. La Roche, ihre Tochter Maxe und ihr Schwiegersohn Brentano

Altes Familienbild

Charlotte Kestner, geb. Buff

Pastellgemälde im Goethe-National-Museum

wo er als müßiger junger Mann sich zum ersten Male in Wetzlar umsah.

Am 31sten Januar reiste Frau v. La Roche ab; am nächsten Tage begann Goethe den Roman aufzuschreiben, der in seinem Kopfe schon so lange brütete: wie er selber Wetzlar und wie Jerusalem die Erde verlassen hatte. „Werther" nannte er sich auf diesen Blättern; genauer: sich und den Andern, mit dem er hier zusammenwuchs. Dergleichen Romane in Briefen zu geben, war seit Richardson und Rousseau üblich; Goethe ging darin noch weiter: er gab nur Briefe einer einzigen Person, eben seines Helden Werther, an einen Freund Wilhelm. Er brauchte zunächst nur Briefe auf das Papier zu bringen, wie er selber sie von Wetzlar aus an Merck geschrieben hatte oder doch hätte schreiben können; vielleicht ließ er sich auch seine wirklichen Briefe von Merck zurückgeben, um sie zu benutzen. So hielt er sich auch zumeist an seine wahren Erlebnisse. Werther tritt also im Frühling in die herrliche Landschaft ein, hat keine ernstliche Beschäftigung, zeichnet und liest den Homer, lernt Lotten auf einem Balle kennen und lieben; ihr Vater ist Amtmann und Witwer; Lotte vertritt im kinderreichen Hause die Stelle der früh verstorbenen Mutter. Sie wird dem neuen Freunde recht gut, ist aber mit Albert versprochen; Albert benimmt sich gegen Werther genau wie Kestner gegen Goethe. Werther hat sogar auch seinen Geburtstag am 28sten August. Bald nach diesem Geburtstage haben die Drei jenes Abendgespräch über die Wiedervereinigung mit den Gestorbenen, und am andern Morgen reist Werther heimlich ab, ins Gebirge,

Er entflieht, weil seine Leidenschaft für Lotte allzu groß wurde. Das war also Goethes eigene Geschichte, ein wenig verändert und ausgeschmückt. Offenbar malte er auch viele Nebendinge genau nach der Wirklichkeit. Im Ganzen und in vielen einzelnen Zügen stellte er ein Idyll dar, gleichsam einen schönen Sommertag mit Gewitter. Alle Hauptpersonen sind gute, liebenswerte Menschen; die ihnen drohende Gefahr verschwindet noch gerade zur rechten Zeit. „Es war ein schönes Leben, auf das ich ganz heiter zurücksehe": so urteilte ja auch Goethe über seinen Sommer in Wetzlar.[1])

Ein langes Gespräch über den Selbstmord gehört zu den notwendigen Schatten in diesem heiteren Gemälde. Werther spielt einmal mit einer ungeladenen Pistole und richtet sie gegen seine Stirn. „Pfui!" ruft Albert. „Ich kann mir nicht vorstellen, wie ein Mensch so töricht sein kann, sich zu erschießen; der bloße Gedanke erregt mir Widerwillen." Werther widerspricht ihm — wie junge Männer mit einander diskutieren. Das Recht auf den freiwilligen Tod wird in der Christenheit nicht anerkannt; sich selbst umzubringen galt unter den Gläubigen für höchst schändlich, während es oft große Ehre brachte, Andere zu töten. Klassisch gebildete Männer aber wie Goethe, Schlosser, Merck, Kestner usw. bedachten, daß die Römer diese Tat in vielen Fällen bewunderten, daß ihre ausgezeichnetsten Männer sie ausführten, daß ihre besten Philosophen sie billigten, wo nicht empfahlen. Werther aber stellte sich nicht einmal

[1]) An Kestner, 8. Januar 1773.

auf diesen römischen Standpunkt. Er fragte nur: Muß denn geurteilt und moralisiert sein?

Daß ihr Menschen, um von einer Sache zu reden, gleich sprechen müßt: „Das ist törig", „Das ist klug", „Das ist gut", „Das ist bös"! Und was will Das all heißen? Habt ihr deswegen die innern Verhältnisse einer Handlung erforscht? Wißt ihr mit Bestimmtheit die Ursachen zu entwickeln, warum sie geschah, warum sie geschehen mußte? Hättet ihr Das, ihr würdet nicht so eilfertig mit euren Urteilen sein. . . .

Es ist wahr, der Diebstahl ist ein Laster, aber der Mensch, der, um sich und die Seinigen vom schmählichen Hungertode zu erretten, auf Raub ausgeht, verdient Der Mitleiden oder Strafe? Wer hebt den ersten Stein auf gegen den Ehemann, der im gerechten Zorne sein untreues Weib und ihren nichtswürdigen Verführer aufopfert? Gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde sich in den unaufhaltsamen Freuden der Liebe verliert? Unsere Gesetze selbst, diese kaltblütigen Pedanten, lassen sich rühren und halten ihre Strafe zurück. . . .

Leidenschaft? Trunkenheit? Wahnsinn? Ihr steht so gelassen, so ohne Teilnehmung da, ihr sittlichen Menschen, scheltet den Trinker, verabscheuet den Unsinnigen, geht vorbei wie der Priester und dankt Gott wie der Pharisäer, daß er euch nicht gemacht hat wie einen von Diesen. Ich bin mehr als einmal trunken gewesen, und meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinne, und Beides reut mich nicht, denn ich habe in meinem Maße begreifen lernen, wie man alle außerordentliche Menschen, die etwas Großes, etwas Unmöglich-scheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien mußte. Aber auch im gemeinen Leben ist's unerträglich, einem Kerl bei halbweg einer freien, edlen, unerwarteten Tat nachrufen zu hören: „Der Mensch ist trunken, Der ist närrisch." Schämt euch, ihr Nüchternen! Schämt euch, ihr Weisen! . . .

Die menschliche Natur hat ihre Grenzen; sie kann Freude, Leid, Schmerzen bis auf einen gewissen Grad ertragen und

geht zu Grunde, sobald Der überstiegen ist. Hier ist also nicht die Frage, ob Einer schwach und stark ist, sondern ob er das Maß seines Leidens ausdauern kann, es mag nun moralisch oder physikalisch sein. Und ich finde es ebenso wunderbar, zu sagen: „Der Mensch ist feig, der sich das Leben nimmt", als es ungehörig wäre, Den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber stirbt. . . . Wir nennen Das eine Krankheit zum Tode, wodurch die Natur so angegriffen wird, daß teils ihre Kräfte verzehrt, teils so außer Wirkung gesetzt werden, daß sie sich nicht wieder aufzuhelfen, durch keine glückliche Revolution den gewöhnlichen Umlauf des Lebens wiederherzustellen fähig ist. Nun, mein Lieber, laß uns Das auf den Geist anwenden! Sieh den Menschen an in seiner Eingeschränktheit, wie Eindrücke auf ihn wirken, Ideen sich bei ihm festsetzen, bis endlich eine wachsende Leidenschaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt und ihn zu Grunde richtet. Vergebens, daß der gelaßne, vernünftige Mensch den Zustand des Unglücklichen übersieht! Vergebens, daß er ihm zuredet! Eben als wie ein Gesunder, der am Bette des Kranken steht, ihm von seinen Kräften nicht das Geringste einflößen kann.

So und noch mehr spricht Werther zugunsten der Selbstmörder. Nicht für die Tat, nicht für den Selbstmord! Man lobt nicht die Krankheit, wenn man gütig gegen den Kranken ist. Werther fordert nur, daß wir uns in die Lage der Kranken, Unglücklichen, Leidenschaftlichen hinein versetzen. „Denn nur insofern wir mit empfinden, haben wir Ehre, von einer Sache zu reden."

Werther ist, wie ihn der Leser seiner ersten Briefe kennen lernt, gesund und glücklich. Wohin er kommt, bringt und empfängt er Freuden. Er genießt alles Schöne auf Erden stärker und tiefer als sonst Jemand. Die Kinder und armen Leute lieben ihn rasch, aber

auch bei allen Andern ist er wohlgelitten. Ein guter, begabter, liebenswerter Mensch! Bedenklich ist nur, daß er kein Amt zu versehen, keine Arbeit zu leisten hat, die seinen Tag in Anspruch nimmt; das dilettantische Zeichnen und Studieren sieht doch einem geschäftigen Müßiggange recht ähnlich. Es ist nicht Trägheit, was ihn von ernsteren Pflichten zurückhält, sondern seine Abneigung gegen die Philisterwelt; er mag sich in ihr nicht ein-, sich keinem Vorgesetzen unterordnen. „Ich liebe die Subordination nicht sehr" erklärt er, und als ein stolzer freier Jüngling fügt er hinzu: „Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperei hinaus, und ein Kerl, der um Andrer willen, ohne daß es seine eigene Leidenschaft ist, sich um Geld oder Ehre oder Sonstwas abarbeitet, ist immer ein Tor."

Nun hat schon Mancher auf diesem hohen Pferde gesessen und ist doch bald danach als ein braver Arbeiter und Familienvater seinen Geschäften nachgegangen. Auch Werther sieht bald ein, daß er ein Amt annehmen muß. „All meine tätigen Kräfte sind zu einer unruhigen Lässigkeit verstimmt; ich kann nicht müßig sein und wieder kann ich nichts tun." So klagt er dem Freunde, und:

Ich schwöre dir: manchmal wünschte ich ein Taglöhner zu sein, um nur des Morgens beim Erwachen eine Aussicht auf den künftigen Tag, einen Drang, eine Hoffnung zu haben. Oft beneide ich Alberten, den ich über die Ohren in Akten begraben sehe, und bilde mir ein: mir wär's wohl, wenn ich an seiner Stelle wäre.

Für diese Krankheit gibt es also eine Kur. Aber ein Zweites ist da, das uns mit Sorge für Werther erfüllt. Seine größte Stärke ist seine größte Schwäche:

seine Empfindungen sind so zart, so fein, so erwidernd, so kräftig, so mitreißend, ihn so völlig beherrschend, daß der Beobachter vor diesem Übermaß des Seelenlebens erschrickt. Das ist die Seele eines Dichters; der Dichter aber ist dem Trunknen, dem Wahnsinnigen verwandt. Deshalb eben nahm Werther auch die Partei der Trunkenen und Wahnsinnigen. Er hat durch die Aufnahme-Fähigkeit und Erregbarkeit seiner Seele Freuden, die gewöhnliche Menschen entbehren, besonders Freuden am kleinen und großen Leben der Natur den Tag hindurch, das Jahr hindurch; er empfindet aber auch aufs tiefste all das Grausame, das sich in dieser Natur mit dem Schönen und Lieblichen verflicht. Die „verzehrende Kraft im All der Natur", das beständige gegenseitige Vernichten und Sterben, „untergräbt" ihm das Herz. „Und so taumele ich beängstet" und „Ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer."

Diese Erregbarkeit und Leidenschaftlichkeit trägt er in den Umgang mit Menschen hinein. Lotte sagt ihm einmal: „Sie sind fürchterlich, wenn Sie so lustig sind" — da war er aus Verzweiflung lustig gewesen. Ein andermal schalt sie ihn über seinen zu warmen Anteil an Allem, und daß er drüber zugrunde gehen würde, daß er sich besser schonen solle. Von ihr nahm er's an, aber von Männern ließ er sich keinen Zügel überwerfen.

Ich beiße die Zähne auf einander und spotte über mein Elend! Und spotte Derer doppelt und dreifach, die sagen könnten: ich sollte mich resignieren, und weil's nun einmal nicht anders sein könnte . . . Schafft mir die Kerls vom Hals! Ich laufe in den Wäldern herum, und wenn ich zu

Lotten komme und Albert so bei ihr sitzt im Gärtchen, unter der Laube, und ich nicht weiter kann, so bin ich ausgelassen närrisch und fange viel Possen, viel verwirrtes Zeug an.

Daß er das Glück dieser Beiden nicht stören darf, sagt ihm sein Kopf, weil es ihm auch sein Herz sagt. Er macht keinen Versuch, das Mädchen, das er doch zehnmal heißer liebt als ihr Bräutigam, an sich zu reißen. Er folgt sogar dem Zureden seines entfernten Freundes und seiner eigenen besten Einsicht: er entflieht; er bewirbt sich um ein Amt. Er tut Alles, was der Moralist in solchem Falle fordern und der Menschenkenner raten kann. Der kleine Roman wäre aus; nach der Schwüle, nach dem Tosen des Wetters könnte sich der Himmel wieder aufheitern. Aber der arme Werther nimmt ja an den neuen Ort sein zartes Herz, seine über-empfindsame Seele, seine Erregbarkeit und Leidenschaft mit. Caelum, non animum mutant, qui trans mare currunt.[1])

Während Goethe am ‚Werther' schrieb, machte der ‚Götz' seinen Weg weiter. Deinet ließ eine zweite rechtmäßige Ausgabe herstellen, aber auch die Nachdrucker hatten schon ihr Geschäft gemacht. Von allen Seiten wurde dem jungen Dichter Schmeichelhaftes zugetragen. Ein vortrefflicher Edelmann am kurpfälzischen Hofe, Graf Schmettau, rief aus: „Ich weiß nicht, ob ich

[1]) So sagt Horaz in seinen Episteln: Den Himmel, aber nicht die Seele verändern Diejenigen, die über das Meer fahren.

lieber den ganzen Voltaire oder dies einzige Schauspiel gemacht haben möchte!" Diesen Satz druckte Schubart in seiner ‚Deutschen Chronik' ab.

Langer schrieb ihm, daß auch Behrisch das Stück gelesen habe. „Grüßt Behrisch" antwortete Goethe, „ich weiß, der dürre Teufel wird sich gefreut haben, so unerwartet Etwas von seinem ehemaligen Jonathan zu sehen." Langer lebte jetzt in Lessings nächster Nähe und ließ wohl einfließen, daß auch dieser strengste Richter eine gute Meinung von dem neuen Dichter habe. „Wenn Ihr Lessingen seht", antwortete Goethe, „so sagt ihm, daß ich auf ihn gerechnet hätte und ich pflegte mich an meinen Leuten nicht zu betrügen." An Bürger sandte Goethe selber einen Abzug der zweiten, von Druckfehlern gereinigten Ausgabe, nachdem ihn ein Freund Bürgers in Frankfurt aufgesucht und dessen Lob überbracht hatte. Nicht bloß über den ‚Götz' hatte sich Bürger gefreut, sondern auch über Gedichte, die Goethe — ohne seinen Namen — in den göttingischen Musen-Almanach beigesteuert hatte. Goethe schrieb nun an den Bruder in Apoll, eben wie an einen Bruder:

Ich tue mir was drauf zu gute, daß ich's bin, der die papierne Scheidewand zwischen uns einschlägt. Unsre Stimmen sind sich oft begegnet und unsre Herzen auch. Ist nicht das Leben kurz und öde genug? Sollen Die sich nicht anfassen, deren Weg mit einander geht?

Wenn Sie was arbeiten, schicken Sie mir's! Ich will's auch tun. Das gibt Mut!

Der erstaunlichste Erfolg des ‚Götz' war, daß die Berliner Komödianten sich an dies Ungetüm von Szenen-Veränderungen heranwagten. Schon im Spätjahr 1773 war von einer geplanten Aufführung die

Rede; aber erst am 12ten April 1774 lasen die Berliner in ihrer Vossischen Zeitung die folgende Anzeige:

Heute wird die von Sr. Königl. Majestät von Preußen allergnädigst privilegierte Kochische Gesellschaft teutscher Schauspieler aufführen:

Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand.

Ein ganz neues Schauspiel von fünf Akten, welches nach einer ganz besondern und jetzo ganz ungewöhnlichen Einrichtung von einem gelehrten und scharfsinnigen Verfasser mit Fleiß verfertiget worden. Es soll, wie man sagt, nach Schakespearschen Geschmack abgefaßt sein. Man hätte vielleicht Bedenken getragen, solches auf die Schaubühne zu bringen, aber man hat dem Verlangen vieler Freunde nachgegeben und soviel, als Zeit und Platz erlauben wollen, Anstalt gemacht, es aufzuführen. Auch hat man sich, dem geehrtesten Publico gefällig zu machen, alle erforderliche Kosten auf die nötigen Dekorationen und neuen Kleider gewandt, die in den damaligen Zeiten üblich waren. In diesem Stück kommt auch ein Ballet von Zigeuner vor. Die Einrichtung dieses Stücks ist am Eingange auf einem à parte Blatte für 1 Gr. zu haben.

Am 16ten April stand dann in derselben Zeitung, daß dies „so viel Aufsehen in Deutschland verursachte Schauspiel" nun schon am dritten Abend mit großem Beifall aufgeführt worden sei. Allerdings sei es kein Drama nach den Regeln; vielmehr müsse man es annehmen als

eine Reihe der vortrefflichsten Gemälde, die nach und nach lebendig werden und weiter unter sich keinen Zusammenhang haben, als daß sie zu Götzens Lebzeiten vorfallen. Weder Einheit der Handlung noch Vorbereitung einer Begebenheit zur andern: aber dafür so viel damalige deutsche Sitten und Denkungsart, als aus manchem deutschen Geschichtsbuche in folio mit aller Scharfsinnigkeit nicht herauszukommentieren ist.

Trugen diese Deutschinnen keine Chignons und ellenlange Kleiderschleppen, so hatten sie doch auch ihren schönen Putz. Und sagten die galanten Damen dazumals nicht: „mon cher", so sagten sie: „mein lieber Junge!" Und daß Dieses verliebten Rittern ebenso reizend gewesen sein muß als Jenes, beweiset diese Geschichte selbst; denn das „mein lieber Junge" aus einem schönen Munde vermochte den braven Ritter Weislingen so gut zu einer schlechten Handlung, als das „mon cher" manchen unserer Zeitgenossen vermag. Wenn also dieses Stück auch keinen andern Vorzug hätte — und es hat gewiß noch viele andere — als diesen, daß es uns mit den deutschen Ritterzeiten bekannt machte, so wäre es schon für jeden Deutschen Bewegungsgrund genug, es nicht einmal, sondern vielmal zu hören. Denn es ist doch wunderlich genug, den alten Römern so emsig zu studieren und von den mittlern Zeiten Deutschlands nicht eine Silbe zu wissen.

Diese Berliner Darsteller und Zuschauer nahmen Goethes Dichtung — der D. Göde in Frankfurth am Mayn war sogar genannt — als ein Trachten-, Sitten- und Deutsches Rittergemälde. Die Trachten waren ihnen fast die Hauptsache, denn noch niemals hatte man auf der Bühne deutsche Ritter und Knappen in Rüstungen gesehen. Als Nicolai gegen einen Freund den großen Zulauf, den das Stück fand, erwähnte, meinte er, die Kleider und Küraße hätten vielleicht an diesem Beifalle ebenso viel Anteil als etwas Andres.

Das Sonderbarste ist, daß selbst Prinzessinnen und Hofleute, die durchaus französisch sind, den ‚Götz' besucht haben. Aber, wie ich schon gesagt habe, die alten Kleider und Harnische trugen auch das Ihrige bei.

Ebenso urteilte Lessing in Wolfenbüttel über diesen Erfolg: „denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen." Lessing war

von Goethes Verspottung aller Regeln längst nicht so erbaut, wie Dieser glaubte; nie liebt der gemäßigte Reformator den unbändigen. Auch der große König Friedrich hörte die Berichte über das neue Stück, und als man ihm erzählte, es sei in der Manier Shakespeares, hatte er genug davon.

Unter Goethes Briefreunden in dieser Zeit, wo er am ‚Werther' schrieb, war der neueste auch der lebhafteste, begehrendste und zärtlichste. Lavater verlangte und erhoffte von dem jüngeren Manne in Frankfurt Gaben über alle Maßen.

O belebe mich und töte
Meine Schwachheit, starker Goethe!
Laß mich suchen, laß mich finden!
Gib mir Nahrung zum Empfinden!
Gib mir Licht und gib mir Wärme,
Wenn ich kalt bin, wenn ich schwärme!
Gib mir deine besten Freuden!
Hüte dich, dich von uns beiden,
Pfenningern und mir, zu scheiden!
Laß dich gläubig nur berühren,
Und wir werden lebend spüren:
Sieh uns, wenn wir zu dir nahn,
Brüderlich und segnend an! Amen.

Dieser Enthusiast war in der damaligen Bedeutung des Wortes sehr sinnlich; er verlangte immer nach einer Vergegenständlichung des Entfernten oder des Geistigen; als Physiognomiker konnte oder mußte er ja auch alles Sinnenfällige dem Seelischen fast gleich setzen. Er durstete in seinen Phantasie-Stunden „nach

nichts so kindisch wie nach unsichtbarer Beschauung und Überschattigung" seiner Freunde.

Ich möchte sie mir ganz vorstellen, wie sie liegen, aufstehen, sich anziehen, schreiben, schmauchen, essen, faulenzen, phantasieren, lieben, geliebt werden, auf den Schlittschuhen schweben, meine Briefe lesen, lachen, schweigen, zürnen, stampfen, sich frisieren, frisieren lassen usw. Wissen möcht' ich ihr Kabinettchen, ihre Sofas, Schlafmütze — was ich Tor alles wissen möchte! was ich für ein Kind bin!

Außerdem wollte er von Goethe auch die Bilder von dessen Freunden und recht viele Äußerungen zur Physiognomik haben. Aber vor allem begehrte er doch Aufklärung des großen Rätsels, wieso Goethe erklären konnte, er sei kein Christ, wieso er ein Christentum ohne Christus besitzen, wieso er atmen und leben konnte ohne diesen Jesus von Nazareth.

Lavater, der sich von Kind auf zum Geistlichen bestimmt hatte, war zufällig vor aller harten Orthodoxie bewahrt geblieben; denn seine Lehrer und Führer waren schon aufgeklärte, ruhige, wohlwollende Männer gewesen. Auch hatte er besonders Spalding, Crügot und einige andere geistliche Schriftsteller lieb gewonnen, die sich die christlichen Mysterien ganz anders zurecht legten, als einst die hartköpfigen Reformatoren getan. Lavater war für seine Person gar kein Theologe — soweit man Das von einem Christen sagen kann, der die Bibel beständig durchforscht; er hatte es nur immer mit dem Leben und wahrhafter Frömmigkeit zu tun. So kam es, daß er Goethes Ketzerei gelassen, ja freundlich aufnahm. Ja, dieser junge Mann reizte ihn erst noch durch seinen Unglauben. Wenn nicht von Christus, woher nahm er seine Kraft und Güte?

Denn Lavater selber brauchte gerade den Glauben an Christus, um nur leben zu können. Er sagte geradezu: „Wenn Jesus Christus nicht mein Gott ist, so hab' ich keinen Gott mehr" und „Entweder Atheist oder Christ!" Was hilft es uns, an „Gott" zu glauben, d. h. vom Sein des Weltgeists überzeugt zu sein, da dies unendliche, ewige, allgegenwärtige Wesen ganz unfaßlich und unvorstellbar ist? Das ist, wie wenn man die Luft anbeten sollte! Das Unbegreifliche ist praktisch für uns ein Nicht-Seiendes. Der Mensch kann nur das ihm Gleiche, ihm Verwandte denken und fühlen; er kann sich nichts Höheres deutlich machen als sein eigenes Ideal; er muß also an den Ideal-Menschen, an seinen eigenen Uber-Menschen oder Gottmenschen glauben. Christus ist der Gott, dessen Hand wir eben noch ergreifen können; der Sohn ist für uns Erdenmenschen der Stellvertreter des Vaters.

Lavaters eigenes Ideal floß mit dem Jesus, den die Bibel zeigt, völlig zusammen, und er zweifelte nicht an der Wahrheit der Bibel, nämlich nicht an der vollen Glaubwürdigkeit und Gotterfülltheit ihrer Verfasser. Lavater lebte in und mit seinem biblischen Gotte Christus: Das war seine Religion.

Aber sollten wir ganz auf ein Buch angewiesen sein, und könnte unser Schicksal vom Glauben an ein Buch abhangen? Ach! daß es uns nicht wie den Aposteln vergönnt ist, ihn mit Augen zu schauen, seine Stimme zu hören! Irgendwie müssen wir ihn wahrnehmen, erfahren, erleben. „Wer kann glauben ohne Erfahrung? Und glauben machen, ohne zu sehen?" So suchte Lavater doch noch nach Beweisen Dessen, an dem er

nicht zweifelte, und sogar an Goethe wandte er sich hilfesuchend in dieser größten Angelegenheit seines Herzens: „Welche unmittelbare Umgangsweise mit Christus hält der edle Denker itzt noch für möglich und der gegenwärtigen Ökonomie angemessen?" Goethes Gottes-Erfahrungen wollte er wissen, über seine Gebets-Erhörungen jubeln. Licht, viel Licht, nebelloses Licht begehrte der schweizerische Prediger von dem Rechtsanwalt und Dichter in Frankfurt.

Dieser wich aus, auch vor Pfennigern, der als Seelsorger auf ihn eingeredet hatte. Es werde schon noch die Zeit kommen, erwiderte er, wo sie sich gegenseitig verstehen könnten.

Bin ich nicht resignierter im Begreifen und Beweisen als Ihr? Hab' ich nicht eben Das erfahren als Ihr? Ich bin vielleicht ein Tor, daß ich Euch nicht den Gefallen tue, mich mit Euern Worten auszudrücken, und daß ich nicht einmal durch eine reine Experimental-Psychologie meines Innersten Euch darlege, daß ich ein Mensch bin und daher Nichts anders sentieren kann als andere Menschen. Daß Das alles, was unter uns Widerspruch scheint, nur Wortstreit ist, der daraus entsteht, weil ich die Sachen unter andern Kombinationen sentiere und drum, ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muß: welches aller Kontroversien Quelle ewig war und bleiben wird!

Er ließ aber nicht ganz im Dunkeln, worin sie sich von vornherein unterschieden. Lavater und Pfenniger hatten ihre Offenbarung Gottes aus dem Evangelium und der ganzen Bibel, an deren Wahrheit zu zweifeln ihnen so wenig beikam, wie sie an einer königlichen Schatzkammer, deren Herrlichkeiten vor ihren Augen lagen, gezweifelt hätten. Goethe aber sah Gottes

Reichtum oder die göttliche Offenbarung allenthalben; er nahm von allen Seiten her, was ihn erleuchtete, reinigte, kräftigte.

Und so ist das Wort der Menschen mir Wort Gottes, es mögen's Pfaffen oder Huren gesammelt und zum Kanon gerollt oder als Fragmente hingestreut haben. Und mit inniger Seele fall' ich dem Bruder um den Hals: Moses—Prophet—Evangelist—Apostel—Spinoza oder Machiavell! Darf aber auch zu Jedem sagen: lieber Bruder, geht Dir's doch wie mir! Im Einzelnen sentierst Du kräftig und herrlich: das Ganze ging in euern Kopf so wenig als in meinen.

Goethe fühlte sich als ein selbständiger, stammhafter Mensch gegen diese beiden Pastoren, die einen fremden Halt brauchten wie die rankenden Bohnen an den hohen Stangen. Er war aber gutmütig genug, den nach neuen, gegenwärtigen Christus-Beweisen dürstenden Lavater in Verbindung zu setzen mit seiner alten Freundin Susanna v. Klettenberg: sie hatte ja eine Erscheinung ihres Heilands gehabt und lebte seitdem in ewigem Bunde mit ihm. Goethe erbat von ihr einen Brief an Lavater, den sie aus seinen Schriften schon liebte und den sie nun bald mit Augen sehen sollte, denn es traf sich, daß dem Zürcher Prediger, der ständig am Husten litt, die Bäder von Ems verordnet waren: diesen Sommer wollte er über Frankfurt dorthin fahren. Cordata — so unterschrieb sich die Klettenberg — freute sich sehr auf diesen Gast und schrieb ihm jetzt schon als die Dienerin, die ihren Herrn kennt und von ihm Zeugnis ablegt, die Dienerin des Christus Jesus:

Er wandelt mit Lavater und mit Goethe. Ich kenne Ihn am Gang. Noch werden ihre Augen gehalten, daß sie ihn nicht erkennen. Aber ein Etwas, ein sanfter Zug, eine

Empfindung, die alle Empfindungen übertrifft, so lebhaft Diese beide sonst fühlen können, macht, daß sie sich von dem Unbekannten nicht trennen mögen.

Und sie ermahnte diese Halb-Gewonnenen:

Entfernt Er sich manchmalen oder Ihr Euch vielmehr von Ihm, so ruft Ihn doch gleich sehnlich zurück! Ruft Ihn auch in Abwege, die eben nicht die schönsten sind: Er kommt doch! Er ist nicht zu zärtlich, auch durch die Hecken zu brechen.

Zwischen Menschen, die in wesentlichen Dingen uneins sind, entstehen Einigkeitsgefühl und Bündnisse oft dadurch, daß sie die gleichen Abneigungen und Gegner haben. Goethe und Lavater nahmen die Religion als Herzenssache und Liebeswerk; sie fühlten also Widerwillen gegen alle matte und tote und theoretische und pedantische Religion, gegen alle Kalten und Herzlosen, mochten Diese sich auf der rechten Seite bei den Orthodoxen oder auf der linken bei den Aufklärern finden. Unter den letzteren machte um diese Zeit der Professor Bahrdt in Gießen viel von sich reden, ein talentvoller, kenntnisreicher Mann in Lavaters Alter. Er kam von der Orthodoxie her, und Lavater hatte schon gegen ihn geschrieben, als Bahrdt noch ein wortgläubiger Pfaff war; jetzt aber lärmte dieser Professor als ein aufgeklärter Schulmeister. Seine Theologie betrieb er nur mit dem Kopfe und als Gelehrter, so daß er zum Beispiel für das Neue Testament deshalb eine ziemliche Verachtung hegte, weil es in einem elenden Griechisch abgefaßt ist. Ach, die ganze Bibel rührt von ungebildeten Leuten her, und Luther hat sie auch nur in

einer rohen, volksmäßigen Weise verdeutscht. Für den Pöbel mag's so gut sein, und für die Kindsköpfe in frühern Zeiten war es gewiß die passende Nahrung. Aber wir! Bahrdt fühlte sich berufen, diese alten Erzählungen und Weisheitslehren auf einen höheren Plan zu bringen, ihren Sinn in Formen zu gießen, die vor einem geläuterten Geschmack bestehen können. Dann würde die Bergpredigt etwa so lauten:

Wohl Denen, die wenig Wünsche für diese Erde haben! Für sie ist die Religion, die ihre Bekenner auf die Ewigkeit vertröstet.

Wohl Denen, welche die süßen Melancholien der Tugend den rauschenden Freuden des Lasters vorziehen! Sie werden reichlich dafür getröstet werden.

Wohl Denen, welche Unrecht ertragen und Beleidigungen erdulden können! Das Vaterland der Tugendhaften ist ihr gewisses Erbteil.

Wohl Denen, deren Seele einen immerwährenden Durst nach Vollkommenheit empfindet! Ihr Durst wird reichlich gestillet werden.

Wohl Denen, welche wohltätige und edelmütige Menschenfreunde sind! Sie sollen an ihrem Herrn Den gegen sich finden, welche sie selbst gegen ihre Nebenmenschen waren ...

Wohl also auch euch, meine Freunde, wenn ihr einst um meinetwillen es erdulden werdet, daß man euch beschimpfe, verfolge und auf alle Weise verlästere! Ihr habt Ursach', euch im höchsten Grade darüber zu erfreuen. Denn eure Belohnung wird im Himmel außerordentlich groß sein.

Diese ‚Neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen' gab Bahrdt 1773 in drei Bänden heraus; es braucht nicht gesagt zu werden, welchen Zorn und Spott sie bei den Altgesinnten hervorriefen. Der Hauptpastor Götze in Hamburg schrieb sogleich einen ‚Beweis, daß die Bahrdtsche Verteutschung des Neuen

Testaments keine Übersetzung, sondern eine vorsätzliche und frevelhafte Schändung der Worte des lebendigen Gottes sei'. Goethe nahm die Sache von ihrer grotesken Seite und ließ auf sieben kleinen Seiten einen ‚Prolog' zu diesen ‚Neuesten Offenbarungen' drucken. Er dachte sich den Herrn Professor und seine liebe Frau fein angezogen und wohlfrisiert, um in Gesellschaft zu gehen; der Herr Professor tritt aber noch rasch einmal an sein Pult und schreibt einen geistvollen Gedanken auf, damit er nicht vergessen wird:

Da kam mir ein Einfall von ungefähr:
So redt' ich, wenn ich Christus wär'.

Sogleich aber hören der Christus-Verbesserer und seine Gemahlin einen Lärm im Hause:

Was kommt vor ein Getrappel der Trepp herauf?
Es ist ärger als ein Studenten-Hauf.
Das ist ein Besuch auf allen Vieren!
Gott behüt' — es ist der Tritt von Tieren!

Die vier Evangelisten sind es: Matthäus mit dem Engel, Markus begleitet vom Löwen, Lukas vom Ochsen, und über Johannes schwebt der Adler. Wie unangenehm: gerade jetzt dieser Besuch, wo der Herr Professor ausgehen will! Das Gespräch wird denn auch unerfreulich, und die Evangelisten machen sich rasch wieder davon, die einen ohne Abschied, die andern mit grobem Gruß. „Die Kerls nehmen keine Lebensart an" schilt Frau Professor Bahrdt; ihr Gatte aber setzt seinen Trumpf darauf:

Komm'! Es sollen mir ihre Schriften dran!

Einen ähnlichen Scherz machte sich Goethe um diese Zeit mit seinem schreibenden Landsmann und Verwandten Dr. Kölbele. Lavater war einer der Wenigen, die dies ‚Memorial' oder diese ‚Epistel an Kölbeln' lasen. „O Du Arger, Lieber" meinte Lavater dazu; „weh Dem, den Du züchtigst! Und wohl ihm, denn deine Zucht ist Arznei."

Immer noch hielt Goethe auch an seinem Phantasie-Haß gegen die Jacobis fest und setzte zugleich seinen Briefwechsel mit Betty Jacobi und Tantchen Fahlmer, die sich immer noch in Düsseldorf aufhielt, fort. Der ältere Bruder wollte jetzt eine ‚Vierteljahrsschrift für Frauenzimmer' unter dem Titel ‚Iris' anfangen; Das kam Goethen wie Beutelschneiderei und auch wie Verrat an Wielands ‚Merkur' vor. Besonders ergrimmte er, als der Versuch gemacht wurde, seine Schwester und seine geliebte Lotte unter die ‚Protektrices' des neuen Unternehmens zu gewinnen: „Mich und die Meinigen sollen sie ungeschoren lassen" schrieb er wütend der gemeinsamen Freundin La Roche, „da sie auch, dünkt mich, überzeugt sein könnten, daß man mit ihnen nichts zu tun haben will." Aber sogleich fiel ihm ein, wie ungerecht diese Zeilen waren. „Hab' ich mich denn nicht auch bei ihren Weibern, Tanten und Schwestern eingenistelt?" Doch auch gegen Kestner schalt er sogleich wieder auf die Jacobis.

Was die Kerls von mir denken, ist mir einerlei. Ehdessen haben sie auf mich geschimpft wie auf einen Hundejungen, und nun müssen sie fühlen, daß man ein braver Kerl sein kann, ohne sie just leiden zu können.

Gelesen hatten die beiden Brüder nur die kleine Rezension Goethes gegen Georg; von seiner Spott-

schrift ‚Das Unglück der Jacobis' hatten sie nur läuten gehört. Aber gerade jetzt bekamen sie neuen Anlaß, in diesem jungen Frankfurter Genie einen übermütigen Pasquillanten zu sehen, der sie und ihre Freunde mit seinen Bissen oder Stichen bedrohte. Es erschien nämlich im März 1774 das Stücklein ‚Götter, Helden und Wieland' im Druck, ein Jahr nach den darin verspotteten Briefen über die ‚Alceste'. Lenz in Straßburg hatte den Dichter beschwatzt, ihm die Veröffentlichung zu erlauben; in Kehl wurde es gedruckt.

Goethen war doch unbehaglich zu Mute, als diese unartige Posse gegen einen hochverdienten Mann, den er früher geliebt hatte und im Grunde jetzt noch hochachtete, in die Welt ging. „Vielleicht wundern Sie sich, die Farce gedruckt zu sehen" schrieb er an Wielands älteste Freundin und versuchte gar nicht, sich zu rechtfertigen. Aber auch von Jungfer Fahlmer, der Hausgenossin der Jacobis, erwartete er nach diesem Attentate nichts Gutes:

Ich muß Ihnen melden, gute Tante, daß ein gewisses Schand- und Frevelstück ‚Götter, Helden und Wieland' durch öffentlichen Druck vor kurzem bekannt gemacht worden. Ich habe der Erste sein wollen, Sie davon zu benachrichtigen, daß, wenn Sie etwa darüber mit dem Verfasser zu brechen willens wären, Sie's de bonne grace täten und, ohne weiter zu brummen und zu mutzen, ihm einen Tritt vor'n Hintern gäben und sagten: „Scheert Euch zum Teufel! ich habe nichts Gemeines mehr mit Euch."

Goethes Selbstgefühl und sein Kitzel, Andere herauszufordern, waren auch dadurch groß geworden,

daß er sich seit einiger Zeit als Wortführer einer Gruppe von gleichaltrigen und jüngeren „Genies“ betrachten konnte. Lenz in Straßburg war unter diesen Gesellen der ihm ähnlichste; von ihm kam diese Ostern eine große satirische Komödie ‚Der Hofmeister‘ heraus, ‚oder die Vorteile der Privaterziehung‘. Vieles und Großes war fernerhin von ihm zu erwarten. Von Frankfurter Jünglingen, die Anschluß an ihn suchten, traten seinem Herzen zwei Freunde, Christoph Kayser und Friedrich Klinger, am nächsten. Kayser war der Sohn des Organisten an der Katharinen-Kirche und galt von Kind auf für einen großen Musiker. Jetzt wandelte er als Dichter, Denker und Tonsetzer herum, litt an einer hoffnungslosen Liebe zu des Türmers Töchterlein und sprach bald in Tönen, bald in Versen seine Liebe und Leiden aus. Goethe konnte in ihm seinen künftigen Komponisten sehen.

Friedrich Klinger kam aus einem armen Häuslein. Sein Vater war städtischer Kanonier gewesen — Konstabler nannte man Das in Frankfurt — und jung gestorben. Die Witwe ernährte sich und ihre drei Kinder als Wasch- und Handelsfrau. Der Fritz konnte durch besondere Vergünstigung das Gymnasium besuchen, freilich abgestempelt als dessen ärmster Schüler. Er sang bei Hochzeiten und Begräbnissen in der Kurrende, gab viele Privatstunden, um sich ein paar Groschen zu verdienen, und machte in der Schule den Ofenheizer. Im September 1772 hatte er das Gymnasium durchlaufen und wußte nicht weiter; zum Studieren fehlte das Geld. Aber ein demütiges Schaf war er in seinem gedrückten Leben gar nicht geworden, sondern als ein

schöner, stolzer Knabe trat er vor die Leute, selbstbewußt, daß er es doch so weit gebracht, und dem Schicksal trotzend. Als er sich die nächsten anderthalb Jahre in der Vaterstadt durchfristete, hatte er das Glück, mit Dr. Goethe bekannt oder auf's neue bekannt zu werden. Klinger fühlte sich als angehenden Dichter und vergötterte Goethes erste Schriften; auch zu Rousseau und Shakespeare betete er. Goethe sah, daß dem jungen Menschen geholfen werden mußte, und nahm stillschweigend sein Schicksal auf sich. Er gab ihm zunächst hundert Gulden und beredete ihn, nach Gießen zu gehen. Die Akademie dort war elend, aber das Leben sehr billig, und namentlich: Höpfner konnte ein vortrefflicher Lehrer Klingers werden und in Allem sein Berater.

Lieber Höpfner, da schick' ich Euch einen Frankfurter, der ein braver Mensch ist, wie Ihr ihm ansehn müßt. Er ist Eures Beistandes wert und er bedarf sein. Jura will er studieren; ich bitte Euch: macht, daß er Geschmack daran findt! Er hat viel Fleiß, viel Talente und eine gute Seele. Seine häuslichen Umstände sind nicht die besten. Sprecht ihm Mut und Trost zu! Und — ich kenn Euch und hab' schon zuviel gesagt.

In der Tat: von jetzt an teilten sich Höpfner und Goethe in der Fürsorge für diesen Studenten.

Bewunderung unter dem Frauenzimmer findet ein junger Dichter noch leichter als männliche Gefolgsleute. Unter Goethes jungen Freundinnen aber bedurfte gleichfalls Eine seiner Wohltätigkeit, wenn auch in ganz anderer Weise. „Er hat die kleine Frau Brentano über den Öl- und Käsegeruch und die Manieren ihres Eheherrn zu trösten": so drückte es Merck aus. Sie

musizierten zusammen; sie plauderten; er brachte Bücher. Die neue Freundin war vermutlich die Erste, die Werthers Briefe vorlesen hörte; daß sie sogleich von dieser Arbeit Goethes wußte, ist uns überliefert. Wie leicht konnten die Beiden sich ein neues Paar Werther und Lotte dünken! Denn Goethe liebte die Maxe, und an die Mutter La Roche deutete er in kleinen Brieflein an, was nun folgt:

Von Ihrer Max kann ich nicht lassen, so lang' ich lebe. Und ich werde sie immer lieben dürfen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ihre Lieben hab' ich einige Zeit nicht gesehen. Ich hatte mein Herz verwöhnt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die liebe Max seh' ich selten. Doch wenn sie mir begegnet, ist's immer eine Erscheinung vom Himmel.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Kann ich [zu Ihnen fahren], so komm' ich gewiß. Kann ich nicht, so seh' ich Sie hier, wo Sie wollen — einen einzigen Platz ausgenommen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Glauben Sie mir, daß das Opfer, das ich Ihrer Max mache, sie nicht mehr zu sehn, werter ist, als die Assiduität des feurigsten Liebhabers. Daß es im Grunde doch Assiduität ist. Ich will gar nicht rechnen, was es mich gekostet hat, denn es ist ein Kapital, von dem wir beide Interessen ziehen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn Sie wüßten, was in mir vorgegangen ist, eh' ich das Haus mied, Sie würden mich nicht rückzulocken denken, liebe Mama. Ich habe in denen schröcklichen Augenblicken für alle Zukunft gelitten. Ich bin ruhig, und die Ruhe laßt mir!

Daß ich Sie nicht drinnen sehen würde, was die Leute sagen würden usw.: Das hab' ich alles überstanden. Und

Gott bewahr ihn vor dem einzigen Fall, in dem ich die Schwelle betreten würde![1])

Während der junge Dichter diese neue Erfahrung mit dem eifersüchtigen Brentano machte, schrieb er auch den zweiten Band seiner ‚Leiden des jungen Werthers'. Auf den Plan seines Romans konnte das neue Erlebnis keinen Einfluß mehr haben, wohl aber auf Einzelheiten der Ausführung, auf die Wärme des Ausdrucks, auf das weitere Bild Alberts.

Wir erinnern uns, daß Werther gegen seine unglückliche Liebe die gescheidtesten Mittel anwandte: Ortsveränderung und Übernahme einer Arbeit, die ihn tüchtig beschäftigte. Diese Mittel bewährten sich auch recht gut; Lottes Bild verblaßte schon, und es entspann sich eine neue Freundschaft mit einem Fräulein v. B., deren Herz noch frei war. Aber Werthers Not rührte ja nicht eigentlich daher, daß ihm die Braut eines Andern zu gut gefallen hatte, sondern aus der Beschaffenheit seiner Seele.

Werther war nach dem in jener Zeit noch neuen Ausdrucke höchst empfindsam und außerdem ein Genie. Bei diesem Worte muß man hier nicht an höchste Leistungen denken, denn das Genie ist schon vor der Leistung da, sondern an einen Glauben und eine seelische Beschaffenheit. Der Genie-Gläubige ist das Gegenteil vom Pedanten und Philister. Er vertraut dem Genius

[1]) Goethes Briefzettel an Frau La Roche haben gewöhnlich kein Datum. Obige Zeilen erstrecken sich vom März zum Juni 1774.

oder Dämon in sich, erwartet von ihm allein das Heil, braucht also nicht viel über das Gute und Böse, Schöne und Häßliche zu grübeln, ergibt sich weder dem philosophischen Spekulieren, noch dem mühseligen Studieren, sondern hält seine Seele offen für das Erlebnis, für die Natur und die Gottheit und bleibt überzeugt, daß er, der sich vertrauende gute Mensch, auch in der Finsternis den rechten Weg nicht verfehlen wird. Schon, als wir Werthers erste Bekanntschaft machten, bemerkten wir, daß er viel zeichnete. Aber von einem Lehrer in dieser Kunst, von einer Schulzeit, von Mustern war da nicht die Rede. Einmal glückte ihm in Garbenheim ein Bildchen, das er so recht, ohne zu wählen und zu denken, von seiner nächsten Umgebung abgelesen hatte. „Das bestärkte mich in meinem Vorsatze, mich künftig allein an die Natur zu halten" schrieb er dem Freunde. Man bedenke, was Das bei einem Dilettanten sagen will. Aber Das ist Werthers ernstlicher Vorsatz: „Allein an die Natur!"

Sie allein ist unendlich reich, und sie allein bildet den großen Künstler. Man kann zum Vorteil der Regeln viel sagen, ohngefähr, was man zum Lobe der bürgerlichen Gesellschaft sagen kann. Ein Mensch, der sich nach ihnen bildet, wird nie etwas Abgeschmacktes und Schlechtes hervorbringen, wie Einer, der sich durch Gesetze und Wohlstand[1]) modeln läßt, nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merkwürdiger Bösewicht werden kann. Dagegen wird aber auch alle Regel (man rede, was man wolle!) das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derselben zerstören.

Sagst Du: Das ist zu hart? Sie schränkt nur ein, beschneidet die geilen Reben usw. Guter Freund, soll ich Dir

[1]) Heute: Anstand.

ein Gleichnis geben? Es ist damit wie mit der Liebe. Ein junger Mann hängt ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden seines Tags bei ihr zu, verschwendet all seine Kräfte, all sein Vermögen, um ihr jeden Augenblick auszudrücken, daß er sich ganz ihr hingibt. Und da käme ein Philister, ein Mann, der in einem öffentlichen Amte steht, und sagte zu ihm: „Feiner junger Herr, Lieben ist menschlich; nur müßt Ihr menschlich lieben! Teilet Eure Stunden ein: die einen zur Arbeit, und die Erholungsstunden widmet Eurem Mädchen! Berechnet Euer Vermögen, und was Euch von Eurer Notdurft übrig bleibt, davon verwehr' ich Euch nicht, ihr ein Geschenk (nur nicht zu oft!) zu machen: etwa zu ihrem Geburts- und Namenstage." Und so weiter. — Folgt der Mensch, so gibt's einen brauchbaren jungen Menschen, und ich will selbst jedem Fürsten raten, ihn in ein Kollegium zu setzen. Nur mit seiner Liebe ist's am Ende! Und wenn er ein Künstler ist, mit seiner Kunst!

Mit solchen Grundsätzen wurde Werther nun der Gehilfe eines kleinen Gesandten; wir wundern uns nicht, daß er in diesem Amte versagte oder nicht lange aushielt. Sein Vorgesetzter hatte ihn selber gewünscht und lieb gehabt, aber sehr bald verwandelte sich dieser Gesandte vor den Augen seines genialen Sekretärs in einen grämlichen Kleinigkeitskrämer. „Der pünktlichste Narre" ist er nun in Werthers Augen „und umständlich wie eine Base."

Der geniale junge Mann paßt aber ebensowenig in die Gesellschaft, was man so nennt. Er verachtet sie. „Was sind Das für Menschen, deren ganze Seele auf dem Zeremoniell ruht, deren Dichten und Trachten Jahre lang dahin geht, wie sie um einen Stuhl weiter hinauf bei Tische sich einschieben wollen." Die Häupter und Spitzen dieser Gesellschaft sind es durch das

Vorurteil, das Herkommen, die feine Sitte, die sie unter sich und zu ihrem Vorteil heilig halten. Werther kannte recht gut die lächerlichen Ansprüche des Adels, und ihn gelüstete wahrlich nicht, in die inneren Kreise dieser Auserwählten einzudringen; aber es ereignete sich doch einmal, daß er wie ein solcher Eindringling aussah, daß ihm bedeutet werden konnte, seine, des Bürgerlichen, Gegenwart sei unerwünscht, und daß sich der Klatsch mit dieser seiner Demütigung beschäftigte. In diese schiefe Lage aber war er geraten, weil er natürlich und menschlich handeln wollte, wo Andere im Standesdünkel ihr Behagen suchten. Die Demütigung aber gönnte man Werthern, denn ist nicht der Genie-Gläubige, der alle seine Gesetze nur aus seiner eigenen Brust holen will, geradezu der hochmütigste, anspruchsvollste Mensch? Man kann nicht straflos die Philister verachten!

Kurz, nach einem halben Jahre gibt Werther sein Amt auf. An Freunden fehlt es ihm auch jetzt nicht; ein Fürst, mit dem er bekannt geworden, ladet ihn dringend ein, und Werther leistet ihm einige Zeit auf seinen Gütern Gesellschaft. Aber auch dieser Fürst ist ihm noch zu sehr ein Nachbeter, ein Mitglied der Menge. Werther zieht also weiter, gibt seinem Herzen nach, und eines Tages steht er wieder vor Albert und Lotten, die nun verheiratet sind und ihn freundlich willkommen heißen. Nun lebt er wieder in ihrer Nähe, ohne Amt, ohne Aufgabe; er zeichnet wie sonst; aber statt des Homer liest er jetzt den Ossian. Er hat den ganzen Tag Zeit, in sein eigenes Innere zu schauen. Seine Gedanken und Gefühle kreisen, wie die Motte

um das Licht, um Lotten herum, die er sehen und hören, anreden, und die er nicht an sich reißen darf. Doch noch ein zweiter Gegenstand seiner Liebe ist in seiner Seele allmählich herangewachsen und wird da gleichfalls zärtlich gehegt und gepflegt: der Tod. Denn schon längst betrachtet er die Nachtseiten des Menschenschicksals, des Schicksals aller Wesen, mit einem schauerlichen Genießen: Alles ist dem Untergange geweiht; es entsteht, um vernichtet zu werden. Und schon längst schweifen seine Gedanken um den selbstgewollten Tod herum: die eigene Herbeiführung des unvermeidlichen Ausgangs, die Abkürzung des Weges zum himmlischen Vater. Aber ein plötzliches, übereiltes Ende zu machen, ist doch auch nicht nach seinem Sinn. Er will Beides auskosten, seine Liebe zu Lotten und diesen Tod; er will, ehe er die Waffe gegen sich richtet, seelisch der Welt, dem Leben ganz absterben, wie Andere auf dem Krankenlager leiblich verzehrt werden, ehe ihr Atem entflieht.

Wo ist die Grenze zwischen Gesundheit und Krankheit? Anfangs erschien Werther nicht nur gesund, sondern mit allen Gaben der Seele vorzüglich ausgestattet; jetzt ist er krank am Herzen und Geiste. Er ist sich selber über seinen Zustand klar. „Seliges Geschöpf" schreibt er einmal, „das den Mangel seiner Glückseligkeit einer irdischen Hindernis zuschreiben kann." Und an einem andern Tage: „Weh mir! Ich fühle zu wahr, daß an mir allein die Schuld liegt. Nicht Schuld! Genug, daß in mir die Quelle alles Elends verborgen ist, wie es ehemals die Quelle aller Seligkeiten war."

Seine Freunde erkennen seine Krankheit und suchen nach dem Heilmittel. Albert, endlich doch der Eifer-

sucht verfallend, wünscht Werthers Besuche bei Lotten hintanzuhalten. Lotte, die sich einer übermäßigen Gegenliebe kaum erwehren kann, weiß keinen andern Rat als den besten, den er schon einmal befolgt hat. Mäßigung, Selbstbeherrschung macht sie ihm zur Pflicht.

„O, warum mußten Sie mit dieser Heftigkeit, dieser unbezwinglich haftenden Leidenschaft für Alles, das Sie einmal anfassen, geboren werden? Ich bitte Sie — fuhr sie fort, indem sie ihn bei der Hand nahm — mäßigen Sie sich! Ihr Geist, Ihre Talente, was bieten Die ihnen für mannigfaltige Ergötzungen dar! Seien Sie ein Mann! Wenden Sie diese traurige Anhänglichkeit von einem Geschöpfe, das nichts tun kann als Sie bedauern."

Er knirrte mit den Zähnen und sah sie düster an. Sie hielt seine Hand.

„Nur einen Augenblick ruhigen Sinn, Werther!" sagte sie. „Fühlen Sie nicht, daß Sie sich betrügen, sich mit Willen zugrunde richten? Warum denn mich, Werther? Just mich, das Eigentum eines Andern? Just Das? Ich fürchte, ich fürchte, es ist nur die Unmöglichkeit, mich zu besitzen, die Ihnen diesen Wunsch so reizend macht."

Er zog seine Hand aus der ihrigen, indem er sie mit einem starren, unwilligen Blick ansah.

„Weise!" rief er. „Sehr weise! Hat vielleicht Albert diese Anmerkung gemacht? Politisch! sehr politisch!"

„Es kann sie Jeder machen" versetzte sie drauf. „Und sollte denn in der weiten Welt kein Mädchen sein, das die Wünsche Ihres Herzens erfüllte? Gewinnen Sie's über sich, suchen Sie darnach! Und ich schwöre Ihnen, Sie werden sie finden. Denn schon lange ängstet mich für Sie und uns die Einschränkung, in die Sie sich diese Zeit her selbst gebannt haben. Gewinnen Sie's über sich! Eine Reise wird Sie, muß Sie zerstreuen! Suchen Sie, finden Sie einen werten Gegenstand all Ihrer Liebe! Und kehren Sie zurück und lassen Sie uns zusammen die Seligkeit einer wahren Freundschaft genießen!"

„Das könnte man" sagte er mit einem kalten Lachen, „drucken lassen und allen Hofmeistern empfehlen. Liebe Lotte, lassen Sie mir noch ein klein wenig Ruh: es wird Alles werden!"

Warum denn, könnte man fragen, war Werther unrettbar verloren, da doch Goethe das feste Land wieder gewann? Goethe verhielt sich zur Amtsarbeit ebenso wie Werther, und ihr Zeichnen stand auf gleicher Höhe. Aber Goethe war ein ganzer Dichter, und Werther nur ein halber. Werther hatte die ersten Eigenschaften zu einem großen Dichter: Reizbarkeit, feinste Sinne, zartestes und tiefstes Gefühl und sogar auch die Fähigkeit, das Wahrgenommene und Erlebte sprachlich wiederzugeben. Aber er verarbeitete seine Eindrücke nicht in sich, verwandelte sie nicht in ernährende Säfte, baute nichts Neues auf, war nicht schöpferisch. Goethe drückte in diesem Sommer einmal aus, was den Dichter, den Schriftsteller macht: „die Reproduktion der Welt um mich durch die innere Welt, die Alles packt, verbindet, neu schafft, knetet und in eigner Form, Manier wieder hinstellt." Gewiß, das Schreien, das Weinen, das Klagen lindert unsern Schmerz; aber die wahre Erlösung von schwerem Leiden ist doch erst die Verarbeitung, die Umgestaltung, die Einbeziehung in unser Wachstum. Daß er dazu außerstande war, verschärfte Werthers Krankheit zur tödlichen; Werther war nur ein halbes Genie.

Jerusalem war ein Grübler gewesen, der auch über den Selbstmord seine Gedanken aufgeschrieben. Je mehr Goethe sich dem Ende seines Romans näherte, um so mehr schlüpfte er aus seinen eigenen inneren

und äußeren Erlebnissen in diejenigen Jerusalems. Und den Schluß bildete er ziemlich getreu nach den Nachrichten, die er über Jerusalems Verhältnis zu Frau Herd und ihrem Gatten und über Jerusalems Tod gesammelt hatte, nur daß er die Lücken dieser Berichte dichterisch ergänzte und auch zum Andern noch das Beste hinzugab, nämlich das innigste Sich-Hinein-Fühlen in jede Stunde des Unglücklichen bis zur letzten.

Am ersten Februar hatte Goethe den Roman angefangen; im Mai, vielleicht schon im April lag er fertig da. Mitte Juni ward eine Abschrift nach Leipzig an den Verleger Weygand geschickt.

Achtes Kapitel

Auf der Höhe der Kraft

Mai und Juni 1774

Als er noch am ‚Werther' schrieb, fragte sich der Dichter: Was nachher? Ein Drama war an der Reihe. Der stolze Römer Julius Caesar ging ihm noch sehr im Kopfe herum; der Halbgott Prometheus verlangte nach drei weiteren Akten; der Zauberer Faust hatte schon zu reden und zu kämpfen angefangen; ebenso der Verkünder des Islam; das Singspiel für André erforderte auch noch die letzte Hand. Aber der Zufall wollte, daß er ein ganz anderes Stück allen vorigen

Plänen vorzog; nur, weil dies neue Stück rasch zu erdenken, rasch auszuführen war.

Ein französischer Emporkömmling, Caron de Beaumarchais, war kürzlich in einen schlimmen Prozeß verwickelt worden; da veröffentlichte er Schriften, um sich vor den Richtern und vor dem Publikum in ein besseres Licht zu stellen. Unter Anderm schilderte er eine Reise nach Spanien, die er gemacht, um eine Schwester, die in Madrid lebte, an einem spanischen Schriftsteller Clavico, der ihr das Eheversprechen nicht gehalten hatte, zu rächen. Diese Erzählung war glänzend geschrieben, denn der Uhrmachersohn und Prinzessinnen-Günstling Beaumarchais war ein sehr geschickter Dichter und Redner. Sein Bericht wirkte geradezu dramatisch; ja, einen Teil daraus brauchte man nur ganz leicht umzuschreiben, so ergab es eine Theater-Szene, wie man sie nicht besser wünschen konnte. Goethe fühlte sich gereizt, Das zu tun, ehe es ein Andrer tat. Aber dies Handwerksmäßige genügte ihm freilich nicht. Wollte er fünf Akte aufbauen, so reichte ihm der vorliegende französische Bericht wohl noch viel brauchbaren Stoff dar, aber das Beste blieb doch ihm, dem deutschen Dichter, noch überlassen. Beaumarchais hatte seine Schrift nur zu seiner eigenen Verherrlichung abgefaßt; sein Gegner Clavico, gleichfalls ein Emporkömmling, war nach seiner Darstellung nichts als ein begabter und sehr gefährlicher Streber und Ränkespinner. Goethes Aufgabe war also, auch diesem Clavico eine Stimme zu verleihen, damit er sich rechtfertigen oder, wenn Das nicht gelang, sich erklären konnte. Sogleich aber stand da der deutsche Dichter vor der moralischen

Wilhelm Jerusalem

Besitzerin: Frau Rechtsanwalt Hofmann in Wittenberg

Elisabeth Herd, geb. Egell

Besitzerin: Frau Rechtsanwalt Hofmann in Wittenberg

Frage, die ihn viel stärker anlockte als alles Übrige in diesem Intrigen-Stück, vor einer Frage, die Beaumarchais gar nicht hatte sehen wollen. Diese Frage war, ob ein begonnener Liebeshandel, ein von beiden Seiten aufrichtig geschehenes Verlöbnis, wirklich zur Treue, zur Erfüllung des Versprochenen verpflichtet; ob eine echte Treue. Das ist: ein Festhalten der ersten Liebe, jemals gefordert werden kann; ob es nicht Menschen gibt, die von ihrer inneren Anlage aus ebenso zur Untreue gezwungen werden wie Andere zur Treue, und ob etwa bei solcher innerlichen Untreue doch eine äußerliche Treue vorgetäuscht werden sollte. Im ‚Götz' hatte Goethe das Thema gestreift: Weislingen ist vielleicht zur Untreue veranlagt, wie sicherlich Götz zur Treue. Aber das Thema wurde dort nicht grundsätzlich behandelt, denn Weislingen vergißt die Braut, weil er in den Bann einer Sirene gerät; Das besagt also nur, daß mancher Mann gar leicht einem höchst verführerischen Weibe anheimfällt. Will man die Untreue rein für sich haben, so muß dergleichen starke Verlockung ausscheiden. Die wahre Frage ist: kann ich dieselbe Person Jahre lang lieben und begehren? Und weiter: Soll ich noch äußerlich treu bleiben, wenn mir die Untreue Vorteile, ja Erlösung aus einer unerträglichen Lage verspricht? Soll ich mein Lebensglück aufopfern, damit Dasjenige des Andern äußerlich (nur äußerlich!) unbeschädigt bleibe? Und weiter: Wenn ein göttliches oder menschliches Gesetz zur Treue verpflichtet, gilt es für alle Menschen in gleichem Maße?

Setzen wir diese Gedanken fort, so geraten wir auch an die Frage, ob der Mensch überhaupt ein

Recht hat, sich für die Zukunft zu binden. Über mein gegenwärtiges Eigentum kann ich verfügen; aber darf ich ein zukünftiges heute schon versprechen und verschenken? In jener Denkschrift des Beaumarchais fand Goethe einen Satz, der sich ihm einprägte, nämlich den Satz: „daß Nichts mir wirklich auf dieser Welt gehört als der Gedanke, den meine Seele hervorbringt, und der Augenblick, dessen ich genieße." Ja, wie kann man von uns, die wir höchstens über die gegenwärtige Minute Macht haben, Treue verlangen?

Über dies Recht auf Untreue hatte Goethe schon als Zwanzigjähriger stark gegrübelt, damals, als Kätchen Schönkopf davon Gebrauch gemacht hatte. Später hatte er es für seine eigene Person bejaht; er hielt sich der Treue nicht für fähig, zog daraus aber auch die Folgerung, daß er sich nicht binden dürfe. Nun hatte er als Dichter diesen Fall zu behandeln: ein Mädchen erschien vor den Leuten entehrt, weil ihr Liebhaber nach Jahren der Anhänglichkeit und kurz vor der Eheschließung zurücktrat. Goethe hatte die Entstehung dieser Untreue zu schildern, wie er eben im Romane die Entstehung des Selbstmordes geschildert hatte. Das Mittel der brieflichen Ergüsse fiel hier fort, und lange Selbstgespräche taugen nicht viel im Drama; um nun Clavicos Seele und die Vorgänge darin in dramatischer Form deutlich zu machen, verfiel Goethe auf die glückliche Auskunft, diesen Clavico in zwei Personen zu spalten, in Clavigo[1]) und Carlos. Er

[1]) Goethe schrieb Clavigo; die spanische Schreibung ist Clavijo, was der Franzose, da das j wie ein dunkles ch ausgesprochen wird, mit Clavico wiedergegeben hatte.

machte also die zwei Seelen im selben Menschen sicht- und hörbar.

Sobald von diesen zwei Seelen die Rede ist, steht es bei uns, ob wir die edleren oder die niederen Triebe und Kräfte für den eigentlichen Menschen halten wollen. Sokrates nannte das Weiseste in sich seinen Dämon; er selber, Sokrates, war also der geringere Mann; die Genie-Erfüllten sehen in ihrem Genius den gütigen Gast, der ihnen göttliche Kräfte zeitweise verleiht; der Jüngling Telemachos hatte den weisen Mentor zur Seite, in dem eigentlich die Göttin Minerva selber wohnte, und ebenso hatte auch Goethe schon seinem Prometheus die Minerva zugesellt. Ja, jeder Philister und Bauer spricht von seinem Gewissen als seinem besseren Ich. Der Mensch kann aber ebenso wohl denken, daß er selber eigentlich ein recht vortreffliches Wesen, daß aber leider ein schlechterer Geist irgendwie in ihn eingedrungen sei und ihn mit niedrigen, wo nicht gar teuflischen Gedanken und Wünschen anstecke. Zum Beispiel wird der Trinker seine Betäubungssucht in der Regel für eine fremde Beimischung erklären. Der Dichter kann also, wenn er seinen Helden in zwei Wesen zerlegt, auch den Versucher mit einem neuen Namen benennen. Und Das tat hier Goethe zum ersten Male. Ein Versucher aber muß klug, listig, gewissenlos, weltkundig und zugleich unerschütterlich stark sein; sein Mitbewohner dagegen weich und nachgiebig. So waren die Charaktere von Carlos und Clavigo gegeben. Und so entstanden Gespräche zwischen ihnen, die das Innerste der menschlichen Seele bloßlegen.

Im Übrigen war ein Schluß des Dramas zu erfinden, denn höchst selten bietet uns das wahre Leben mehr als Bruchstücke von Romanen oder Schauspielen; fast immer aber fehlt der Abschluß, den das Publikum oder der Ethiker in uns verlangt. Goethe ließ die Kämpfe zwischen Beaumarchais und Clavigo als Tragödie ausgehen. Marie stirbt an Auszehrung und gebrochenem Herzen; Clavigo stößt zufällig auf ihren Leichenzug, Beaumarchais greift ihn an, und im Zweikampf fällt der Ungetreue.

Unglaublich schnell schrieb oder diktierte Goethe diese fünf Akte. Er erzählte später, daß er in einer Gesellschaft von jungen Leuten zuerst die Denkschrift von Beaumarchais vorgelesen und, als ihn Jungfer Münch aufgefordert, daraus ein Theaterstück zu machen, versprochen habe, es in acht Tagen vorzulesen, und er habe Wort gehalten.[1])

„Werther' und ‚Clavigo' wanderten in die Druckerei; die Posse gegen Wieland fing zu wirken an. Dergleichen

[1]) Spuren der hastigen Arbeit sind denn auch geblieben. So heißt bei Goethe die Heldin Marie v. Beaumarchais; sie hieß in Wirklichkeit aber Marie Caron, was wesentlich ist. Denn zu den Ursachen, weshalb sie der ehrgeizige Clavigo (Don José Clavijo y Faxardo) verließ, gehört, daß sie ein bloßes Bürgermädchen aus Kaufmannsstande war. Clavigo wußte nichts von ihrem Bruder, der sich den Adelsnamen v. Beaumarchais erkauft hatte und in Paris bei Hofe schon viel galt. Deshalb ist auch in Goethes Stücke seine Überraschung groß, als auf einmal dieser vornehme Bruder auftaucht.

Verhöhnung eines Literaturkönigs findet immer Liebhaber, und der gute Wieland, der keinen Menschen haßte, wurde von Vielen gehaßt, beneidet, verabscheut. Nun traf ihn dieser Schlag von dem jungen Mann in Frankfurt! Goethe hörte von verschiedenen Seiten, daß Wieland seinen Angriff sehr übel aufnehme. Warum eigentlich? So gar bös hatte Goethe es doch gar nicht gemeint. Nun war er erst recht neugierig, wie Wieland sich rächen, was er über seinen ‚Götz' sagen würde.

Zwei denkwürdige Nächte schlossen diesmal den Monat Mai. In der Nacht zum 29sten kam Feuer in der Judengasse aus, in der engen, von Menschen wimmelnden Judengasse! Der Brand nahm schnell und gräßlich überhand. Goethe war unter den Helfenden.

Ich schleppte auch meinen Tropfen Wassers zu, und die wunderbarsten, innigsten, mannigfaltigsten Empfindungen haben mir meine Mühe auf der Stelle belohnt. Ich habe bei dieser Gelegenheit das gemeine Volk näher kennen gelernt und bin aber- und abermal vergewissert worden, daß Das doch die besten Menschen sind.

Die nächste Nacht durchtanzte er zu Sindlingen bei Höchst. Dort wurde die goldene Hochzeit des Allesina-Schweitzerschen Paares gefeiert; es war ein großes Fest der Frankfurter katholischen und italienischen Kolonie; auch die Maxe Brentano sah er dort: sie vollendete in dieser Nacht ihr achtzehntes Jahr.

Als er von diesem Feste wieder nach Frankfurt kam, besuchte er zuerst den Dechanten Dumeix und danach die „Tante" Fahlmer; sie war vor kurzem aus Düsseldorf zurückgekehrt.

„Wie hat's gegangen? Ist brav getanzt worden?“ fragte sie, und erst als sie ihre Neugier gestillt hatte, ließ sie Druckblätter sehen. „Nun, was habe ich?“

Es war das neueste Heft vom ‚Merkur‘; sie hatte es vor dem Erscheinen von den Jacobis bekommen.

Goethe fiel darüber her.

Er wolle jetzt, schrieb Wieland, sein Versprechen einlösen und das Schauspiel ‚Götz v. Berlichingen‘ gegen den vorigen Rezensenten im ‚Merkur‘ verteidigen. Er wolle es tun, obwohl Manche es ihm übel auslegen würden, daß er Gerechtigkeit gegen einen Menschen ausübe, der es, wie sie sich einbilden, nicht um ihn, Wieland, verdient habe: „Gerechtigkeit braucht Niemand von uns zu verdienen, dächte ich; wir sind sie einem Jeden schuldig, dem Teufel selbst.“ Oder solle er sich vor dem andern Vorwurf schützen, daß er durch sein Lob diesen jungen und gefährlichen Autor bestechen wolle? Das glaube er nach seiner ganzen Vergangenheit nicht nötig zu haben. Kein Erfahrener wird erwarten, daß Jedermann das Beste von ihm denke, daß Niemand schief oder hämisch oder übereilt oder parteiisch von ihm urteilen werde.

Ferne sei es also von mir, daß ich den Verfasser des ‚Götz v. Berlichingen‘, der eine eigene Freude daran haben soll, Personal-Satiren auf den Ersten den Besten, der ihm in den Wurf kömmt, zu machen, durch diese kleine Apologie bestechen wollte, meiner zu schonen, wenn es ihm einmal wieder einfallen sollte, in einem Anstoß von Laune sich lustig mit mir zu machen. Ich gönne einem Jeden seine Freude, und wiewohl der Mutwille an einem Knaben eine Unart ist, so wünschte ich mir doch keinen Jungen, der nie in dem Falle wäre, die Rute zu verdienen. Junge mutige

Genien sind wie junge mutige Füllen: Das strotzt von Leben und Kraft, tummelt sich wie unsinnig herum, schnaubt und wiehert, wälzt sich und bäumt sich, schnappt und beißt, springt an den Leuten hinauf, schlägt vorn und hinten aus, und will sich weder fangen noch reiten lassen. Desto besser!

Wieland nahm die Sache also mit Humor, mit Wohlwollen, mit Gerechtigkeit. Goethe hatte etwas Anderes erwartet.

„Nu, Wieland, Du bist ein braver Kerl" rief er aus. „Ein ganzer Kerl! Was? Fängt er so an? O gut! Nun, Sie wissen, Tante, was ich immer von Wieland gesagt habe, ob ich ihm nicht immer gut war. Ich habe allzeit gesagt: es ist ein ganzer Kerl, ein guter Mensch. Aber ich bin gegen ihn aufgebracht worden. Den verfluchten Dreck schrieb ich in der Trunkenheit! Ich war trunken! Und wie ich Ihnen gesagt habe, in Ewigkeit hätte ich's nicht selber in Druck gegeben. Aber ich hatte es nicht mehr allein in Händen. Und ich bin wie der Herodes: in gewissen Augenblicken kann man Alles von mir erhalten. Schon lange haben mir die Kerls vorgeschwätzt: »Laß's drucken! laß's drucken!« — Nä! Ihr sollt nicht. — Da kommen sie mir aber auf's neu: »O mein! laß es uns drucken!« — Und ich hatte, Gott weiß, weder neue Bosheit, noch Ärger gegen Wieland. »Nun, so druckt's und scheert euch!«

Er blickte noch einmal auf die gelesene Stelle, und jetzt bemerkte er die Überlegenheit, die höhere Weisheit, die sich Wieland gegen ihn, das junge wilde Füllen, beilegte. Das erinnerte ihn an die Alceste-Briefe.

„Da, da!“ rief Goethe und zeigte der Fahlmer eine Stelle. „Das ist's just, was mich an Wieland so ärgerte und mich reizte, mich gegen ihn auszulassen. Da, der Ton! Sehen Sie, liebe Tante, ich will's nicht sagen: ich selbst hab' Recht, Wieland hat Unrecht. Denn Alter, Zeitpunkte, Alles macht Verschiedenheit in der Art zu sehen und zu empfinden. Jetzt denk' ich nun so und so; vielleicht in dem Alter von Wieland — wer weiß: noch eher? — denk' ich just so wie er. Drum, was soll ich sagen? Hat er nun Recht? oder hab' ich nun Recht? Der Eindruck, den man itzt selbst hat, Der gilt. Wieland hat Recht, daß er so urteilt; aber mich ärgert's nun noch.“

Goethe nahm das Heft wieder zur Hand. Wie ging die Stelle über die wilden Füllen weiter?

Man muß die Herren ein wenig toben lassen. Und wer etwan von ungefähr, denn sie meinen es selten so übel, von ihnen gebissen oder mit dem Huf in die Rippen geschlagen wird, betrachte sich als ein Opfer für das gemeine Beste der gelehrten Republik und tröste sich damit, daß aus diesen nämlichen wilden Jünglingen, sofern sie glücklich genug sein sollten, in Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können — wiewohl Dies freilich dem Einen und Andern schon mißlungen ist und auch fernerhin zuweilen mißlingen dürfte.

Ja, Das war eben der Ton, der einen selbstbewußten jungen Mann ärgert.

„Mit der Zeit! mit der Zeit!“ wiederholte Goethe Wielands Ausdruck: „in Zeiten austoben.“ — „Ja, Das ist's! Just, just so spricht mein Vater! Die nämlichen Händel, die ich mit Diesem in politischen Sachen habe, hab' ich mit Wieland in diesen

Punkten. Der Vater-Ton: Der ist's just, der mich aufgebracht hat."

„Sagen Sie mir" fuhr er fort, „um Gottes willen, warum er sich just an seine allerschlechteste Arbeit machte und mit den ewigen Briefen sie verteidigte. Seine ‚Musarion', ein Werk, wovon ich jedes Blatt auswendig lernte, das allervortrefflichste Ganze, das je erschienen ist — — nichts, nichts nimmt er sich so an als der ‚Alceste', die für mich just das schlechteste von allen seinen Werken ist. — Ich muß weiter lesen!"

Nun las er Wielands Lob des Schauspiels. Wie ein Zauberer führe dessen Dichter seine Gemälde vorbei und ziehe uns in seine Begeisterung hinein.

Welche Wunder sollte der[1]) Genie, der Dies getan hat, nicht auf unserer Schaubühne wirken können, wenn es ihm einfiele, Schauspiele zu schreiben, die man aufführen könnte?

„Ganz brav!" murmelte Goethe und dachte an seinen ‚Clavigo'. Und las weiter.

Die beste Antwort auf Alles, was man ihm wegen Nichtbeobachtung der Einheiten vorgeworfen hat, ist, daß er bloß ein Drama zum Lesen schreiben wollte. Ihn zu beschuldigen, daß er sich wirklich eingebildet habe, sein Drama könnte und sollte auf unsern Schaubühnen aufgeführt werden, würde ebenso viel sein, als ihm, der so viel Genie zeigt, den allgemeinen Menschenverstand abzusprechen.

Und nun wies Wieland allen Tadel zurück, den Schmidt vorher im ‚Merkur' gegen den ‚Götz' erhoben. Er lobte die Szenen mit Bruder Martin und dem zarten Söhnchen Karl; er rühmte die Charakterzeichnung

[1]) Wieland schrieb: der Genie, ganz richtig nach le génie, genius.

Weislingens und rühmte namentlich die drei weiblichen Gestalten, besonders auch Götzens brave Hausfrau. Er lobte überhaupt Alles; nur an der Sprache hatte er die paar Derbheiten und einige Vermischung des alten Stils mit dem neuen auszusetzen — damit doch auch Etwas getadelt sei.

„Nun Wieland, unsere Fehde ist aus" sagte Goethe, als er bis zu Ende gelesen. „Dir kann ich nichts mehr tun."

Jetzt kam es ihm wieder in den Sinn, daß dieser Lobredner die gegen ihn gerichtete Posse ja schon kannte.

„Das garstige Fratzen-Zeug hat er schon gelesen,
Das seh ich. . ."

„Ja freilich" sagte die Fahlmer. „Kommen Sie! lesen Sie! Das hier ist die Antwort drauf."

Und sie schlug die kleinen Bücherbesprechungen des Heftes auf. S. 351 stand der Titel seiner Posse und darunter eine Anzeige von Wieland selbst.

Der Herr D. Goethe, Verfasser dieses Werkleins, nachdem er uns in seinem ‚Götz v. Berlichingen' gezeigt hat, daß er Shakespeare sein könnte, wenn er wollte, hat uns in dieser heroisch-komisch-farcicalischen Pasquinade gewiesen, daß er, wenn er wolle, auch Aristophanes sein könne. Denn so, wie es ihm in diesem kritischen Wrexekekek-Koax-Koax beliebt hat, mit Wieland und Wielands ‚Alceste' sein Spiel zu treiben, so trieb es Aristophanes ehemals mit dem nämlichen Euripides, welchen Herr Goethe hier mit der ihm eigenen Laune dem Verfasser des Singspiels ‚Alceste' auf den Kopf treten läßt. Wir empfehlen diese kleine Schrift allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witze, der sich aus allen möglichen Standpunkten sorgfältig denjenigen auswählt, aus dem ihm der Gegenstand schief vorkommen muß, und sich dann

recht herzlich lustig darüber macht, daß das Ding so schief ist.

Goethes sonst so blasses Gesicht war rot geworden. Die Fahlmer sah, daß es ihn erschütterte.

„Besser hätt' er's nicht machen können" sagte er, „Sehr gut! Ich sag's ja: nun muß ich ihn auf immer gehen lassen. Wieland gewinnt viel bei dem Publiko dadurch — und ich verliere. Ich bin eben prostituiert!"

Die Fahlmer lachte. Goethe las den Aufsatz über den Götz noch einmal, mit Zwischenrufen: „Es ist wahr" — „er hat Recht" — „ganz exzellent!"

„Gut! Meinen Weislingen beurteilt er, wie ich ihn will gelesen haben. Gut! Besser als Wieland versteht mich doch Keiner!"

Als er an die Stelle kam, wo die Vermischung der Sprachen der verschiedenen Jahrhunderte getadelt wurde, sagte er: „Auch recht! auch gut! Aber wer, Teufel! anders als ein Wieland, Lessing und Dergleichen kann mich hierinnen beurteilen? Freilich hat er ganz Recht. Ich hab's selber genug gefühlt. Die Folge meiner Werke soll's zeigen, ob ich meine Fehler kannte." — —

Als sein Kopf für ein anderes Thema frei wurde, fragte ihn die Fahlmer: „Haben Sie, seit ich zu Düsseldorf war, nicht sonst noch etwas Hübsches im genre des Götter-Gesprächs komponiert?"

„Nichts, liebe Tante" versicherte er. „Der Satyros' — nun, Der war schon vor Ihrer Abreise fertig."

„Gar nichts? Ein dergleichen freundschaftliches Drama?"

Sie blickte ihm gerade in die Augen.

„Sie sind aufrichtig, Goethe! Darum müssen Sie mir's gestehen."

„Das will ich! Ja, liebe Tante, fragen Sie nur!"

„Das ‚Unglück der Jacobis'?"

„Ja, Das ist wahr! Aber schon lange, ehe ich Sie noch alle kannte! Es war bloß auf Anekdoten, auf Wischwaschereien gebaut, Alles vom Hörensagen. Ihr alle seid lächerlich mitgespielt! Sie auch, Tante! Niemand als die La Roche, Merck und der Dechant haben's gelesen, und Niemand mehr soll es auch zu hören und zu sehen bekommen. Es soll nie wieder an das Licht riechen! Es ist auch nicht einmal ausgemacht,[1]) gilt nichts mehr."

„Aber ich doch muß es hören?" fragte die Fahlmer.

„Liebe Tante, Das kann unmöglich sein. Verlangen Sie es nicht!"

Natürlich bettelte sie nun erst recht darum. Sie versprach, daß sie nichts, gar nichts übel nehmen wolle. Er aber versicherte ihr, daß es unmöglich sei, daß irgend ein Frauenzimmer in der Welt gewisse Stellen nicht übel empfinden sollte. Aber er deutete ihr wenigstens den Anlaß zu der Posse und die darin behandelte Geschichte an und welche Rolle sie darin spiele. Darüber wurde dann gelacht, und die Fahlmer gab sich zufrieden.

Sie schrieb das Gespräch sofort haarklein an Friedrich Jacobi. Und Dieser gab Wielanden Nachricht. „Die Freude", fügte er hinzu, „welche dieser

[1]) fertig.

ganze Vorgang mir verurſacht, iſt nicht zu beſchreiben und nicht zu ermeſſen. Nächſten Poſttag ſchreibe ich Ihnen mehr von Goethe, dem wir, ſeiner gegenwärtigen Äußerungen ohngeachtet, nicht zuviel Gutes zutrauen dürfen. Denn er iſt und bleibt ein zügelloſer, unbändiger Menſch."

Der Gedanke, daß auch Keſtner und Lotte es übel nehmen könnten, in ſeinem Romane abgeſchildert zu ſein, kam ihm nicht, war er ſich doch gegen dieſe Beiden nur der reinſten Liebe bewußt. Er hatte in ſeinen Briefen ſchon darauf angeſpielt, wie ſehr er ſich jetzt mit Lotte beſchäftige: „ich laſſe es Dir eheſtens drucken;" aber ſie laſen wohl darüber weg. Sie hatten auch andere Gedanken im Kopfe. Lotte ſtand vor der erſten Entbindung. Als dann Bube Nummer Eins erſchien, wurde Goethe gebeten, Pate zu ſein; Goethe verſtand es dahin, daß der Knabe auch nach ihm Wolfgang heißen ſolle; aber man hatte in Hannover mehrere Paten, und der Rufname wurde Georg. Alſo das nächſte Mal! dachte Goethe, denn er möchte wohl alle Kinder dieſes Paares

aus der Taufe heben, schrieb er ihnen, „weil sie mir all so nah sind wie Ihr."

Und mein Patchen ist wohl? Und Mamachen will's auch bald wieder werden? Ich schwöre Dir, Lotte, Das ist für meinen sinnlichen Kopf eine Marter, Dich als Mamachen zu denken! Und einen Buben, der Dein ist und der einen seiner Namen durch meinen Willen trägt. Ich komme damit nicht zurecht; ich kann's mir nicht vorstellen und bleibe also dabei: Lotte, liebe Lotte, es soll Alles sein, wie's war.

Und dann wurde seine Andeutung etwas bestimmter.

Ich schick' Euch ehstens einen Freund, der viel Ähnliches mit mir hat, und hoffe, Ihr sollt ihn gut aufnehmen. Er heißt Werther und ist und war — Das mag er Euch selbst erklären.

Kornelia erwartete ihr erstes Kindchen diesen Herbst. Ihr Gatte war mit seinem Schwager Goethe nicht unbedingt zufrieden. „Goethe ist mir zu stark" meinte er am 10ten Juni (1774) gegen Lavater, und in einigem Widerspruch dazu: „Sie haben recht, er ist weiblich. Wenn er aber in den nächsten Jahren nicht ganz zerbricht, so werden wir uns gewiß nähern."

Merck blieb für Goethe der vertrauteste Freund, von dem er die größte Offenheit erwartete. Wie nahm denn Merck, dies „hohläugige Genie der Beurteilung", wie ihn Heinse nannte, den neuen Roman auf, den er doch schon in der Handschrift kennen lernte? Goethe hat es uns in seinen Alters-Erinnerungen erzählt.

Einst besuchte er mich, und als er nicht sehr gesprächig schien, bat ich ihn, mir zuzuhören. Er setzte sich aufs Kanapee, und ich begann, Brief vor Brief, das Abenteuer vorzutragen. Nachdem ich eine Weile so fortgefahren hatte, ohne ihm ein Beifallszeichen abzulocken, griff ich mich noch pathetischer an,

und wie ward mir zu Mute, als er mich, da ich eine Pause machte, mit einem: „Nun ja! es ist ganz hübsch!“ auf das schrecklichste niederschlug und sich, ohne etwas weiter hinzuzufügen, entfernte!

Ich war ganz außer mir; denn wie ich wohl Freude an meinen Sachen, aber in der ersten Zeit kein Urteil über sie hatte, so glaubte ich ganz sicher, ich habe mich im Sujet, im Ton, im Stil, die denn freilich alle bedenklich waren, vergriffen und etwas ganz Unzulässiges verfertigt. Wäre ein Kaminfeuer zur Hand gewesen, ich hätte das Werk sogleich hineingeworfen; aber ich ermannte mich wieder und verbrachte schmerzliche Tage, bis er mir endlich vertraute, daß er in jenem Moment sich in der schrecklichsten Lage befunden, in die ein Mensch geraten kann. Er habe deswegen nichts gesehen noch gehört und wisse gar nicht, wovon in meinem Manuskripte die Rede sei. Die Sache hatte sich indessen, insofern sie sich herstellen ließ, wiederhergestellt, und Merck war in den Zeiten seiner Energie der Mann, sich ins Ungeheure zu schicken; sein Humor fand sich wieder ein, nur war er noch bitterer geworden als vorher. Er schalt meinen Vorsatz, den ‚Werther‘ umzuarbeiten, mit derben Ausdrücken und verlangte ihn gedruckt zu sehn, wie er lag.[1])

[1]) Es ist auch für Goethe wichtig, was seinem besten Freunde den Charakter veränderte. Böttiger schrieb am 12ten November 1796 aus Wielands Munde auf: Merck habe einst seine Frau in flagranti mit einem Liebhaber ertappt und seitdem an der Echtheit seiner Kinder gezweifelt. Und habe seitdem die Treue aller Weiber bezweifelt und eine teuflische Lust darin gefunden, Leute, die sich glücklich fühlten, auf die linke Seite aufmerksam zu machen und ihr Glück zu stören. — Nun hat Merck den ‚Werther‘ offenbar kennen gelernt, als er seine Frau schon lange Zeit nicht mehr gesehen; er könnte aber erfahren haben, daß sie ihm, während sie in dieser langen Abwesenheit in ihrer schweizerischen Heimat lebte, untreu geworden sei. Im Anfang Juni 1774 holte er sie mit ihren Kindern zurück.

Als ihm Goethe den ‚Clavigo' mitteilte, war Merck aufmerksam genug. „Solch' einen Quarck mußt du mir künftig nicht mehr schreiben!" war sein Urteil; „Das können die Andern auch!" [1]) War Das nun Tadel oder ein ganz großes Lob?

Sogar mit dem neuen Freunde Schönborn im fernen Algier blieb Goethe im Briefwechsel. So kam es, daß Goethe aus Afrika die Nachricht erhielt: „Klopstock wird Sie durch Boje um einige Ihrer Arbeiten ersuchen lassen." Schon am nächsten Tage wandte sich Goethe geradenwegs an den Dichterkönig:

Und warum soll ich Klopstocken nicht schreiben, ihm selbst schicken, was es auch sei und was für einen Anteil er auch dran nehmen kann? Soll ich den Lebenden nicht anreden, zu dessen Grabe ich wallfahrten würde?

Hier haben Sie also ein Stück, das wohl nie gedruckt werden wird, das ich bitte, mir gerade zurückzusenden. Sobald einige Dinge von mir, die fertig liegen, gedruckt sind, schick ich sie Ihnen oder meld' es wenigstens und wünsche, daß Sie empfinden mögen, mit welch' wahrem Gefühl meine Seele an Ihnen hängt.

Mit Wieland fühlte er sich versöhnt, mit Klopstock verbündet. Und diese Beiden hatten gezeigt, daß sie sein Genie bewunderten und Großes von ihm erwarteten.

[1]) Auch Dies nach Goethes Alters-Erinnerunngen.

Neuntes Kapitel

Propheten auf Reisen

Sommer 1774

Am 12ten Juni trat Lavater seine Reise ins Emser Bad an. Schon die Fahrt allein werde gegen seinen gefährlichen Brusthusten heilsam sein, hatte ihm sein Freund Zimmermann versichert, und Das erwies sich bald als richtig. Aber die lange Wagenfahrt ward auch sonst ausgenützt. Da er unterwegs viele Menschen sehen würde, so hatte der fleißige Mann vor, dies Sehen und Anhören von allerlei Männern und Frauen für seine physiognomischen Studien zu verwerten; er nahm deshalb auch einen geschickten Bildnis-Zeichner mit, den jungen Schmoll aus Ludwigsburg; Dieser sollte die merkwürdigsten Köpfe und Gestalten auf dem Papiere festhalten.

In den ersten Tagen begrüßte der Reisende zumeist Bekannte, die er früher bei den Zusammenkünften der Helvetischen Gesellschaft gesehen; der Wichtigste war der Ratsschreiber Isaak Iselin zu Basel, ein ernster Denker über Geschichtsphilosophie und das wahre Wohl der Menschheit.

In Kolmar ging er zu dem blinden Schulmann und Fabeldichter Pfeffel. Mit Grüßen aus Basel führte er sich ein.

„Und wer sind Sie, mein werter Herr?“ fragte Pfeffel.

Lavater aus Zürich.

„Welcher Lavater? Der Diakonus, der in die Ewigkeit geblickt hat?“

Eben Der!

„O mein Gott!“ rief Pfeffel, indem er den Gast in die Arme schloß. „Sie Lavater! mein Freund Lavater!“

In Straßburg wollte der Reisende den jungen Dichter Lenz aufsuchen. Es traf sich aber, daß Dieser mit seinem Schüler gerade diesen Tag verreist war. Seine Wirtin, ein lumpigt gekleidetes Weib, das aber recht gut wußte, wer Lavater war, wollte den Besuch gar nicht wieder fortlassen. Sie schüttete ihm ihr Herz über ihren Mieter aus. „Hören Sie als!“ redete sie auf ihn ein. „Unser lieber Junge, meinen Sie doch, daß noch was aus ihm wird? Er ißt ja nicht! Da sitzt er an einer Ecke mit einem Buche oder mit der Feder, ißt seine Supp' oder seinen Weck, und flugs wieder in seine Kammer. Lieber Gott! alle Morgen, wenn die liebe Sonne aufgeht, machen wir Alles rein, Bett, Kammer und als fort, aber da kommt er mit seinen Büchern und Schriften hinterdrein! Gehen Sie einmal in sein Zimmer! Sag' nichts, ist ein herzguter Jung, aber ob was noch aus ihm wird, soll mich wundern. Ich hab ein Kind, eine Tochter, 26 Jahr' alt, Das lieset Ihre Predigten, und der Lenz hält viel auf'm Kind. Da sag' ich ihm als: »Was verzürnt Ihr Euern Papa?« Er ist Oberstpfarrer in Kurland. O, ein scharmanter Mann! Er hat mir schon Briefe von ihm gezeigt . . .“ Und so ging die Plappermühle weiter.

Lavater blieb in Straßburg ein paar Tage und machte auch mit Lenz nach dessen Rückkehr noch Freundschaft.

Als er am 19ten Juni gegen Abend in Karlsruhe eintraf, war Hofrat Schlosser leider verreist. Aber Lavater mußte doch Schlossers Frau, Goethes Schwester, sehen. Ein junges, lebhaftes Mädchen öffnete ihm die Tür. „Das kann sie nicht sein" dachte er, und schon näherte sich eine lange, blasse, weißgekleidete, himmlisch-erhabene Dame, der man die Mutterhoffnung ansah. „Ach, vielleicht sind Sie Herr Lavater?" fragte sie.

„Ich bin's."

Das junge Mädchen jauchzte laut auf, hüpfte, faßte den Gast bei der Hand. „Nicht so laut, mein Kind!" mahnte die Hofrätin; sie hatte leider gerade Damengesellschaft. Man führte den Gast in die Studierstube, und die Hofrätin kehrte zu ihren Besucherinnen zurück mit dem Wunsche, sie zum Aufbruch zu bewegen. Bald kam sie mit noch einem zweiten jungen Mädchen zu ihm in die Studierstube zurück, wohin dem Gaste unterdessen Tee gebracht war; die beiden Mädchen waren Antoinette und Kathrin Gerock, die treuen Gespielinnen der Geschwister Goethe. Nun plauderten sie über Lavaters Reise und über alle Menschen, auf die er neugierig war: über den Mann, den Bruder, die Eltern, die Klettenberg, die Griesbach, Deinet, Merck, Passavant usw. Der liebe Gast mußte bei ihnen Wohnung nehmen. Er blieb bis zum 22sten früh. Er machte die Schattenrisse Korneliens, Antoinettes, Kathrines; Kornelia sang ihm zur Zither vor, und ernsthafte Gespräche über sittliche Dinge blieben nicht

aus. Lavater wußte schon von Schlosser her über Kornelien Bescheid: das reinste Herz, aufrichtiges Streben nach dem erkannten Guten, aber sehr empfindlich gegen ihre körperlichen Leiden, sehr verweichlicht und vom Vaterhause her verwöhnt. Obwohl sie zwei Mägde hatte, war sie ihrem neuen Hausfrauen-Amte nicht gewachsen; deshalb und zu ihrer Aufheiterung hielten sich die Gerocks bei ihr auf. „Meine Frau ist auch auf einen besonderen Fuß erzogen worden" hatte Schlosser dem Freunde vor kurzem geschrieben. „Sie beklagt's, hilft sich, soviel sie kann, und ich lebe gern ein wenig unbequemer, bis sie nach und nach den Fehler ihrer Erziehung verbessert . . . Jeder Wind, jeder Wassertropfen sperrt sie in die Stube, und vor Keller und Küche fürchtet sie sich noch zu viel."

Den Tag über machte Lavater Besuche. Auch zum Markgrafen mußte er kommen, dem vortrefflichen Landesvater Karl Friedrich. Die ganze fürstliche Familie wollte ihn sehen. Auch eine junge darmstädtische Prinzessin, Luise, lebte an diesem Hofe und sah zu dem Gottesmanne aus Zürich gläubig auf.

In Darmstadt ging es ebenso. Der Reisende suchte Goethes Freund Merck auf; da hörte er, wer ihn alles zu sehen wünschte, Vornehme und Mittlere und Geringe. Aber Lavater verschob die Meisten auf das nächste Mal, wenn er zurückreise. Jetzt zog es ihn nach Frankfurt, wo er Briefe von den Seinen finden würde. Denn daheim lag eins seiner Kinder, der kleine Kasparli, auf den Tod krank.

In Frankfurt langte er am Donnerstag, den 23sten Juni, an. Zum Drucker Deinet war sein erster Weg,

denn dorthin hatte er die Briefe bestellt. Als er sie überflogen, sagte ihm Deinet: es seien gar Viele in der Stadt und Gegend, die ihn zu sprechen verlangten und die auch hofften, daß er predigen werde.

Lavater hatte wirklich nicht gewußt, daß er im Reiche so berühmt sei. Zwar sah er auch in Zürich gewöhnlich eine volle Kirche, aber man hatte ihn dort schon oft bekämpft und geradezu verhöhnt, weil er in Wandel und Lehre von den übrigen Geistlichen abwich. Und wenn die Züricher bemerkten, daß seine Schriften im Auslande Eindruck machten, so wiederholten sie die Frage der Philister von Nazareth: Woher kommt Diesem solche Weisheit und Taten? Ist nicht der alte Doktor Lavater sein Vater? Leben nicht seine Brüder und Schwestern unter uns?

Nun war kein Zweifel über den Ursprung dieser Kraft möglich: Lavaters ganzes Wesen war durchdrungen von Bibel und Christentum. Wir erinnern uns, daß er die redlichen Zweifler lieb hatte und sich nicht ängstlich an Lehrsätze band. Er war in noch jüngeren Jahren ein milder Rationalist gewesen, er nahm noch jetzt die Bibel keineswegs für ein von Gott diktiertes Buch und räumte ein, daß ihre Verfasser wie alle Menschen dem Irrtum unterworfen waren. Den nachfolgenden Kirchenlehren schrieb er erst recht keine Heiligkeit zu; was die Theologen in den verschiedenen Zeitaltern für Wahrheit hielten, mag man mit Achtung betrachten; aber der Einsicht und Auffassung der besten Kirchenväter, Konzilien und Reformatoren dürfen wir nicht unsere eigene Einsicht opfern. So war Lavater gar kein Buchstaben- oder Strenggläubiger und dennoch glaubensvoll. Er

dachte sich Gott wie einen sehr hochstehenden Brieffreund, den man nie mit Augen gesehen hat, an dessen Dasein und Wirken aber jeder Zweifel unsinnig wäre. Ich frage, er antwortet; ich bitte, er erfüllt meine Bitte: Das war Lavaters Erfahrung von Jugend auf. In diesem Sinne las er die Bibel, die ja auch von Anfang bis Ende von solchem Verkehr zwischen Gott und den Menschen handelt. Die Verfasser ihrer Bücher waren Menschen wie die Besten unter uns; Das spüren wir unmittelbar. Sie waren keine Lügner. Und der Jesus, von dem die letzten Bücher berichten und auf den das Alte Testament prophetisch hinweist, wirkt auch nicht wie ein Lügner und Betrüger auf den unbefangenen Leser. Also muß dieser Jesus, von dem die herrlichsten Worte und Taten durch redliche Männer uns überliefert sind, „Gott" sein, nämlich das höchste Gut, das uns Menschen in einer für uns begreiflichen Gestalt erschienen ist. Ein Gott, der zum Gesichtskreis der Menschen erniedrigt ist. Oder Gott in menschlicher Erscheinung.

Auch dieser Glaube war für Lavater kein totes Fürwahrhalten. Er hätte von sich sagen können, daß er überhaupt nichts glaube, denn er forderte überall Beweise. Von solchen Beweisen aber schienen ihm die biblischen Schriften, zahlreiche Berichte wahrhafter Männer und auch sein eigenes Leben voll. Christus und seine Apostel haben sich deutlich genug über Kraft und Beweis des Glaubens erklärt, über Gebets-Erhörung, über den Heiligen Geist, über die Wiedergeburt des Menschen. Sie lehrten auf das deutlichste, daß es möglich und die Bestimmung des Menschen sei, in einer

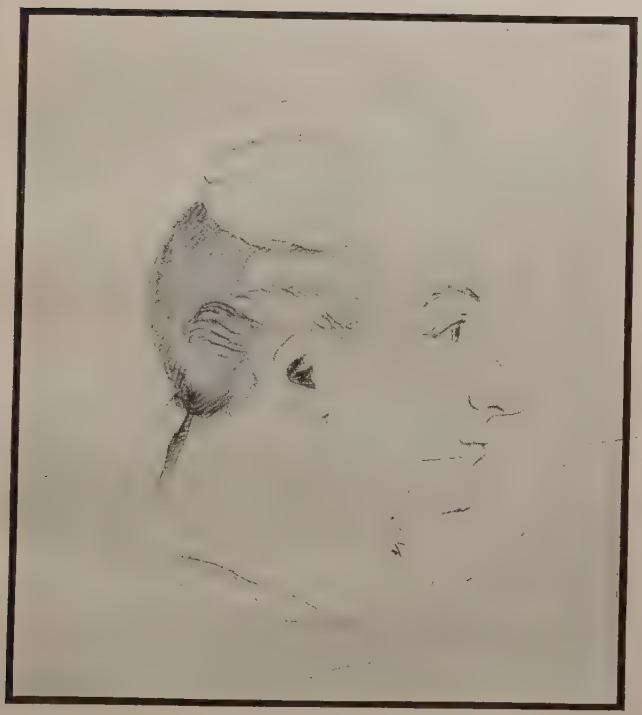
unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott zu stehen. Der Mensch wird durch sein Beten nicht bloß geistig gestärkt, wie der Körper durch Trank und Speise oder ein Bad, sondern alle Helden der Bibel lehren und bezeugen, daß die Gottheit Das geschehen lasse, wofür mit festem Glauben, daß es geschehen werde, gebetet wird. Unser Gebet hat also auch Wirkung außer uns, auf übernatürliche Weise. Die Bibel stellt hundertmal die Gottheit dar, als mit der man reden kann und die uns Antwort gibt. Ebenso lehrt die Schrift ausdrücklich, daß der Gläubige eine die gewöhnlichen Verrichtungen weit übersteigende Kraft bekommen soll, daß er „Wunder" tun kann. Alle Dinge sind möglich Dem, der glaubt. „Wer an mich glaubt" spricht Christus, „wird die Werke auch tun, die ich tue, und wird größere denn Diese tun." Die Gläubigen werden vom Heiligen Geist erfüllt; unter dem Heiligen Geist versteht die Schrift außergewöhnliche, wahrnehmbare, sinnliche Einwirkungen der Gottheit auf die auserwählten Menschen. Wo dieser Heilige Geist nicht vorhanden ist, wo die Freundschaft und Vertrautheit mit Gott fehlt, da fehlt das Wesentliche der Religion, und da fehlt es am Glauben.

Nun weichen die Theologen, wenn Jemand die hier angedeuteten biblischen Geschichten und Reden Christi ernst nimmt, gern dadurch aus, daß sie alle diese Sätze auf eine andere Zeit beziehen als die unsere, entweder auf die apostolische Zeit oder auf idealische Verhältnisse. Lavater aber plagte alle Bibelgelehrten beständig mit der Frage, wo es denn geschrieben stehe, daß die Aussagen Christi und der Apostel nur für ein oder zwei Menschenalter gegolten hätten, oder daß wir keine

Urchristen mehr sein könnten oder zu sein brauchten. Man verfehlte natürlich nicht, ihn dagegen zu fragen, ob denn seine Gebete erhört würden und ob er im Namen seines Gottes Wunder tun könne. Ja, erwiderte er dann, von seinen Gebeten seien viele, von Kindheit auf, in auffälligster Weise erhört worden. Die Gabe, Kranke zu heilen oder andere Wunder zu tun, hatte er freilich noch nicht bewiesen: also fehlte es entweder ihm noch am Glaubensernst oder auch dem andern Teile. Der Grundsatz blieb fest: daß bei hinlänglich ungestörtem Glauben von Seite eines Hilfsbereiten und entsprechender Empfänglichkeit von Seite eines Hilfsbedürftigen im Augenblicke des Gebetes die übernatürliche Hilfe eintreten muß. Das Außergewöhnliche, Wunderbare ist ein Zeugnis der Gottheit. Daraus folgte für Lavater, daß er ein Studium machen mußte aus allen ihm erreichbaren, jetzt lebenden Menschen, die eine übernatürliche Kraft bewiesen, und daß er auch von einem nur halbfrommen Genie, wie es aus Goethe bisher herausgetreten, Erleuchtungen erhoffte.

Es war vorher ausgemacht, daß er in Frankfurt einige Tage verweilen und bei Goethes Eltern wohnen sollte. Von Deinet ging er also zum Hirschgraben; ins Haus eintretend, fragte er nach dem jungen Herrn Doktor und ward zu ihm hinaufgeführt.

„Bist's?" — „Bin ich's?" waren ihre ersten Worte: „Unaussprechlich-süßer, unbeschreiblicher Antritt des Schauens."



Goethe 1774

Zeichnung von Georg Friedrich Schmoll

Goethe

In Lavaters Phyſiognomiſchen Fragmenten

vermutlich nach einer Zeichnung von Lotte Buff

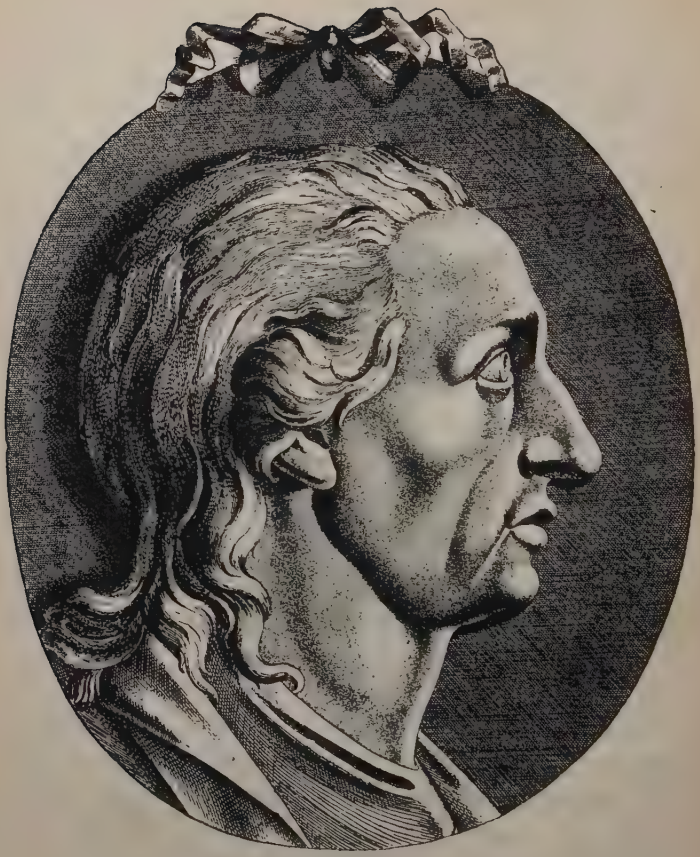
Goethe kannte das Äußere des Freundes schon ziemlich gut nach mehreren Bildern; Lavater sagte, indem er Goethe betrachtete: „Sehr ähnlich und sehr unähnlich der Erwartung.“ Als er ihn dann während eines lebhaften Gesprächs beobachtete, fiel ihm einige Male eine „schreckliche“ Physiognomie auf. Und zu-

Georg Friedrich Schmoll

weilen sagte Goethe die wunderbarsten, aufregendsten Sachen „mit der Miene des sich fühlenden Genius.“

Bald kamen auch sein Vater und seine Mutter dazu und waren recht herzlich-freundschaftlich gegen ihren erbetenen Gast. Auch mit dem freundlichen Maler Schmoll vertrug man sich aufs beste.

Am andern Tage wurden viele Bilder, die im Hause selbst waren, gemeinsam besehen: die Gemälde-Sammlung des Vaters, aber auch die Kupferstiche und Schattenrisse, die der Sohn bereits besaß. Auch Bücher und



Goethe

Stich von Heinrich Lips nach einem Gipsmedaillon
von einem Schüler Nahls

Menschen wurden durchgesprochen, Herder zum Beispiel und sein neuestes Werk: ‚Älteste Urkunde des Menschengeschlechts'. Und Goethe las von seinen ungedruckten Gedichten vor, und wie las er! Heute war er erst recht im Feuer.

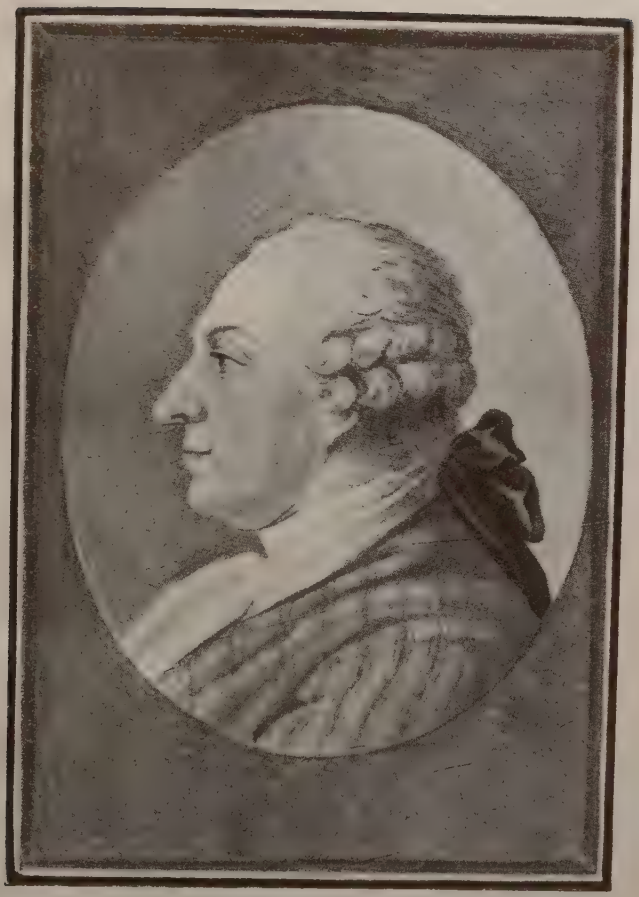
Schon vormittags ging Lavater zu Fräulein v. Klettenberg; sie redeten abwechselnd über den Herrn Jesus und den jungen Dr. Goethe. Daß Dieser noch ein recht guter Christ werden würde, stand seiner alten Freundin ganz fest. Abends kamen nach allerlei anderen Besuchen Goethe und Lavater zusammen zur Klettenberg. Jetzt wurde viel von Gebets-Erhörung, von Predigten und andern geistlichen Sachen gesprochen. Die Klettenberg wie Goethe warfen ihrem Gaste vor: er fordere zu viel. Und einmal führte Goethe in recht brüderlichem Tone den Spruch an: „Wenn Ihr stille werdet, so wird Euch geholfen." Nachher sagte er einmal, „das Christentum sei die einzig mögliche, wahre, menschliche Religion."

Das Nachtessen nahm man zu Hause. Wieder wurden Zeichnungen besehen. Merck war jetzt auch dabei. Es kam die Rede auf Hamann, den Goethe als einen Lehrer ehrte, obwohl er ihn nicht halb verstand, und wieder auf Herder. „Daß doch Herder nicht deutlich, nicht simpel schreiben kann!" meinte Goethe zu Merck. „Wenn er doch so ganz ungekünstelt schriebe, er wäre ein trefflicher Mann. Wenn er doch nur so plan, so heiter schriebe wie ich!" Bei diesen Worten dachten sie wohl alle an ‚Werthers Leiden', denn Goethe hatte den Anfang seines Romans vorhin vorgelesen. „Ein unbeschreiblich naives, wahres Ding", urteilte Lavater nach den ersten Briefen.

Am nächsten Tage wurde Goethe von Schmoll gezeichnet. Auch heute brachte Goethe seinen Freund

zur Cordata, aber diesmal ließ er die Beiden unter sich. Es war übrigens der Zudrang der Frankfurter Frommen und Neugierigen zu Lavater recht groß; Manche, die sich sonst nie zeigten, machten jetzt der Frau Rat Göthe ihren Besuch; als Merck diese Weiblein beobachtete, wie sie wenigstens in die Zimmer zu gucken begehrten, in denen der berühmte Gast wohnte und schlief, scherzte er: Die frommen Seelen wollten doch sehen, wo man den Herrn hingelegt habe. Mit der Frau Rat verstand sich Lavater recht gut. Sie war nur zehn Jahre älter als er, aber sie nahm alle Freunde ihres Sohnes gern als Nebensöhne an, und Lavater war der Mann, gern „Mama“ zu sagen.

Der vierte Tag war ein Sonntag. Lavater hielt es für Pflicht, ihn unter seinen reformierten Glaubensgenossen zu verbringen; also ging es nach Bockenheim. Goethe schloß sich an. Der Kaufmann Passavant holte sie in seiner Kutsche ab. Lavater war von daheim gewöhnt, daß die Bauern in der Sonntagfrühe zur Stadt, zur Kirche wallten; hier sah er die Städter ihren Ort verlassen, um draußen im Dorfe einen Gottesdienst nach ihrer Art halten zu können. Es waren über fünfzig Kutschen und viele Fußgänger. Am Ziele angelangt, hörten sie eine schöne Predigt über den Gehorsam gegen die Obrigkeit: damit war in diesem Falle derselbe Frankfurter Magistrat gemeint, der seinen reformierten Bürgern keine Kirche innerhalb der Mauern gestattete. Nachher blieb man in großer Gesellschaft bis zum Abend zusammen. Herr Bernus hielt die Gäste im ‚Deutschen Hause‘ frei; Deinet war auch darunter; ferner ein Kandidat Hartmann, der die Nachmittagspredigt hielt,



Kaspar Göthe

Von Schmoll

(Wiener Goethe-Verein)

Elisabeth Göthe, geb. Textor

Von Schmoll

(Wiener Goethe-Verein)

und besonders auch der Sohn Passavants, ein junger reformierter Theologe, der schon in Zürich bei Lavater als dessen Gehilfe gelebt hatte und auch wieder dahin zurückkehren wollte.

Abends besuchten Goethe und sein Gast wieder ihre alte Cordata und saßen dann zu Hause ein Ausruhe-Stündlein zusammen.

So verbrachten sie auch den Montag recht lebhaft-vertraulich miteinander, und Lavaters Staunen über Goethe wuchs immer noch an. „Ein Genie ohne Seinesgleichen", sagte er sich, als der junge Mann ihm aus seinen Satiren Stücke vorgesprochen und vorgeschauspielert hatte. Lavater hätte diese Scherze gern auch für sich gelesen, Goethe konnte sie aber unter seinen vielen Handschriften nicht finden. In einer andern Stunde erzählte ihm Goethe von seinen chemischen Versuchen, und Lavater verstand, daß Goethe eine ganz eigne und neue Chemie habe. Er wolle sich recht dahinter machen, versicherte der junge Mann, und auch hinter das Zeichnen; Lavater war überzeugt, daß Goethe in beiden Fächern es weit bringen müsse, „denn er exzelliert in Allem." Auch von dem allgemeinen Verfall in allen Wissenschaften redeten die Beiden; und wenn sie sich nicht ausdrückten, daß die Gelehrten alle ein Brett vor dem Kopfe hätten, so klagten sie doch über „die Decke ob Aller Augen."

Übrigens ward in diesen Tagen auch fleißig gearbeitet. Das heißt: während Schmoll neue Bildnisse malte, z. B. den Herrn Rat, besahen Lavater und Goethe andere Zeichnungen und sprachen die physiognomischen Grundfragen durch. Denn Goethe sollte und wollte

dem Freunde bei seinem großen Unternehmen stark helfen. Er erkannte jetzt deutlicher, daß es ein weitläuftiges Werk mit zahlreichen Kupferstichen werden und sehr viel Bezug auf die bildenden Künste haben würde. Für Bildnis- und Geschichtsmaler müßte es später ganz unentbehrlich werden.

Am fünften Tage, dem 28sten Juni, setzte Lavater endlich seine Reise zum Bade fort. Goethe aber begleitete ihn, nur um recht viel ungestört mit ihm zusammen zu sein. Lavater benutzte von Zürich bis Ems den gleichen Wagen, den sein schweizerischer Fuhrmann Honegger lenkte; er war also unterwegs gewissermaßen heimisch.

Früh um halb Fünf fuhren sie aus der schlafenden Stadt heraus und dann bei mattem Sonnenschein durch die prächtigen Felder. Ein Gewitter sah zuerst sehr bedrohlich aus; es verzog sich aber, und der Regen blieb mäßig. Goethe kam, wie schon neulich, auf Spinoza zu sprechen, diesmal ausführlich. Er erzählte von dem vorbildlichen Leben dieses jüdischen Weisen, von seiner freiwilligen Armut, seiner Menschenliebe und Duldsamkeit. O, dieser Jude war der gerechteste, gemäßigtste, aufrichtigste Mann! Er habe die Prophezeiungen bestritten und sei doch selber ein Prophet gewesen, habe die unwahrscheinlichsten Staatsveränderungen vorausgesagt. Die neueren Deisten wiederholten eigentlich nur, was in Spinozas Schriften längst zu lesen sei. Von der Gottheit aber rede dieser Jude

ganz ähnlich, wie Christus getan; Keiner habe sich so dem Heiland ähnlich ausgedrückt.

Danach sprach Goethe von den Schauspielen, die er zu schreiben vorhabe, von ‚Julius Caesar' besonders. Auch schilderte er sehr lebhaft die schreckliche Zerstörung der Städte Oppenheim und Worms, die die Franzosen im Jahre 1689 auf Befehl Ludwigs des Vierzehnten vollführten. Lavater dachte an den jüngsten Tag, wo solche Könige vor ihren Richter treten.

Um Elf langten sie in Wiesbaden an, dem berühmten und doch ziemlich kümmerlichen Badestädtchen. Nach dem Essen drängte sich ein jüdischer Taschenspieler an sie heran und wollte ihnen etwas lernen, wie er sagte. „Ihr könnt den Herren nichts lernen" unterbrach ihn der Wirt, der hinzutrat. „Nicht wahr?" fragte er dann: „Sie sind ja Herr Lavater, der so artliche Sachen geschrieben? Freut mich, die Ehre zu haben, Ihnen kennen zu lernen". Später standen Lavater und Goethe am Fenster des Gasthofs und sprachen über Christi Auferstehung.

Um zwei Uhr setzte sich der Wagen wieder in Gang. Lavater schlummerte ein; als er wieder zu sich kam, hörte er Goethe deklamieren:

Der Vater saß auf seinem Tron;
Da rief er seinem lieben Sohn,
Mußt' zwei- bis dreimal schreien.
Da kam der Sohn ganz überquer
Gestolpert über die Sterne her
Und fragt: „Was zu befehlen?"
Der Vater fragt ihn, wo er stickt.
„Ich war im Stern, der dorten blickt,
Und half dort einem Weibe
Vom Kind in ihrem Leibe."

Der Vater war ganz aufgebracht
Und sprach: „Das hast du dumm gemacht!
Sieh einmal auf die Erde!“ . . .

„Was ist Das für Zeug?“ fragte Lavater verwundert.

Aber Goethe deklamierte weiter:

Als er sich nun hernieder schwung
Und näher die weite Erde sah
Und Meer und Länder weit und nah,
Ergriff ihn die Erinnerung,
Die er so lange nicht gefühlt:
Wie man da drunten ihm mitgespielt.
Er fühlt in vollem Himmelsflug
Der irdschen Atmosphäre Zug.
Fühlt, wie das reinste Glück der Welt
Schon eine Ahndung von Weh enthält.
Er denkt an jenen Augenblick,
Da er den letzten Todesblick
Vom Schmerzenhügel herab getan.
Fing vor sich hin zu reden an:
„Sei, Erde, tausendmal gegrüßt!
Gesegnet all ihr meine Brüder!
Zum ersten Mal mein Herz ergießt
Sich nach dreitausend Jahren wieder,
Und wonnevolle Zähre fließt
Vom nimmer-trüben Auge nieder.
O mein Geschlecht! wie sehn' ich mich nach dir,
Und du mit Herz und Liebes-Armen
Flehst du aus tiefem Drang zu mir?
Ich komm'! Ich will mich dein erbarmen!

Jetzt war Lavater ganz Ohr. Er glaubte ja fest an die Wiederkunft Christi, an die tausendjährige Herrschaft des Messias auf Erden. „Weiter! weiter!“ bat er.

„Ja, das Gedicht ist noch nicht fertig, und ich weiß nicht alles aus dem Kopfe. Zuerst muß Christus wohl seinen Stellvertreter in Rom besuchen und in der katholischen Kirche sich umsehen. Dann geht's nach Norden zu den Deutschen."

Er war nunmehr der Länder satt,
Wo man so viele Kreuze hat
Und man vor lauter Kreuz und Christ
Ihn eben und sein Kreuz vergißt.
Er trat in ein benachbart Land,
Wo er sich nur als Kirchfahn' fand,
Man aber sonst nicht merkte sehr,
Als ob ein Gott im Lande wär'.

„Du Böser!" flüsterte Lavater.

„Nun, da wird Christus wohl einen Pastoren treffen" fuhr Goethe fort, „der gerade in die Stadt wandert, wo sein Superintendent wohnt. Und der Heiland wird sich mit dem braven Landpfarrer ins Gespräch einlassen."

Unser Herr fühlt ihm auf den Zahn,
Fing etliche Mal' von Christo an:
Da war der ganze Mensch Respekt!
Hätte fast nie das Haupt bedeckt!
Aber der Herr sah ziemlich klar,
Daß er drum nicht im Herzen war,
Daß er dem Mann im Hirne stand
Als wie ein Holzschnitt an der Wand.

„Vortrefflich! Als wie ein Holzschnitt an der Wand. Jetzt freu ich mich auf den Superintendenten!"

„Ja, so rasch geht's nicht. Eh man zum hochwürdigen Herrn kommt, muß man die Magd passieren." Und Goethe fuhr fort:

Kamen an Oberpfarrers Haus:
Stand von Uralters noch im Ganzen:
Reformation hatt' ihren Schmaus
Und nahm den Pfaffen Hof und Haus,
Um wieder Pfaffen 'nein zu pflanzen,
Die nur in allem Grund der Sachen
Mehr schwätzen, wen'ger Grimassen machen.

„Bisch guet!" rief Lavater dazwischen. „Aber sag's weiter!"

Sie klopften an, sie schellten an:
Weiß nicht bestimmt, was sie getan.
Genug, die Köchin kam hervor,
Aus der Schürz' ein Krauthaupt verlor
Und sprach: „Der Herr ist im Konvent!
Ihr heut nicht mit ihm sprechen könnt!" —
„Wo ist denn das Konvent?" sprach Christ —
„Was hilft es Euch, wenn Ihr's auch wißt?"
Versetzt die Köchin pottisch drauf;
„Dahin geht nicht eines Jeden Lauf!" —
„Möcht's doch gern wissen" tät er fragen.
Sie hätt nicht Herz, es zu versagen,
Wie er den Weg zur Weiblein Brust
Von alten Zeiten wohl noch wußt!
Sie zeigt' ihm an, und er tät gehn . . .

„Nun, da kann einem unser Herr beinahe leid tun" dachte sich Lavater. „Christus vor einer Versammlung von Theologen! Und das Ganze, was du da machst, soll Christi Wiederkunft darstellen?"

„O was weiß ich, was es wird? Zunächst ist es des ewigen Juden erster Fetzen. Ja, das Lied handelt wirklich vom Ahasverus.

In Judäa, dem heiligen Land,
War einst ein Schuster, wohl bekannt

Wegen seiner Herzfrömmigkeit
Zur gar verdorbnen Kirchenzeit.
War halb Essener, halb Methodist,
Herrnhuter, mehr Separatist,
Denn er hielt viel auf „Kreuz" und „Qual."
Genug, er war Original
Und aus Originalität
Er andern Narren gleichen tät.

Die Priester vor so vielen Jahren
Waren — als wie sie immer waren,
Und wie ein Jeder wird zuletzt,
Wenn man ihn hat in ein Amt gesetzt.
War er vorher wie ein Ameis krabblich
Und wie ein Schlänglein schnell und zabblich,
Wird er hernach in Mantel und Kragen
In seinem Sessel sich wohl behagen.
Und ich schwöre bei meinem Leben:
Hätte man Sankt Paulen ein Bistum geben,
Poltrer wär' worden ein fauler Bauch
Wie caeteri confratres auch . . .

„Das ischt zu arg!" rief Lavater entsetzt.

„O, es kommen noch viele böse Stellen Wie gefällt dir Dies zum Beispiel:

Es waren, die den Vater auch gekannt.
Wo sind denn Die? Eh! man hat sie verbrannt!

So unterhielten sie sich[1]), bis der Wagen für diesen Tag am Ziel stand, vor dem ‚Weißen Roß' zu Schwalbach. Nachmittags halb Sechs. Wirtshaus sah man

[1]) Für kritische Leser sei bemerkt, daß diesen letzten Seiten nur die wenigen Worte in Lavaters Tagebuche zugrunde liegen: „Ich schlief viel. Goethe rezitierte viel von seinem ‚Ewigen Juden'. Ein seltsames Ding in Knittelversen."

hier an Wirtshaus. Und alle Menschen, vom kleinsten Kinde bis zum Greise, gingen mit Krügen in der Hand. Lavater und Goethe versuchten das Schwalbacher Wasser auch; nach Vitriol schmeckte es ihnen. In den Gasthäusern fragte Lavater immer nach Himbeer-Essig, während Goethe sein Glas Wein trank. Jetzt in Schwalbach las Lavater nach dem Abendbrot zuerst in Goethes Handschrift von ‚Werthers Leiden' und, weil darin so begeistert vom Homer geredet wurde, über den Lavater auf seiner Zürcher Schule kaum etwas gehört hatte, so ließ er sich — wie wenn dieser Tag noch nicht voll genug gewesen wäre — von seinem Freunde den ganzen Inhalt der Ilias erzählen. Goethe hatte sogar seinen Homer bei sich, worin die wörtliche lateinische Übersetzung neben dem Urtext stand; so las er auch einige Stellen lateinisch vor.

Am nächsten Tage, den 29sten Juni, ging's über viele Berge, zuerst bis Nassau. Ob diesem elenden Nest erhob sich ein prächtiges Haus, das dem kurmainzischen Geheimen Rate und Freiherrn vom Stein gehörte. Die Reisenden machten seiner Gemahlin, einer stattlichen, sehr klugen und selbständigen Dame[1]) ihre Aufwartung; Lavater war ihr durch seine Schriften gut bekannt, und von Dr. Goethe hatte sie durch ihre gemeinsame Freundin La Roche auch schon gehört. Sie nötigte sehr, daß die Beiden bei ihr essen möchten, aber Beide verlangten nach dem Ziele.

[1]) Diese Frau vom Stein ist die Mutter des nachmaligen großen Staatsmanns und der Gräfin v. Werthern-Neunheilingen, die Goethe bald von Weimar aus kennen lernte.

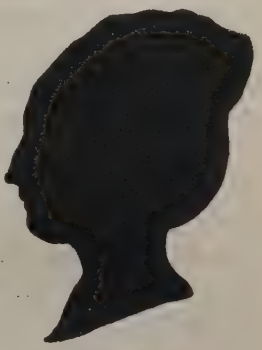
Um halb Fünf langten sie in Ems an. Dieser Ort bestand eigentlich nur aus zwei großen Badehäusern, dem nassauischen, das dem Prinzen von Oranien gehörte, und dem Darmstädtischen. Lavater stieg im nassauischen Hause ab: welch' ein schönes, geradezu fürstliches Gebäude! Und als sie bald nachher in den

Karoline v. Stein

Spielsaal traten: welch ein Leben! Billards, Tischchen, Offiziere, Generale, Grafen und viele hoch-vornehme Damen. Goethe hatte im andern Hause sogleich den Hofrat und Kammersekretär Meyer aus Hannover aufgesucht; Dieser gab nun den beiden Neulingen die nötigen Auskünfte. Goethe kannte ihn, weil Meyer und seine kindlich-liebliche Frau auf ihrer Reise nach Ems bei ihm in Frankfurt vorgekommen waren, um ihm Grüße von Kestners zu bringen. Der junge Dichter und

Ems

dieser Hofrat Meyer gefielen einander sehr, und auch die junge Frau, die ihm seine Lotte wieder so nahe brachte, mochte er recht gut leiden.

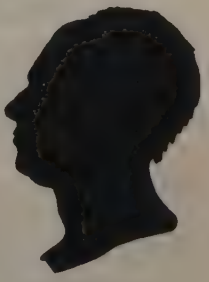


Frau Sekretär Meyer

Als sie dann alle im unteren Saale zu Abend aßen, wußte außer Meyern kaum Jemand, daß von den beiden jungen Gesellschaftern Lavaters einer der Dichter Goethe war. Zufällig kam die Rede auf seine Posse gegen Wieland, und die Eingeweihten konnten sich kaum des Lachens enthalten. Ein Kanzlei-Direktor Fischer erging sich auch über den ‚Götz' und verwunderte sich, daß Lavater dies Stück sehr lobte; er für seine Person, meinte der Kanzlei-Direktor, könne sich nicht viel daraus machen.

Am andern Morgen früh reiste Goethe schon wieder zurück, den Kopf voll von neuen Plänen.

Als er einige Tage wieder zu Hause war, erschien Basedow in Frankfurt und sprach auch am großen Hirschgraben vor. Das war nun ein ebenso berühmter Mann wie Lavater, auch Einer, der die Menschen aufregte und am Gewissen packte!

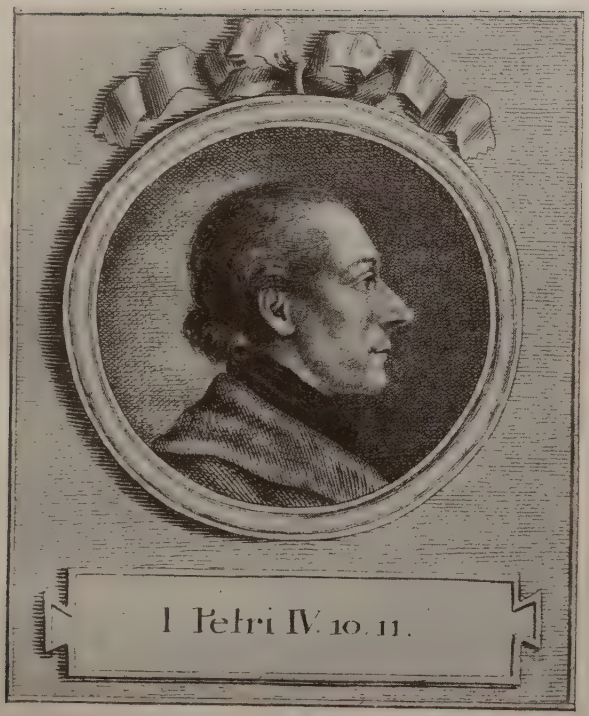


Basedow

Basedow zählte schon fünfzig Jahre. Ein gebürtiger Hamburger,

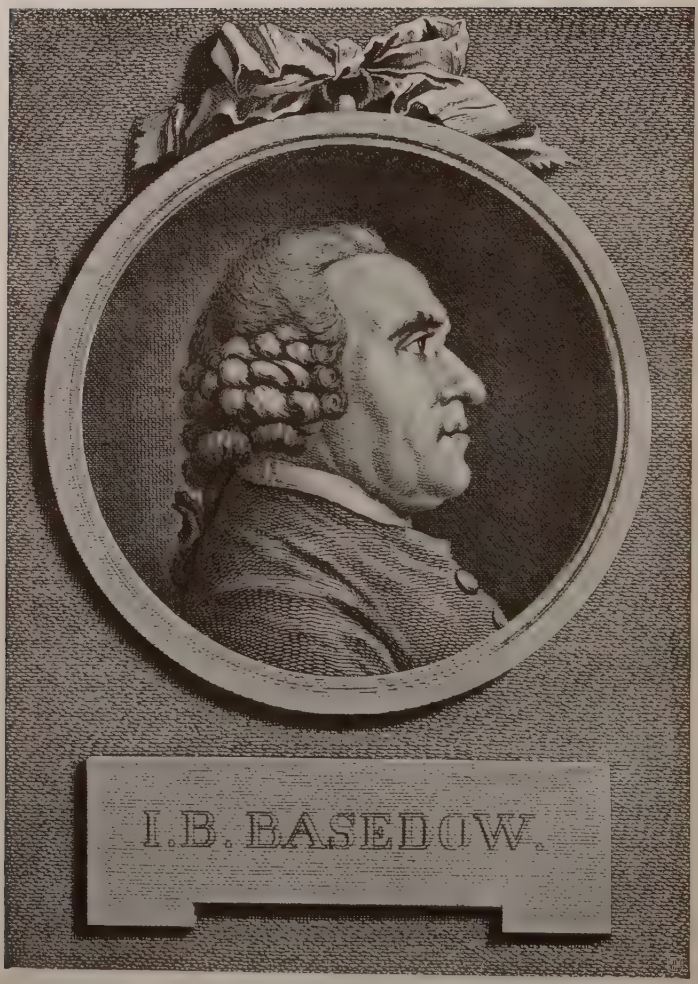
war er zuerst im Dänischen und Holsteinischen als Geistlicher und Schulmann tätig gewesen und als ein freigesinnter Schriftsteller aufgetreten. Zuerst bekämpfte er die Glaubens-Orthodoxie in heftiger Weise, nämlich die späteren Hinzufügungen zu den biblischen Lehren und die Einrichtungen der Kirche, also ähnlich wie Luther zu seiner Zeit. Wirksamer jedoch waren Basedows Bestrebungen im Erziehungsfach. Hier wandte er sich gegen die Pedanterie, die Schulmeister-Tyrannei, das Einpauken von Wörtern und Sätzen, das Steckenbleiben im Wortwissen, die dumme Verehrung alter Autoren. Er dagegen wollte das Lernen in eine Lust verwandeln, drang auf eigenes Erkennen der Schüler, auf ein Wissen durch Anschauung, auch auf körperliche Übungen — ganz so, wie frische Menschen in verschiedensten Zeiten aus Liebe zur Jugend der verknöcherten Gelehrsamkeit immer wieder Krieg ansagen.

Im Jahre 1768 sandte er eine wichtige Schrift aus: ‚Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schulen, Studien und ihren Einfluß in die öffentliche Wohlfahrt'. Darin rüttelte er die Angeredeten auf, ihre Nachkommen von den Lernqualen zu befreien, an denen sie selber gelitten. „Nicht Ideen, nicht Worte, sondern Sachen!" predigte er; „nicht Kenntnis des Altertums, sondern Brauchbarkeit für die Gegenwart!" Und: „Der Hauptzweck der Erziehung soll sein, die Kinder zu einem gemeinnützigen, patriotischen und glückseligen Leben vorzubereiten." Ehe nun aber der bessere Unterricht beginnen könne, führte er aus, seien bessere Unterrichtswerke zu beschaffen; und Basedow



Lavater

Aus den Physiognomischen Fragmenten



Basedow

Von D. N. Chodowiecki

erbot sich, vorerst ein ‚Elementarwerk' für die Unterstufe abzufassen, das reich mit Bildern zu versehen war, wenn die Wohlhabenden bereit seien, ihm die Geldmittel darzureichen. Und wirklich brachte er 15 000 Taler zusammen von Kaisern, Königen, Fürsten und Privatpersonen; dergleichen Opfer für eine heilsame Idee waren noch nie erhört worden, und es war wirklich ein Verdienst Basedows, daß er die Reichen einmal aus ihrem Eigennutze aufstörte. 1774 erschien sein Elementarwerk, von Chodowiecki illustriert. Bestimmt war es und Basedows ganzes Bestreben nur für die Kinder von begüterten Eltern; an die unteren Schichten, das Volk, den Pöbel dachte damals noch kein deutscher Gelehrter. Der sehr wohlmeinende Fürst von Dessau war jetzt bereit, die Musterschule zu errichten, in der Basedow mit auserwählten Gehilfen sein großes Unternehmen vollends verwirklichen könnte; dies sogenannte Philanthropin sollte bald seinen Anfang nehmen; doch zunächst reiste Basedow noch herum, um Schüler aus guten Häusern und namentlich auch noch mehr reiche Gönner zu gewinnen. Wohin er kam, erregte er Aufmerksamkeit. Denn wer hatte nicht über die Fehler der Schulmeister zu klagen? Wer mußte nicht zugeben, daß die Schulen sich in einem heillosen Zustande befanden? Die Väter und Mütter sahen endlich eine Hoffnung für ihre Kinder. Schade nur, daß dieser gescheute und willensstarke Bernhard Basedow in seiner eigenen Person kein Ziel der Erziehung darstellte! Er war ein Trinker und Raucher, unreinlich und unartig. Goethe hat ihn in späteren Jahren geschildert, wie er ihn in der Erinnerung behielt. Er

verglich ihn da mit Lavater: welch ein Gegensatz! Schon körperlich. Beide waren hohen Wuchses, aber Lavater schlank und mager, Basedow breit und plump. Und:

Wenn Lavaters Gesichtszüge sich dem Beschauenden frei hergaben, so waren die Basedowschen zusammengepackt und wie nach innen gezogen. Lavaters Auge klar und fromm, unter sehr breiten Augenlidern, Basedows aber tief im Kopfe, klein, schwarz, scharf, unter struppigen Augenbrauen hervorblinkend, dahingegen Lavaters Stirnknochen von den sanftesten braunen Haarbogen eingefaßt erschien. Basedows heftige rauhe Stimme, seine schnellen und scharfen Äußerungen, ein gewisses höhnisches Lachen, ein schnelles Herumwerfen des Gesprächs und was ihn sonst noch bezeichnen mochte: Alles war den Eigenschaften und dem Betragen entgegengesetzt, durch die uns Lavater verwöhnt hatte . . .

Welchen Unterschied empfand ich aber, wenn ich der Anmut gedachte, die von Lavatern ausging! Reinlich, wie er war, verschaffte er sich auch eine reinliche Umgebung. Man ward jungfräulich an seiner Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren. Basedow hingegen, viel zu sehr in sich gedrängt, konnte nicht auf sein Äußeres merken. Schon daß er ununterbrochen schlechten Tabak rauchte, fiel äußerst lästig . . .

Aber auch darin, wie die Beiden ihre Sache vertraten, waren sie entgegengesetzt. Lavater war nicht bloß von Amts wegen ein Seelsorger.

Ihm war eine richtige Unterscheidung der Personen und Geister verliehen, so daß er einem Jeden geschwind ansah, wie ihm allenfalls zu Mute sein möchte. Fügte sich nun hiezu ein aufrichtiges Bekenntnis, eine treuherzige Frage, so wußte er aus der großen Fülle innerer und äußerer Erfahrung zu Jedermanns Befriedigung das Gehörige zu erwidern. Die

tiefe Sanftmut seines Blicks, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende Schweizerdialekt (und wie manches Andere, was ihn auszeichnete!) gab Allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung. Ja, seine bei flacher Brust etwas vorgebogene Körperhaltung trug nicht wenig dazu bei, die Übergewalt seiner Gegenwart mit der übrigen Gesellschaft auszugleichen. Gegen Anmaßung und Dünkel wußte er sich sehr ruhig und geschickt zu benehmen, denn, indem er auszuweichen schien, wendete er auf einmal eine große Ansicht, auf welche der beschränkte Gegner niemals denken konnte, wie einen diamantenen Schild hervor und wußte denn doch das daher entspringende Licht so angenehm zu mäßigen, daß dergleichen Menschen wenigstens in seiner Gegenwart sich belehrt und überzeugt fühlten.

Ganz anders Basedow:

Er wußte von seinem Vorhaben groß und überzeugend zu sprechen, und Jedermann gab ihm gern zu, was er behauptete. Aber auf die unbegreiflichste Weise verletzte er die Gemüter der Menschen, denen er eine Beisteuer abgewinnen wollte; ja, er beleidigte sie ohne Not, indem er seine Meinungen und Grillen über religiöse Gegenstände nicht zurückhalten konnte. . . Am unbarmherzigsten jedoch und am unvorsichtigsten verfuhr er mit denjenigen Vorstellungen, die sich nicht unmittelbar aus der Bibel, sondern von ihrer Auslegung herschreiben, mit jenen Ausdrücken, philosophischen Kunstworten oder sinnlichen Gleichnissen, womit die Kirchenväter und Konzilien sich das Unaussprechliche zu verdeutlichen oder die Ketzer zu bestreiten gesucht haben. Auf eine harte und unverantwortliche Weise erklärte er sich vor Jedermann als den abgesagtesten Feind der Dreieinigkeit und konnte gar nicht fertig werden, gegen dies allgemein zugestandene Geheimnis zu argumentieren.

Goethe stritt sich ganz gern stundenlang mit diesem klugen und unklugen Manne herum: Das war

eine ergötzliche Geistesübung. Für das Schul- und Erziehungswesen hatte gerade er nicht viel Sinn; er hielt es längst nicht für so wichtig wie dieser Fach- und Parteimann. Seine Lehrer hatten keinen großen Einfluß auf ihn gehabt, und wenn er seine Nächsten betrachtete, so waren auch sie von ihren Schulmeistern kaum wesentlich gehemmt oder gefördert worden. Er ward aber doch durch diese Gespräche angeregt, über die Frage, wie wir Menschen zu unsern Eigenschaften und Überzeugungen kommen, nachzudenken und einen Aufsatz niederzuschreiben: ‚Über Das, was man ist'. In Vielem stimmte er mit Basedow überein. Sicherlich ist das freie und freiwillige Lernen nicht bloß bequemer und erfreulicher, sondern auch fruchtbarer.

Ja, der Haß gegen die Hofmeister ist ein ewiges Grundgesetz der Natur. . . .

Man adoptiert einen Gedanken, eine Meinung eines Freundes, ohne daran zu denken, da man gegen die herrlichste Tendenz einer Strafpredigt einen unüberwindlichen Widerwillen fühlt. . . .

Wenn das Herz das Gute freiwillig aufnehmen kann, so findet es sich immer eher, als wenn man es ihm aufdringen will.

Basedow konnte ihm aber auch allerlei aus dem geistigen und vornehmen Deutschland erzählen. Er hatte sich eben in Weimar aufgehalten. Dort war vor kurzem das Schloß abgebrannt, und man hatte auch in Frankfurt darüber geredet, ob dieser große Schaden seiner Herrschaft auch auf Wielands Schicksal Einfluß habe. Basedow berichtete nun von Wieland, vom Grafen Görtz, seinem besonderen Freunde, von dem sehr aufgeweckten Erbprinzen, von dessen Mutter, der sehr

geschiedten und freundlichen Herzogin-Regentin Amalie und anderen Personen in diesem Hofstädtchen. Man bemerkte, daß dort seit ein paar Jahren ein ganz anderes Treiben war als hierzulande etwa in Homburg oder Darmstadt.

Unterdessen lebte Lavater in Ems seiner Kur und war der Mittelpunkt der Bade-Gesellschaft. An den Sonntagen predigte er; man bat ihn darum, und er tat es immer gern. Einen längeren Besuch machte er in Nassau bei der Baronin vom Stein, die mehr Zeit verdiente, als er ihr neulich hatte widmen können. Sie redete wie eine Mutter mit ihm. „Danken Sie Gott für diese Reise!“ sprach sie. „Sie lernen dadurch die Welt besser kennen und Sie sehen, daß Sie Manches geschrieben, was sie zu ertragen nicht fähig war. Und sodann haben Sie bei Allen, die Sie kennen gelernt haben, gewonnen und nicht verloren. Ich weiß es von Vielen. Sehen Sie übrigens nie auf Belohnung hienieden“ fügte sie hinzu, und: „Schreiben Sie nie gegen Ihre Feinde!“ Viel sprachen Herr und Frau v. Stein jetzt aber auch über den jungen Dr. Goethe, und auch wenn Lavater mit dem Hofrat Meyer spazierte, kamen sie gewöhnlich auf Goethe zu reden.

Zu arbeiten hörte Lavater auch in solchen Erholungszeiten nicht auf. Sein Briefwechsel hätte allein den ganzen Tag ausgefüllt; er schrieb aber auch alle seine Predigten wörtlich auf und hatte ein religiöses Drama bei sich, das er hier beenden wollte: ‚Abraham und Isaak‘.

Am 12ten Juli des Abends traf Freund Deinet aus Frankfurt ein und brachte selber die aus der Schweiz neu eingelaufenen Briefe. Als Lavater nachher in den Saal hinunter ging, saß Deinet mit Schmoll zusammen, aber daneben zeigte sich eine neue Gestalt: ein großer brauner Mann, im braunen Uberrock, in sich gekehrt, still für sich essend, so bequem dasitzend wie möglich. Unserm Physiognomisten fiel das Gesicht auf: hatte er es nicht schon auf Kupfern gesehen? Er trat näher hinzu:

„Sind Sie nicht — Basedow? Weiß Gott, Sie sind's!"

Und sie umarmten sich.

Diese beiden Männer waren trotz aller Gegensätze literarische Freunde. Lavater hatte sich öffentlich für Basedows erzieherische Pläne eingesetzt und ihm viel genützt. Uber theologische Dinge hatten sie mit einander öffentlich gestritten, aber in freundschaftlichem Tone. Auch konnten sie auf diesem Gebiete wohl eine Zeitlang neben einander leben. Denn Lavater war so sehr ein Bibelchrist, daß ihm das Nachbiblische nur nebensächlich dünkte, und Basedows Angriffe zielten ja nur auf das Kirchliche, diese späteren Menschen-Verdrehungen. Kurz, die Beiden hausten nun freundlich zusammen, Basedow meinte es ehrlich mit dem jungen Schwärmer, und Lavater wird seine Mahnung „Bisch guet!" nicht allzu oft nötig gehabt haben.

Am 15ten Juli, einem Freitag, war Goethe der Dritte im Bunde. Er hatte es daheim nicht aushalten können, da er diese beiden Männer an einem Flecken wußte, der in anderthalb Tagen zu erreichen war. Und

wie wohl fühlte er sich hier in Ems gleich am ersten Mittag, als er mit den Freunden bei Tische saß. Über Herder schwätzten sie, über den ‚Ewigen Juden', über Passavant, und Goethe erzählte, was die Leute in Schwalbach über Lavater sprächen. Dann horchte er bald zur Rechten, bald zur Linken: wie Lavater da einem Pfarrer über die Offenbarung des Johannes Licht zu leihen suchte, Basedow dagegen mit seinem Nachbar über die Kindertaufe heftig herumstritt. Und Goethe vergnügte sich wie ein König.

Zwischen Lavater und Basedow
Saß ich bei Tisch, des Lebens froh.

Herr Helfer, Der war gar nicht faul,
Setzt' sich auf einen schwarzen Gaul,
Nahm einen Pfarrer hinter sich
Und auf die Offenbarung strich,
Die uns Johannes der Prophet
Mit Rätseln wohl versiegelt hätt'.
Er öffnet die Siegel kurz und gut,
Wie man Theriaksbüchsen öffnen tut,
Und maß mit einem heil'gen Rohr
Die Kubus-Stadt und das Perlentor
Dem hocherstaunten Jünger vor.

Ich war indes nicht weit gereist,
Hatt' ein Stück Salmen aufgespeist.

Vater Basedow unter dieser Zeit
Packt einen Tanzmeister an seiner Seit'
Und zeigt ihm, was die Taufe klar
Bei Christ und seinen Jüngern war.
Und daß sich's gar nicht ziemet jetzt,
Daß man den Kindern die Köpfe netzt.

Drob ärgert sich der Andre sehr
Und wollte gar nichts hören mehr
Und sagt, es wüßt' ein jedes Kind,
Daß's in der Bibel anders stünd.

Und ich, behaglich unterdessen
Hatt' einen Hahnen aufgefressen.

Im Zimmer kramte Goethe nachher seinen Koffer aus. Ein griechisches Neues Testament brachte er dem Freunde als Geschenk mit. Und auch den zweiten Band von ‚Werthers Leiden', denn Lavater hatte bisher nur den ersten, idyllischen Teil gelesen. Auch neu angekommene Briefe wurden gezeigt. Ein rührender Brief an Goethe war von Lenz da: in Form eines Gebetes zu Gott:

Gibst mir ein, ich soll dich bitten
Wie der König Salomo!
Herr, ach Herr, was soll ich bitten?
Seh hinauf zu deinem Himmel,
Bitt' um dieses Stückchen Himmel
Und ein wenig Sonnenschein!
Aber laß' mir Bruder Goethen,
Den du mir gegeben hast,
Dessen Herz so laut zu dir schlägt!
O für ihn bitt' ich mit Tränen:
Halt' ihm nur den Rücken frei,
Platz wird er sich selber machen!
Nur beschirm' mit deinem Schilde
Ihn vor Feinden. Mehr vor Freunden,
Die an seinen Arm sich henken
Und den Arm ihm sinken machen!

Ach, bewahr' ihn nur vor Freunden,
Die ihn nicht verstehn und gerne
Ihn zu ihrem Bilde machten!
Oder kann's nicht sein, so mache
Mich nur nicht zu seinem Freunde!

„Ein wunderlicher Mensch!" — „Ein guter Junge!"

Goethe hatte den Aufsatz ‚Über Das, was man ist' mitgebracht. Basedow las ihn vor, und Lavater fand ihn herrlich. Aber die größte Gewalt übten nun ‚Werthers Leiden'. Lavater stahl sich immer wieder aus der Gesellschaft und suchte den ganzen Tag nach einem ungestörten Platze, wo er mit diesem unglücklichen Werther allein sein konnte. Schließlich las er, zu dessen Kur das frühe Zubettgehn gehörte, nachts um zwei Uhr das Buch aus. „Schreckliche Geschichte!"

„Sie wird Dich entzücken und in Tränen schmelzen" schrieb er seinem Freunde Zimmermann.

An den nächsten beiden Tagen hatten Goethe und Lavater recht herzliche Gespräche zusammen. Sie sagten sich ihre Meinungen über ihre Arbeiten. Ein kostbares Bild brauchte Goethe, als er über Lavaters ‚Tagebuch eines Beobachters seiner selbst' redete. Er sähe da einen Menschen vor sich, der immer das Schnupftuch in der Hand hat, sich zu schneuzen, und unwillig wird, wenn er nichts herauszuschneuzen findet. Auch er urteilte wie viele Andre, daß Lavater seine Kräfte zerstreue und verschwende. Basedow schlug in dieselbe Kerbe. Hingegen hätte Lavater den Schulreformator gern zu seinem innigen Christus-Glauben gewonnen. Er bat

die Klettenberg, sie möge ihm helfen, für diesen Freund zu beten.

Bitte den Herrn, daß er Basedown durch mich überzeuge, daß Er lebt und wirkt, auf ihn und mich so gut, als ich auf Dich, und noch unendlich mehr, und zwar physisch auf uns wirkt. Wenige werden zeugen können wie Basedow, wenn er einmal überzeugt ist.

Übrigens ward in diesen Tagen Goethe noch einmal von Schmoll gezeichnet, aber auch Schmoll von Goethe.

Am Montag, den 18ten Juli, verließen sie Ems zu einer fröhlichen Schiffsreise: Goethe, Lavater, Schmoll, Basedow und Andere; auch der Bade-Arzt Hofrat Kämpf und seine Frau waren dabei; die Hofrätin hatte die Verpflegung auf sich genommen. Im Ganzen waren wohl ein Dutzend Menschen im Schiffchen. Sie fuhren die Lahn hinab; Regen und Sonnenschein wechselten; Basedow rauchte wie immer, Goethe schrieb Endreime auf, zu denen die Andern die Verse machen sollten. Und Lavater hatte sein Tagebuch vor sich. Er hatte schon heute früh im Bette darin geschrieben, und Goethe, der im selben Zimmer schlief, hatte ihm von seinem Bette aus auch Verse hinein diktiert:

Es ist soviel Heimweh in der Welt,
Daß Eins dem Andern die Wage hält.
Da streckt er sich in seinem Bett,
Denkt: „O daß ich mein Weibchen hätt!“

Ich gräme[1]) mich in meinem Sinn:
Fort ist die gute Meyerin!
Doch hoffen wir wieder Maien-Freud'!
Er lehret und bekehrt die Leut' —
Ich fahr' zur schönen Liesel heut.[2])

Lavater zeigte jetzt im Schiffchen diese goethischen Verse Einem, der neben ihm stand oder saß. „Darf ich etwas dazu schreiben?" fragte Dieser. Und der Mann schrieb hinzu: „Er (Hr. Verfasser) ist noch ein wilder Vogel, den Gott ganz anders wird pfeifen lernen."[3])

Die Stunden vergingen unter Scherzen und vieler Beobachtung des Flusses, der allerlei Hindernisse dem Schiffe entgegensetzte, des Wetters, das recht unsicher blieb, und der lieblichen Landschaft.

Als sie an das alte Schloß Lahneck herankamen, diktierte Goethe neue Verse in Lavaters Buch:

Hoch auf dem alten Turme steht
Des Helden edler Geist,
Der, wie das Schiff vorüber geht,
Es wohl zu fahren heißt.
„Sieh! diese Sehne war so stark,
Dies Herz so fest und wild,
Die Knochen voll von Rittermark,
Der Becher angefüllt.

---

[1]) Lavater verstand: kröne.

[2]) Damit wird die noch sehr junge Tochter Luise der La Roche gemeint sein, die wegen ihrer Schönheit berühmt wurde. Goethe nannte sie in diesem Jahre abwechselnd Lulu und Liesel.

[3]) Zu beweisen ist nicht, daß dieser kleine Vorgang jetzt und hier statt fand.

Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
Verdehnt' die Hälft' in Ruh —
Und du, du Menschen-Schifflein dort,
Fahr immer, immer zu!"

Ruine Lahneck

In Lahnstein gingen sie an Land, Basedow geradenwegs in das nächste Haus, wo die Leute schon zu Mittag aßen: Bohnen mit Speck; er setzte

sich gleich mit an den Tisch, und nun drängten alle Mitreisenden ihm nach, wollten auch Bohnen und Speck haben. Das war ein Gewirr und Leben und Freude!

Wieder ins Schiff: Kapelle, zerstörtes Schloß; Goethe redete über die Kerls in Schlössern. Und nun tat sich der Rhein vor ihnen auf; ihr Schifflein fuhr im großen Strome weiter. Jetzt hatte Goethe seine Lust daran, zu beobachten, wie Alle staunten, die dieses herrliche Fleckchen Erde noch nicht gesehen hatten.

Bald erschienen Ehrenbreitstein und Koblenz. Die Hausmutter der Schiffsgesellschaft, Hofrätin Kämpf, ging herum und bat die Herren um ein Andenken an diesen schönen Tag, nämlich um Eintragungen in ihren Taschen-Kalender. Lavater schloß seine Verse mit der Schmeichelei:

Dein bester Mann hat auch das beste Weib.

Goethe legte das Büchlein an den Mast des Schiffes und schrieb im Stehen:

Sarah kocht' unserm Herre Gott,
Elisabeth Götzen in der Not,
Nahmen sich ihres Hauses an,
Waren Gott lieb, waren lieb dem Mann.
Du sorgtest für die Freunde hier,
Drum, liebes Weibchen, dank' ich Dir.

In Koblenz stieg man aus zu einer letzten Mahlzeit für die ganze Gesellschaft, denn der eine Teil begab sich nach Ems zurück.

Goethe gehörte zu den Weiterreisenden, und zunächst ging er allein nach Vallendar.[1]) Er wußte, daß Maximiliane Brentano sich dort bei der Geheimen Kommerzienrätin d'Ester aufhielt. Als seine Freunde mit ihrem Schifflein nachkamen und er wieder zu ihnen stieg, hatte er einen „lieben" Blumenstrauß in der Hand; darüber konnten nun die Andern scherzen.

Nicht lange währte es, als sie auf dem Rheine weiterfuhren, daß sich ein Gewittersturm erhob. Die Sache sah bald so gefährlich aus, daß man es für geraten hielt, sich dem festen Lande und den Füßen der Apostel anzuvertrauen; nur die Schiffsleute blieben im Kahne. Also die Hüte fest über den Kopf gezogen, die Röcke geschlossen, und nach Bendorf zu Fuße! Goethe freute sich auch dieses Bildes:

Und, wie nach Emmaus, weiter ging's
Mit Sturm- und Feuerschritten:
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten!

In Bendorf besuchten sie den Herrn Remy, einen reformierten Bekannten Lavaters, und tranken Tee bei ihm. Dann konnten sie sich wieder dem Schiffe anvertrauen; wie das Wetter waren auch die Reisenden jetzt stiller geworden: man schrieb und las. Goethe hatte ein dramatisches Gedicht in Arbeit: ‚Des Künstlers Vergötterung', da er am Tage vorher ‚Des Künstlers

[1]) Und vorher vielleicht über die Schiffsbrücke nach Thal-Ehrenbreitstein, wo er die Frau v. La Roche nicht treffen konnte, denn sie war in Nassau. Ob die schöne Liesel zu Haus oder vielleicht mit in Vallendar war, steht nicht geschrieben.

Erdenwallen' für Schmoll wieder abgeschrieben hatte. Ein herrlicher Sonnen-Untergang endete den Tag; gerade zur rechten Zeit erreichten sie ihr heutiges Ziel: Neuwied. Dort kam ihnen schon der Hofprediger Roques entgegen, führte sie in seine Amtswohnung und nötigte sie zum Nachtessen. Als sie sich umgezogen, geleitete er sie ins Schloß, wo soeben die Tafel aufgehoben war. Eine glänzende Menge von vornehmen Personen bewegte sich im Saale; die Fürstin von Isenburg war auch dort; diese Herrschaften freuten sich, den berühmten Lavater kennen zu lernen; auch von Basedow und Goethe hatten Manche schon gehört. Der regierende Graf und seine Gemahlin waren besonders gnädig.[1])

Das ganze Land des Grafen bestand aus dem einzigen Städtlein und fünfzig Dörfern, wovon manche nur acht oder zehn Häuser zählten; aber der Graf war ein sehr reicher Herr, denn er hatte achtzigtausend Taler Einnahme im Jahr; seine Schlösser und Gärten zeichneten sich durch Lage und Anlagen vor den meisten aus, und was die Untertanen und Einwohner anging, so nannte man nach ihnen das Ländchen im Scherze: „unsers Herrgotts Tiergarten." Denn hier fanden alle Sektierer und Sonderlinge eine Zuflucht. Die Herrnhuter, die gleichsam in Klöstern lebten, gehörten zu den Sehenswürdigkeiten der Gegend; ebenso die Mennoniten, Wiedertäufer und andere heilige oder wunderliche Familien.

---

[1]) Lavater und Basedow mußten im Schloß logieren; ob auch Goethe und Schmoll, ist nicht ersichtlich.

Neuwied

Unsere Freunde bewegten sich gern einen Tag lang in dieser merkwürdigen neuwiedischen Welt. Lavater unterredete sich fromm und freundlich mit den Mennoniten, und Basedow warf seine unziemlichen Bemerkungen dazwischen, fragte auch, ob sie Jemand aufnehmen würden, der nicht an die Dreieinigkeit glaube? Goethe besuchte aber auch einen alten Bekannten, den Leutnant v. Buri, denselben, der ihn einst nicht für gut genug gehalten hatte, in die Gesellschaft ‚Philandria' zugelassen zu werden. Jetzt war Goethe der Dichter des ‚Götz'; Buri fragte schmeichelnd, ob er nicht neue Gedichte bei sich führe; da war Goethe gutmütig genug, ihm allerlei Handschriftliches dazulassen. Auch an Frau v. La Roche, die auf Besuch in Nassau war, schrieb er von hier aus. Es war wohl gut, daß sie sich nicht mündlich über die arme Maximiliane und den bösen Brentano hatten aussprechen können.

Mir ist mehr als einmal durch den Kopf gefahren, daß es so sein muß. Hier am Hofe ehrt man, liebt man Sie, und wo nicht? Als nur da, wo Sie angebetet werden sollten! Doch wie ist's worden? Ich hab' die liebe Kleine bei der d'Ester gesehn. Adieu, Mama! Kommen Sie hierher! Lavater predigt auf den Sonntag hier. Empfehlen Sie mich Frau v. Stein.

Am 20sten Juli fuhren sie früh um Sechs weiter: Goethe, Lavater und Schmoll. Der Ergo bibamus blieb in Neuwied zurück, um noch länger bei den reichen Herrschaften sein Glück zu versuchen. „Ergo bibamus" war nämlich ein Hauptspruch Basedows; er sagte: diese Folgerung passe auf jeden Vordersatz. Es ist schönes

Wetter, ergo bibamus; der Tag ist häßlich, ergo bibamus; die Gesellschaft ist langweilig, ergo bibamus; morgen müssen wir uns trennen, ergo bibamus.

Diesen Morgen regnete es; man hockte unter der Schiffsdecke zusammen, und Goethe suchte sich durch gewaltiges Essen bei guter Laune zu erhalten; der Wolf aß wie ein Wolf. Er sah übrigens romantisch aus in seinem grauen Hut, braunseidnen Halstuch und grauem Kapottkragen; den halb verwelkten Blumenstrauß von der Maximiliane hatte er immer noch angesteckt.

Das uralte Andernach war bald erreicht; Goethe fing an, Gedichte herzusagen. Der Regen hielt an, aber die Aussichten waren trotzdem schön.

Laß regnen, wenn es regnen will,
Dem Wetter seinen Lauf!
Denn wenn es nicht mehr regnen will,
So hört's von selber auf.

Goethe holte auch sein Singspiel ‚Elmire' heraus und las daraus vor. Und zur Abwechslung schlief man. Zuerst Lavater; danach lagen Goethe und Schmoll unter der leinenen Bogendecke wie unter einem Zelte, während der Freund neben ihnen saß und sich umschaute. Einmal nahm er die Decke von ihnen: sie sollten schauen, dort liege die herrliche Stadt Bonn. „Mach' doch wieder zu!" baten sie.

Von Zwölf bis Zwei blieben sie in Bonn, der feinen Residenz des Kurfürsten von Köln. Dann ging's im Regen weiter nach Köln. Unsere Reisenden sahen sich diesmal in der großen, uralten, verschlafenen Stadt nicht um. Sie tranken nur einen Tee zusammen; dann trennten sie sich. Lavater ging nach Mühlheim weiter,

Düsseldorf

um gewisse Glaubensverwandte aufzusuchen; Goethe und Schmoll fuhren nach Düsseldorf, die berühmte Gemälde-Galerie zu sehen.

Abends — am Mittwoch, den 20sten Juli — erreichten sie diese aus lauter Ziegelsteinen neu erbaute, gewerbreiche Stadt; sie gehörte dem Kurfürsten von der Pfalz; das zugehörige Land nannte man das Herzogtum Berg. Die Beiden stiegen im ‚Prinzen von Oranien' ab.

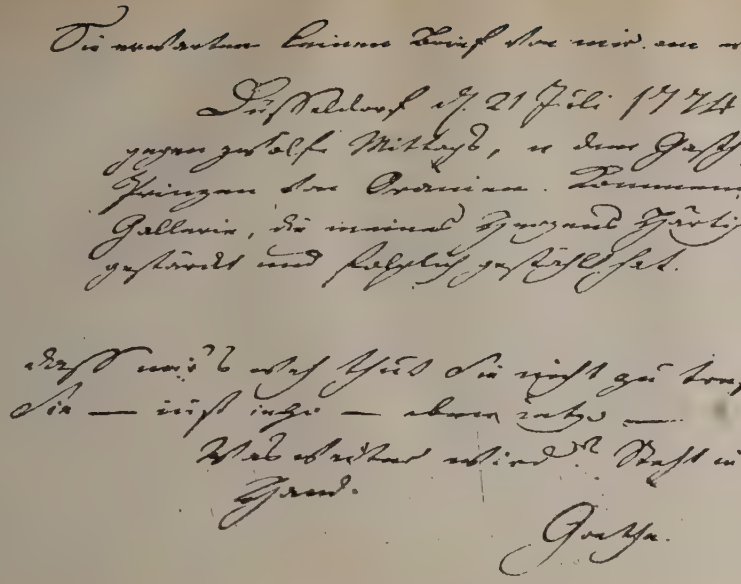
Am andern Morgen, noch vor Acht, ging Goethe geradenwegs — in die Höhle des Löwen. Nämlich in das Stadthaus seines so oft von ihm geschmähten Feindes, des kurpfälzischen Kammerrats Friedrich Jacobi. Allerdings wollte er zunächst nur dessen Frau, seine gute Freundin, besuchen; aber hier konnte der Gatte nicht im Hintergrunde bleiben. Die Kathrin öffnete ihm: er kannte sie, und sie kannte ihn von Frankfurt her.

„Wie schade! Die Herrschaft ist verreist!"

Das war die Überraschung für ihn. Die Frau war bei ihren Eltern in Aachen, der Herr auf ein paar Tage nach Elberfeld. Die Übrigen der Familie: Lotte und Lene, der alte Vater, die Kinder? Alle draußen im Landhause zu Pempelfort. Goethe ging hinaus und begrüßte sie; aber freilich, das Beste war verfehlt.

Den Rest des Vormittags verbrachte er mit Schmoll in der berühmten Galerie. Fünf Säle mit 358 Gemälden! Herrliche Niederländer, aber auch viele italienische.

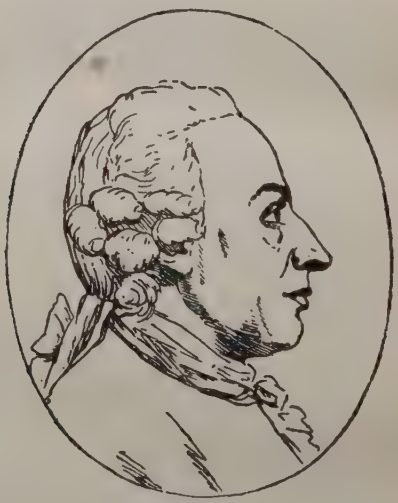
Am Mittag schrieb Goethe der Betty Jacobi, daß er wahrhaftig in Düsseldorf sei, und gab Einzelheiten,



Brief Goethes an Betty Jacobi

damit sie es auch glaube. „Was weiter wird, steht in der Götter Hand."

Schmoll blieb in der Stadt bei den Gemälden und erwartete seinen Meister Lavater. Goethe aber fuhr nach Elberfeld, um nun den Doktor Jung zu überraschen. Seit Straßburg hatte er ihn nicht gesehen.



Jung-Stilling

Schon damals hatte Jung sich verheiratet; er lebte nun als Arzt in Elberfeld, zunächst noch in kümmerlichen Anfängen. Als Goethe dort des Abends ankam, ging er in einen Gasthof. Am andern Morgen blieb er im Bette, stellte sich krank und ließ den Doktor Jung herbeirufen. Der Arzt kam und fand den Kranken mit einem dicken Tuche um den Hals und mit verwickeltem Kopfe. Der Fremde streckte eine Hand aus dem Bette

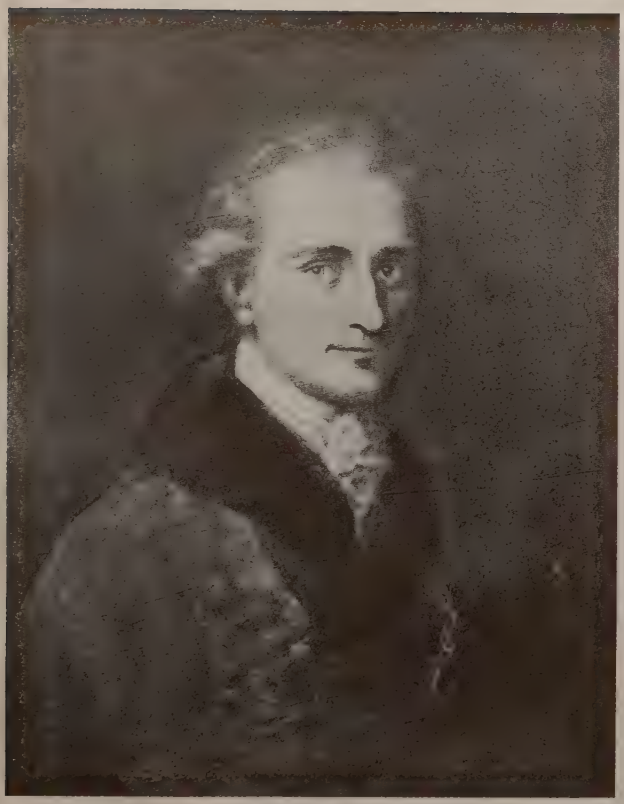
und sagte mit schwacher und dumpfer Stimme: „Herr Doktor, fühlen Sie mir einmal den Puls! Ich bin gar krank und schwach.“ Der Arzt faßte das Handgelenk und zählte. „Ich finde gar nichts Krankes“ sagte er; „der Puls geht ordentlich.“ Da hing ihm auf einmal der Patient am Halse, und Jung erkannte den alten Straßburger Kameraden. Seine Freude war unbeschreiblich. Er führte den Dr. Goethe zu seiner Christine. Nachher erstiegen sie eine Höhe und genossen die schöne Aussicht auf das lange Tal der Wupper: ein Haus und Garten neben dem andern, und das Ganze fast wie beschneit aussehend von lauter Leinengarn, das zum Trocknen hing. Die beiden Freunde plauderten über vormalige Zeiten und ihre gegenwärtigen Verhältnisse. Jung hatte in müßigen Stunden, deren er noch viele hatte — denn Patienten fanden sich wenige ein — sein bisheriges Leben schriftlich erzählt: „Henrich Stilling“ nannte er sich auf diesen Blättern; er hatte sie an seinen Straßburger Verein, die Gesellschaft der schönen Wissenschaften, gesandt und auch schon dem Friedrich Jacobi zum Lesen gegeben; jetzt wünschte sie Goethe mitzunehmen: vielleicht ließ sich ein Verleger finden, der den armen Anfänger leidlich bezahlte.

Während sie so spazierten, ritt der Kammerrat Jacobi bei Doktor Jungs Wohnung vorbei; er rief der Magd zu, sie solle ihrem Herrn bestellen, daß er jetzt rasch nach Düsseldorf reiten müsse, weil Goethe dort sei. Als nun Jung und Goethe zum Mittagessen kamen, hörten sie die Botschaft. Es sollte offenbar nicht sein, daß Goethe und Fritz Jacobi sich fanden! Sicherlich

dachte Doktor Jung so, denn er sah in kleinen und großen Vorkommnissen allemal den Finger Gottes.

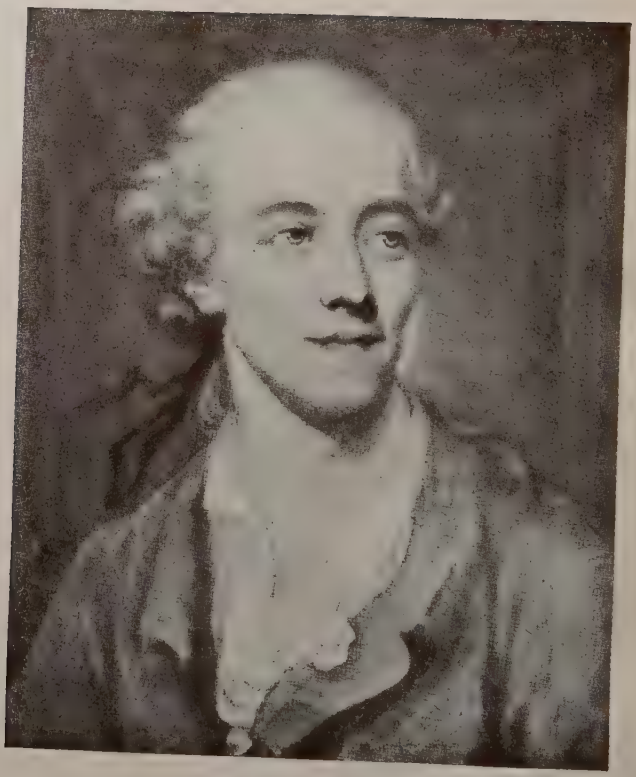
Jungs Wohnhaus in Elberfeld

Nun traf es sich aber, daß um die gleiche Zeit Lavater, Schmoll, und ein paar rheinische Pietisten, Hasenkamp und Collenbusch, von Düsseldorf nach Elberfeld fuhren. Unterwegs begegneten sie dem Kammerrat Jacobi; sie versicherten ihm, daß Goethe jetzt in Elber-



Friedrich Jacobi

Nach dem Katalog der Düsseldorfer Goethe-Ausstellung



Georg Jacobi

Nach dem Katalog der Düsseldorfer Goethe-Ausstellung

feld bei Doktor Jung sein müsse. Jacobi wandte also wieder um, schon um Lavaters willen, und kehrte nach Elberfeld zurück.

Dort hatte unterdessen Goethe bei Jung gegessen, war aber auch mit Rost aus Düsseldorf, einem Freunde und Hausgenossen der beiden Jacobi, bekannt geworden. Dieser beredete ihn leicht, gleich nach dem Essen mit ihm nach Düsseldorf zu Fritz Jacobi zu reisen. Sie nahmen also Abschied von Jung und reisten ab. Indem sie die eine Straße nahmen, fuhr die Karawane Lavaters mit Fritz Jacobi durch eine andere Straße zum Doktor Jung; man hatte sich also wieder verfehlt! Nun aber warf sich Jung sogleich auf ein Pferd, holte Goethe und Rost ein und brachte sie zurück.

Lavater und seine Begleiter waren unterdessen bei dem frommen Kaufmann Caspari eingekehrt; Jung, Goethe und Rost wanderten auch dahin. Eine gar wunderliche Gesellschaft saß nun da um einen großen eirunden Tisch, der reichlich mit Speisen besetzt war! Die berühmtesten Pietisten des Landes, sauere und süße, der frohmütige Schweizer als ihr Gast, den sie prüfen oder von dem sie Licht empfangen wollten. Auch ein paar fromme Frauen waren dabei, und dazu die drei Unbekehrten: Goethe, Jacobi und Rost. Aber man suchte doch auch diese noch der Welt Angehörigen wie Freunde zu nehmen. Unter Anderm kam die Rede auf Klopstocks ‚Messias‘; da Rektor Hasenkamp wußte, daß Goethe ein Dichter war, legte er ihm die Frage vor, ob der ‚Messias‘ nicht so umgearbeitet werden könne, daß alle scholastischen Ideen, welche das Evangelium

der Herrlichkeit verdunkeln, durch lauter Schriftwahrheiten ersetzt würden. Goethe aber verteidigte die Messiade, wie sie war. Er verteidigte auch Herders neuestes Werk, die ‚Urkunde', eingedenk seiner vormaligen Freundschaft. Nachher fing Hasenkamp von Gellerts Komödie ‚Die Betschwester' an und meinte, Goethe solle ein ernstes Gegenstück, einen ‚Gebetsverehrer' schreiben. Das wies der junge Mann nicht gerade von sich. Goethe wurde bei diesen Gesprächen und indem er diese Menschen beobachtete, immer vergnügter; er redete immer lebhafter und küßte den Freund Lavater vor der ganzen Gesellschaft. Schließlich hielt er es nicht mehr aus auf seinem Stuhle; er tanzte um den Tisch herum und machte Gesichter. Die Elberfelder dachten: „Gott sei bei uns! Der Mensch muß ja wohl nicht recht klug sein!" Doktor Jung aber und Andere, die ihn besser kannten, wollten oft vor Lachen bersten, wenn so ein frommer Sohn des Wuppertals mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen auf Goethe sah und Dieser ihn dann mit einem großen hellen Blick zwang, den Kopf abzuwenden. Es war Wein gebracht worden, und zum Schluß ging es eine halbe Stunde recht lebhaft zu.

Dann Trennung. Lavater wanderte mit seinen Frommen nach Wichlinghausen weiter, wo ein andrer Frommer ihn sehr verlangte. Goethe aber reiste mit Jacobi und Rost nach Düsseldorf zurück.

Friedrich Jacobi war sechs Jahre älter als Goethe. Sein Vater, ein Kaufmann in Düsseldorf, hatte auch

ihn die Handlung erlernen lassen. Drei oder vier Jahre war der Jüngling in Genf in Stellung; damals übten die Schriften von Rousseau und Bonnet große Gewalt auf ihn, und er wurde ein sehr guter Kenner der französischen Sprache und Literatur. Mit 21 Jahren in die Heimat zurückgekehrt, übernahm er die Handlung des Vaters, während Dieser mit einer Zuckerfabrik in Pempelfort einen kühnen Versuch wagte. 1771 trat er mit Wieland in freundschaftlichen Verkehr; sein Bruder Georg, der Dichter, hatte die Beiden zusammengeführt. Im nächsten Jahre gab er das eigene Geschäft auf, indem er als Kammerrat und Zollkommissar in den Dienst seines Vaterlandes Jülich-Berg eintrat. Er erwies sich nun als ein tüchtiger Beamter, behielt aber auch reichlich Zeit für seine philosophischen und literarischen Liebhabereien. Eine reiche Heirat verbesserte seine äußere Lage noch sehr.

Goethe war nun in Pempelfort, in dieser großen Landbesitzung,[1]) inmitten der Familie sein Gast. Die Vorwürfe, die die Beiden gegen einander gehabt hatten, waren im Nu verschwunden. Jetzt staunten sie über ihre Gleichgesinntheit! Übrigens konnten sie auch äußerlich an einander Wohlgefallen haben. Jacobi war ein auffallend schöner Mann, Goethe aber, wenn er seine gute Stunde hatte, der ausdrucksfähigste, lebendigste, beredteste Mensch, und insofern auch von großer Schönheit.

Einig waren sie zunächst in ihrer Stellung zu den Pietisten, die sie eben verlassen hatten, und zur Religion.

---

[1]) Jetzt ist es der ‚Malkasten' in Düsseldorf.

Beide ehrten und schätzten das Christentum; Beide hatten Widerwillen gegen dessen Feinde, die französischen und deutschen Aufklärer; aber sie standen doch zu Jesus, dem Christus, längst nicht in dem Verhältnis, das Lavater oder die Klettenberg verlangten. Ihr Gottvertrauen ging auch nicht so weit wie Das des Doktor Jung, der sie gestern zusammengeführt hatte. „Der wunderliche Mensch" sagte Goethe von Jung, „glaubt eben, er brauche nur zu würfeln, und unser Herr Gott müsse ihm die Steine setzen." Auch entdeckten sie bald, daß sie unter den Philosophen denselben Liebling hatten: Spinoza; nur ganz Wenige beachteten zu jener Zeit diesen jüdischen Denker, und wer hätte gar den Mut gehabt, sich zu ihm zu bekennen? Beide waren auch einig im Genie-Glauben. „Der einzigen Stimme meines eigenen Herzens horche ich" erklärte auch Fritz Jacobi. „Diese zu vernehmen, zu unterscheiden, zu verstehen, ist mir Weisheit; ihr mutig zu folgen, Tugend. So bin ich frei, und wieviel köstlicher als die Behaglichkeiten der Ruhe, der Sicherheit, der Heiligkeit ist nicht die Wonne dieser Freiheit!" Auch seine Liebe zur christlichen Religion stärkte ihn im Genie-Glauben. Christus ist ja der Mittler zwischen Gott und den Menschen, die Stimme Gottes für menschliche Seelen: eben Das ist auch das Genie.

Ein großer Unterschied bestand: Jacobi, der Kaufmann, der Beamte, führte sein Innenleben ganz innerlich; er stellte seine Gedanken und Gefühle nicht aus sich heraus, legte sie nicht auf dem Papiere nieder; er verbrauchte die Kraft seiner Mußestunden als ein Schüler und Bewunderer der Dichter und Denker. Jetzt aber hörte

er es gern, wenn Goethe ihm zuredete, daß er sich doch auch als ein Schriftsteller versuchen sollte, da er schönere Gaben dazu habe als Tausende, die ihre Weisheit dem Publikum dreist genug vorsetzen.

Der Dichter der Familie, Georg, der jetzt 34 Jahre zählte, ein lediger und wenig tätiger Mann, lebte um diese Zeit auch in Pempelfort. Als ihn jetzt sein Bruder herbeirief, Goethes Bekanntschaft zu machen, dachte er wohl daran, daß dieser mutwillige Mensch ihn „in öffentlichen Blättern empfindlich beleidigt" hatte; „aber auch hat er das Trauerspiel ‚Götz v. Berlichingen' geschrieben." Und so fährt er in seinem Tagebuche fort:

Wir gaben uns die Hand. Ich sah einen der außerordentlichsten Männer, voll hohen Genies, glühender Einbildungskraft, tiefer Empfindung, rascher Laune, dessen starker und dann und wann riesenmäßiger Geist einen ganz eigenen Gang nimmt. Seine Tafelreden hätte ich aufzuzeichnen gewünscht.

Es war noch ein Dichter im Hause, der vorhin genannte Rost. Sein wahrer Name war Wilhelm Heinse oder Heinze; er stand in Goethes Alter, stammte aus Thüringen und war über Wieland und Gleim zu Georg Jacobi gekommen, für den er jetzt die Geschäfte von dessen neuer Vierteljahrsschrift ‚Iris' besorgte. Seit mehreren Jahren erschienen Gedichte und Übersetzungen von ihm; auch sehr lüsterne Sachen waren darunter. Sein neuestes Werk ‚Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse' hatte Goethe schon gelesen und sehr bewundert. „Es ist mit der blühendsten Schwärmerei der geilen Grazien geschrieben" war sein Urteil, „und läßt Wieland und Jacobi weit hinter sich...

Hintenan sind Ottave angedruckt, die Alles übertreffen, was je mit Schmelzfarben gemalt worden." Heinse oder Rost war also ein sehr starkes Talent; auch das Genialische war ihm nicht abzusprechen.

Als sie nun alle so versöhnt und fröhlich mit einander am Tische saßen, entstand der Plan, daß die Düsseldorfer den neuen Freund Goethe, der am nächsten Tage zurückreisen mußte, um mit Lavater wieder zusammenzutreffen, auf den Weg bringen und einen ganzen Tag lang begleiten wollten.

Am Sonntag, den 24sten Juli, um fünf Uhr stiegen die vier Männer in den Wagen. Kurz vor Mittag erreichten sie ihr erstes Ziel, Bensberg, wo sie das kurpfälzische Schloß besehen wollten.

Schloß und Dorf liegen auf einem hohen Berge, von welchem man viele Meilen voll Wälder, Acker und Heiden, in der Fern' eine Strecke des Rheins und die berühmten Sieben Berge sieht. Wir speisten in einer schönen Laube, dicht an einem Gärtchen voll Blumen; hinter dem Gärtchen öffnet sich ein Teil der großen Aussicht. Ich glaube, daß die Götter dann und wann auf einer silbernen Wolke so ihren Nektar trinken und die Hälfte der Erde übersehen.

So schrieb Georg andern Tages in sein Buch; sein Bruder Friedrich aber erinnerte sich noch nach vielen Jahren an die herrlichen Reden, die Goethe in dieser Laube über Spinoza geführt.

Nach dem Essen gingen sie in das Schloß, wo sich Goethe besonders an den meisterhaften Tierbildern

des Jan Weenix, und dazwischen an den Blicken aus den Fenstern erlabte.

Dann fuhren sie nach Köln weiter. Dem unvollendeten und eben deshalb unverständlich-unerquicklichen Dome ward nicht viel Zeit gewidmet; Goethes Liebe zu gotischen Bauwerken hatte sich am Straßburger Münster gleichsam verbraucht. In der Peterskirche besahen sie ein Gemälde von Rubens, die Kreuzigung des Petrus. Von dort gingen sie zum „Jabachschen Hause", einem vormaligen Edelhofe in der Sternengasse. Kenner schätzten dort ein Zimmer im Untergeschoß, das an einen Garten stieß; an der einen Wand über dem Kamine hing ein großes Familienbild, den Kölner Ratsherrn Evrad v. Jabach mit seiner Frau und seinen Kindern darstellend, außerordentlich lebensvoll von dem Franzosen Charles Lebrun gemalt. Daß diese ehemaligen Bewohner des Zimmers längst gealtert, gestorben und verwest waren und doch auch hier so gesund und heiter drein schauten, daß Vergangenheit und Gegenwart so wunderlich verwechselt waren, trat den Beschauern vor die Seele. Georg rühmte in seinem Tagebuche das Bild und den Raum.

Das Zimmer, worin die Schilderei hängt, ist ganz und gar in dem einfältigen Geschmack unserer Vorfahren und bekömmt dadurch ein ehrwürdiges Ansehen. Die Bekleidung der Wände, die Geräte, Alles stimmt mit einander überein. Der marmorne Tisch ist einer von denen, woran feste Männer und tugendbelobte Jungfrauen saßen, ein echterer Zierat als unsere französischen Niedlichkeiten. Der Gedanke, daß Diejenigen, deren Bildnisse wir vor uns hatten, alle dahin wären — daß der Geist des Jabach öfter diesen Tempel besuchte, die irdische Gestalt, das Fleisch seiner Gattin und seiner

Kinder anschaute — daß sein Familienstück in kurzem verkauft, aus dem Tempel herausgerissen, den Blicken der Unheiligen bloßgestellt, nichts als ein Galeriestück sein würde: dieser Gedanke machte auf unsern Fremdling einen gewaltigen Eindruck.[1])

Auch den Garten besahen sie, dessen beste Zierde antike Urnen waren. Dann gingen sie in ihren Gasthof ‚Zum Geist'. Die Dämmerung brach herein, und Goethe saß auf einem Tische und sprach altschottische und andere Romanzen:

Es war ein König in Thule,
Ein'n goldnen Becher er hätt'
Empfangen von seiner Buhle
Auf ihrem Todesbett —

So fing die eine an; eine andere:

Es war ein Buhle frech genung,
War erst aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Maidel jung
Gar oft in Arm genommen
Und liebgekost und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgescherzt
Und endlich sie verlassen — — —

Nachher ging der Mond auf; er stieg über dem Siebengebirge langsam empor, und seine Silberstreifen schimmerten und zitterten über dem Rheine. Lichter und Schatten machten eine ganz neue Welt.

Bis gegen Mitternacht saßen sie zusammen, und als sie sich zum Schlafen getrennt hatten, kam Goethe

[1]) Das Bild ist jetzt im Berliner Kaiser Friedrich-Museum. Damals wollte es der Direktor Krahe für die Düsseldorfer Sammlung ankaufen.

Der Ratsherr und Kunstsammler v. Jabach im Kreise seiner Familie

Gemälde von Charles Lebrun (Kaiser-Friedrich-Museum)

Köln mit dem unfertigen Dom

Alter Steindruck

noch einmal zu Friedrich Jacobi, um diesem neuen Freunde noch Eins und das Andere zu sagen. „Mir wurde wie eine neue Seele“ schrieb Jacobi viele, viele Jahre später an Goethe, als er dieser Mitternachtsstunde gedachte. „Von dem Augenblick an konnte ich Dich nicht mehr lassen.“

Am nächsten Morgen fuhren die Düsseldorfer zurück, und Goethe wartete auf Lavater.

Um eben diese Zeit bekam Frau Betty Jacobi zu Aachen Goethes Zeilen aus Düsseldorf.

„Herrjemine!“ rief sie laut.

„Was habt Ihr, Tochter?“ fragte die alte Mutter.

„O nichts, Mama! Goethe ist in Düsseldorf, und ich just nicht!“

„Wer ist Herr Goethe?“

„Ach“ — nun war sie in Verlegenheit. Sie durfte nicht sagen: „ein großer Poete“, denn ihre Eltern waren rechtschaffene, fromme Leute, in deren Ohren das Wort Poet so ungefähr wie Komödiant klang. Glücklicherweise fiel ihr ein:

„Goethe ist ein geschickter Advokat; er war in Frankfurt unter unsern Freunden.“

Ein paar Tage darauf hatte sie schon wieder einen Brief dieses Freundes in Händen. Und jetzt beklagte er gar nicht, daß er sie nicht getroffen.

Wie schön, wie herrlich, daß Sie nicht in Düsseldorf waren! Daß ich tat, was mich das einfältige Herz hieß! Nicht eingeführt, marschalliert, exküsiert! Grad' 'rab vom

Himmel gefallen, vor Fritz Jacobi hin! Und er und ich, und ich und er! Und waren schon, eh noch ein schwesterlicher Blick drein präliminiert hatte, was wir sein sollten und konnten.

Am 27sten Juli traf er mit Lavater wieder in Ems ein; Lavater ging sogleich nach Frankfurt weiter und sodann der Heimat zu, unterwegs noch viel aufgehalten von Vornehmen und Geringen, die geistliche Gaben von diesem Gottesmanne begehrten. Goethe aber blieb in Ems, wo nun der „Doktor Göddée aus Frankfurt" als Kurgast eingetragen wurde; auch Basedow war wieder da.

Am 30sten Juli ertranken in der Lahn vier Knaben beim Krebse-Fangen; alle Wiederbelebungs-Versuche waren umsonst. „Nur in solchen Augenblicken" schrieb Goethe an Sophie La Roche, „fühlt der Mensch, wie wenig er ist und mit heißen Armen und Schweiß und Tränen nichts wirkt." Das Bild dieser vier nackten toten Jungen vergaß er nie.

Einige Tage danach besuchte er die Freundin in Ehrenbreitstein und nahm sich einige Flaschen Wein mit nach Ems, denn das dortige Getränk erklärte er für Gift.

Bis zum 12ten August blieb er im Bade. Dann fuhr er mit Basedow in einer Postkutsche nach Frankfurt. Oder vielmehr, da er es nicht lange in Basedows Tabaksqualm und dem Gestank des Schwammes, mit dem die Pfeife immer wieder angezündet werden mußte, aushielt, so saß Basedow in der Kutsche und Goethe oben auf dem Bocke.

Zu Hause fand er auch Briefe von Fritz Jacobi und dessen Schwestern. Und sogleich antwortete er diesem Manne, der ihm nun fast wie eine Geliebte war:

Ich träume, lieber Fritz, den Augenblick, habe Deinen Brief und schwebe um Dich. Du hast gefühlt, daß es mir Wonne war, Gegenstand Deiner Liebe zu sein. O, Das ist herrlich, daß Jeder glaubt, mehr vom Andern zu empfangen, als er gibt! O Liebe, Liebe! Die Armut des Reichtums — und welche Kraft wirkt's in mich, da ich im Andern Alles umarme, was mir fehlt, und ihm noch dazu schenke, was ich habe. . . Glaub mir, wir könnten von nun an stumm gegen einander sein, uns dann nach Zeiten wieder treffen, und uns wär's, als wären wir Hand in Hand gangen.

Jacobi hatte unterdessen den neuen Freund schon gegen die La Roche gerühmt und tat es auch gegen Wieland. So drückte er sich gegen die gemeinsame Freundin aus:

Goethe ist der Mann, dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine echte, eigentümliche Festigkeit erhalten, denn Goethes Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen, den einsamen, verstoßenen, unüberwindliche Gewißheit gegeben. Der Mann ist selbständig vom Scheitel bis zur Fußsohle!

Und so gegen Wieland, von dem er wußte, daß er seinem Verspotter doch immer noch grollte:

Je mehr ich's überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, Dem, der Goethe nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Goethe ist nach Heinses Ausdruck „Genie vom Scheitel bis zur Fußsohle." Ein Besessener: füge ich hinzu, dem fast in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu

sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt. Hiermit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schöneren und Besseren in ihm möglich sei. Aber nicht anders ist sie in ihm möglich als so, wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt. . . .

Er bekannte sich aber auch gegen Wieland offen zum neuen Bündnis:

Was Goethe und ich einander sein sollten, sein mußten, war, sobald wir vom Himmel 'runter neben einander hingefallen waren, im Nu entschieden. Jeder glaubte, von dem Andern mehr zu empfangen, als er ihm geben könne. Mangel und Reichtum auf beiden Seiten umarmten sich einander: so ward Liebe unter uns.

Aber auch Lavater trat durch die räumliche Entfernung nicht in den Hintergrund. Er war nun für Frankfurt und das ganze südwestliche Deutschland ein gar berühmter Mann, und Das machte sich ein Frankfurter Buchhändler zu Nutze, indem er außer einigen neuen Predigten dieses Schweizers eine ältere Schrift wieder auskramte und anpries, die den Titel trug: ‚Der von J. K. Lavater glücklich besiegte Landvogt Felix Grebel'. Lavater hatte nämlich als zwanzigjähriger Jüngling zusammen mit seinem Freunde Heinrich Füßli, dem nachmals berühmten Maler, einen verbrecherischen Vornehmen seiner Heimat, gegen den wegen seiner Macht und Familie Niemand sonst aufzutreten wagte, öffentlich seiner Untaten beschuldigt und dadurch zur Flucht genötigt. Jene Schrift, die über diese tapfere

Tat rühmend berichtete, war ihm schon bei ihrem Erscheinen höchst unlieb gewesen, zumal da sie den Kummer einer im Übrigen sehr ehrenwerten Familie erneuerte; jetzt erregte es ihn sehr, daß man die Sache unnötiger Weise von neuem aufwärmte, und er bat Goethe um Hilfe gegen den Frankfurter Geschäftemacher. Goethe aber freute sich, daß er auf solche Weise diese alten Vorgänge noch erfuhr. „Eine solche Tat gilt hundert Bücher" erwiderte er dem Freunde, „und wenn mir die Zeiten wieder auflebten, wollt' ich mich mit der Welt wieder aussöhnen."

Lavater hatte jetzt von einer ganz andern Sache den Kopf voll. Wir erinnern uns, welche Wichtigkeit die sogenannten Wunder für seinen Glauben hatten, und daß er solche Wunder auch in der Gegenwart für möglich halten und als Beweis des Christentums fordern mußte. So hatte er denn auch mit Goethe über die Wunderkraft und das Göttliche im Menschen oft gesprochen, und der belesene Goethe hatte ihm unter Andern auch von Apollonius von Tyana erzählt, der bald nach Christus lebte und ganz ähnliche Kräfte zeigte, zum Beispiel durch seine bloße stillschweigende Gegenwart einen Aufruhr stillte. Gelegentlich der Neuwiedischen Sektierer war dann auch von besonderen Glaubenskräften die Rede gewesen und ebenso in den Gesprächen mit Basedow, denen Goethe oft zuhörte. So sagte Basedow in Neuwied einmal: Lavaters Religion sei als wahr bewiesen, sobald er, Lavater, im Namen Christi Wunder tue. Sonst werde Jedermann sagen: wenn's Lavater nicht so weit brachte, dem doch so sehr dran gelegen war, wer dann? —

Dieser aber wäre schon sehr glücklich gewesen, wenn er solche göttliche Kraft aus Christo an einem Andern gesehen hätte. Und dies Glück schien ihm gleich nach seiner Heimkunft aus dem Reiche zu werden. Von seinem Freund Hotze, einem Arzte, hörte er über erstaunliche Heilungen erzählen, die ein katholischer Mönch und Pfarrer rein geistig vollbrachte. Dieser Religiose hatte zuerst seine eigenen hartnäckigen Kopfschmerzen nach den Vorschriften der Teufelsbannung vertrieben; jetzt behandelte er die Krankheit in den Patienten, die ihm zugeführt wurden, ganz wie Teufelswerk; er vertrieb sie mit den Worten: „Ich befehle dir im heiligsten Namen Jesu" oder so ähnlich. Sein Ruhm ward groß; Keinen aber ging die Sache so nahe an wie unsern Lavater. Er schrieb an Ärzte und Laien um Auskunft; er fragte auch seinen weisen Freund Goethe um Rat.

Bruder, nur ein Wörtchen! Es ist in unserm Lande eine Sage, daß ein gewisser katholischer Geistlicher, namens Joseph Gaßner, von Salmerschweil, täglich im Namen Jesu entscheidende Wunder, besonders an Besetzten und Kranken, von denen er glaube, daß sie vom Satan gekränkt werden, verrichten soll. Zu dieser allgemeinen Sage kommen eigenhändige Briefe von Geheilten an ihre Ärzte, die ihnen nicht helfen konnten, die ich gesehen. Eigenhändige Briefe von Ärzten, die den Mann Wunder tun und Krankheiten, die sie nicht heilen konnten, heilen gesehen. Eigenhändige Briefe des Wundertäters, die ich ebenfalls gesehen, worin mit der größten Simplizität erzählt wird, daß er 1800 Personen, deren Namen im Kloster Salmerschweilen aufbehalten seien, in wenigen Minuten geheilet; daß in diesem Kloster 18 Krücken zurückgelassen worden von Leuten, die Jahr und Tag einen Geist der Schwachheit gehabt hatten und plötzlich gerade, fest und

frisch zum Gehen geworden, sobald er den Satan, dem er ihre Übel zuschrieb, in dem Namen Jesu beschworen.

Nun, Bruder, sage mir im Ernste: was soll ich tun? Wie soll ich untersuchen? Denn daß ich untersuchen soll, wird wohl keine Frage sein, Wie fragen? Wie schauen und beobachten? Was würdest Du tun wenn Du in Salmerschweil wärst?

Mit Besessnen, d. i. mit Solchen, deren Krankheiten ganz vom Satan abhangen, spielt er, wie ein Brief eines Augenzeugen sagt, wie mit einem Händlein. Er gebietet den Krankheiten alle Augenblicke, zu kommen und wieder zu gehen.

Hierauf bäldest ein kühles, brüderliches Antwörtchen!

Gleich darauf schickte er Originalbriefe über Gaßners Erfolge nach Frankfurt. „Du, ich appelliere immer an Dich" fügte er hinzu, „denn einen so harmonischen Mitempfinder der Natur hab' ich doch noch nicht gefunden."

Goethe antwortete, wie es scheint, juristisch; leider ist dieser Brief nicht auf uns gekommen. Schriftliche Zeugnisse sind unwidersprechlich, scheint er geschrieben zu haben, aber eben darum nicht beweiskräftig; hier fehlt die Prüfung durch uns selbst. Lavater müsse also mit seinem Urteil warten, bis er jenem Priester selber zugesehen. Auch die Klettenberg drückte sich vorsichtig aus. „Ich bin stille, sehe Alles an, bete: Herr, dein Reich komme! und will nicht gerne zu früh Miracle! rufen." Lavater war längst entschlossen, den Wundermann aufzusuchen; aber zunächst und lange Zeit kam er nicht dazu.

Clavigo.

Ein Trauerspiel

von

Göthe.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1774.

Die Leiden des jungen Werthers.

Erster Theil.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1774.

Zehntes Kapitel

Erniedrigung und Erhebung

Herbst 1774

Schon einigemale hatte Goethe in seinen Briefen an Kestners auf die Dichtung angespielt, in der er Lotten verherrlichen werde.[1]) Am 23sten September schickte er ihnen den Roman; im Buchhandel war er noch nicht ausgegeben.

Lotte, wie lieb mir das Büchelchen ist, magst Du im Lesen fühlen, und auch dieses Exemplar ist mir so wert, als wär's das einzige in der Welt. Du sollst's haben, Lotte. Ich hab' es hundertmal geküßt, hab's weggeschlossen, daß es Niemand berühre. O Lotte! . . .

[1]) Vielleicht hat Kestner unbewußt dem Helden den Namen Werther gegeben. Wir haben einen Brief von ihm an seinen besten Freund, v. Hennings, in dem er sich über Goethes Liebe zu seiner Braut ausspricht. „Seine Ruhe litt sehr dabei" heißt es da; „es gab mancherlei merkwürdige Szenen, wobei Lottchen bei mir gewann und er mir als Freund auch werther werden mußte, ich aber doch manchmal bei mir erstaunen mußte, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus den stärksten und sonst für sich selbständigen Menschen machen kann." Da Kestner und Goethe um diese Zeit einander recht fleißig und namentlich auch viel über Lotte schrieben, so ist es recht wahrscheinlich, daß Kestner auch gegen Goethe die Wendung gebrauchte: „Du bist mir als Freund durch Dein Verhalten gegen Lotte und mich werther geworden." Und dieses „Werther-geworden-sein" mag in Goethes Gedächtnisse gehaftet haben.

Goethe

Magst wohl die lange Nase sehn,
Der Stirne Drang, der Lippe Flehn;
S' ist ohngefähr das garst'ge Gesicht;
Aber meine Liebe siehst du nicht.

Goethe an Lotte Kestner, 31. August 1774.

Nicht lange danach hatte er die Antwort. Kestner schrieb in Beider Namen, und sein Brief zog erkältend wie ein Frostschauer über junge Halme.

Euer ‚Werther' würde mir großes Vergnügen machen können, da er mich an manche interessante Szene und Begebenheit erinnern könnte. So aber, wie er da ist, hat er mich in gewissem Betracht schlecht erbauet. Ihr wißt, ich rede gern, wie es mir ist.

Ihr habt zwar in jede Person etwas Fremdes gewebt oder mehrere in eine geschmolzen. Das ließ' ich schon gelten. Aber wenn Ihr bei dem Verweben und Zusammenschmelzen Euer Herz ein wenig mitraten lassen, so würden die wirklichen Personen, von denen Ihr Züge entlehnet, nicht dabei so prostituiert sein. Ihr wolltet nach der Natur zeichnen, um Wahrheit in das Gemälde zu bringen, und doch habt Ihr so viel Widersprechendes zusammengesetzt, daß Ihr gerade Euren Zweck verfehlt habt. Der Herr Autor wird sich hiergegen empören, aber ich halte mich an die Wirklichkeit und an die Wahrheit selbst, wenn ich urteile, daß der Maler gefehlt hat. Der wirklichen Lotte würde es in vielen Stücken leid sein, wenn sie Eurer da gemalten Lotte gleich wäre! Ich weiß es wohl, daß es eine Komposition sein soll; allein die H[erd], welche Ihr zum Teil mit hineingewebt habt, war auch zu Dem nicht fähig, was Ihr Eurer Heldin beimesset. Es bedurfte aber des Aufwandes der Dichtung zu Eurem Zwecke und zur Natur und Wahrheit gar nicht, denn ohne das eine Frau, eine mehr als gewöhnliche Frau, immer entehrende Betragen Eurer Heldin erschoß sich Jerusalem.

Die wirkliche Lotte, deren Freund Ihr doch sein wollt, ist in Eurem Gemälde, das zu viel von ihr enthält, um nicht auf sie stark zu deuten, ist, sag' ich, — doch nein! ich will es nicht sagen; es schmerzt mich schon zu sehr, da ich's denke. Und Lottens Mann? Ihr nanntet ihn Euren Freund (und Gott weiß, daß er es war) ist mit ihr —

Und das elende Geschöpf von einem Albert! Mag es immer ein eignes, nicht-kopiertes Gemälde sein sollen, so hat

Charlotte und Christian Kestner

es doch von einem Original wieder solche Züge (zwar nur von der Außenseite, und Gott sei's gedankt: nur von der Außenseite), daß man leicht auf den wirklichen fallen kann. Und wenn Ihr ihn so haben wolltet, mußtet Ihr ihn zu so einem Klotze machen? Damit Ihr etwa stolz auf ihn hintreten und sagen könntet: seht, was ich für ein Kerl bin!

Armer Goethe! welch' ein Schlag war Das! Wo du Kuß und Umarmung erwartetest, wirst du kalt und hart zurückgestoßen. Der Andere ist von dir gekränkt und beleidigt, und da du nichts weniger wolltest als kränken und beleidigen, so stehst du als der Ungeschickte, Ahnungslose, für die menschliche Gesellschaft Unreife da! Der eben noch so zuversichtliche Dichter las hier, daß er seine besten Freunde vor der Welt entehrt habe. Mit fünfundzwanzig Jahren erging's ihm wie einem Kinde, das in seligem Spiele eine feine Decke zerschnitten oder eine Marmorbüste verkleckst hat und nun von den scheltenden Erwachsenen aus seinem Traume aufgerüttelt wird.

Worin bestand denn sein Vergehen, sein Irrtum, seine Taktlosigkeit? Er hatte in diesem Falle, wie immer, abgelehnt, an die Folgen der Dinge zu denken, hatte sich, wie es sein Grundsatz war, ganz der Führung des Genius ergeben. Diesmal hatte ihm sein Genius offenbar einen schlimmen Streich gespielt. Ach, wenn es doch noch Zeit gewesen wäre, das unselige Buch zurückzuziehen! Aber eben jetzt war es in die Hände der Buchhändler übergegangen.

Goethe antwortete unverweilt auf Kestners Brief.

Ich muß Euch gleich schreiben, meine Lieben, meine Erzürnten, daß mir's vom Herzen kommt. Es ist getan, es ist ausgegeben. Verzeiht mir, wenn Ihr könnt!

Ich will nichts von Euch hören, bis der Ausgang bestätigt haben wird, daß Eure Besorgnisse zu hoch gespannt waren. Bis Ihr dann auch im Buche selbst das unschuldige Gemisch von Wahrheit und Lüge reiner an Euerm Herzen gefühlt haben werdet. Du hast, lieber Kestner, ein liebevoller Advokat, Alles erschöpft, Alles mir weggeschnitten, was ich zu meiner Entschuldigung sagen könnte; aber ich weiß nicht: mein Herz hat noch mehr zu sagen, ob sich's gleich nicht ausdrücken kann. Ich schweige. Nur die frohe Ahndung muß ich Euch hinhalten: ich mag gern wähnen und ich hoffe, daß das ewige Schicksal mir Das zugelassen hat, um uns fester aneinander zu knüpfen.

Ja, meine Besten, ich, der ich so durch Liebe an Euch gebunden bin, muß noch Euch und Euern Kindern ein Schuldner werden für die böse Stunden, die Euch meine — nennt's, wie Ihr wollt! — gemacht hat. Haltet, ich bitt' Euch, haltet Stand!

Und wie ich in Deinem letzten Briefe Dich ganz erkenne, Kestner, Dich ganz erkenne, Lotte,[1]) so bitt' ich: bleibt! Bleibt in der ganzen Sache, es entstehe, was wolle. Gott im Himmel, man sagt von dir: du kehrst Alles zum Besten!

Um eben diese Zeit hatte er auch Kummer durch Maxe Brentano. Er ging nicht in ihr Haus; ihm war auch sonst nichts vorzuwerfen; aber er wußte, daß sie unglücklich in der Ehe war. Zuweilen sah er sie am dritten Orte, im Theater etwa, und wechselte ein paar Worte mit ihr. „Ich hab' wieder in die Augen gesehn" schrieb er nach solcher Begegnung an ihre Mutter; „ich weiß nicht, was in den Augen ist." Und als diese

[1]) Wir haben nicht den Brief, den Goethe erhalten hat; das oben Mitgeteilte ist nur Kestners Entwurf zum Briefe.

Mutter ihm dann wieder einmal ihren Jammer geklagt hatte, mahnte er sie, an ihren übrigen Kindern sich zu erfreuen und auf ein Glück zu hoffen, „das vielleicht noch über dem unglücklichen Engel waltet.“ Aber er klagte doch selber auch:

Ich lag zeither stumm in mich gekehrt und ahndete in meiner Seele auf und nieder, ob eine Kraft in mir läge, all Das zu tragen, was das eherne Schicksal künftig noch mir und den Meinigen zugedacht hat Ob ich einen Fels fände, drauf eine Burg zu bauen, wohin ich im letzten Notfall mich und meine Habe flüchtete.

Ja, ihm war manchmal „erschießerlich“ zu Mute. „Man fürchtet, sein Feuer werde ihn verzehren“ schrieb im fernen Zürich der alte Bodmer; Das sagte er dem jungen Passavant nach, der jetzt bei Lavater als Gehülfe lebte. Und als Georg Schlosser an Lavater den ‚Werther‘ schickte, fragte er im begleitenden Briefe:

Fühlen Sie nun bald alles Leiden, das unsern Freund ganz zerbrechen wird? Die große, nach vollkommnem Seelengenuß schmachtende Seele, die auf Erden nichts findet, sich zu sättigen, mit Hoffnungen nicht gesättigt wird, in der Verzweiflung nach einem Schattenbilde greifen will und sich verzehrt, weil sie Das nicht erreicht. Und doch, Freund, wollte ich, Goethe schwärmte noch um ein solches Schattenbild! Eine wirksame Seele, die zuviel umfaßt oder nicht zu umfassen hat, muß vergehen.

Nach Basedows Abreise war Gotter der nächste Gast in Frankfurt; er reiste mit zwei Schwestern zu einer dritten Schwester in Lyon. „Er grüßte herzlich Dein Schattenbild“ schrieb Goethe damals an Lotte

Kestner. Man dachte daran, daß Gotter das große physiognomische Werk Lavaters französisch herausgeben könnte.

Am ersten Oktober lasen die Frankfurter in ihrer Kayserlichen Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitung die Mitteilung:

Herr Klopstock, der Liebling teutsch- und ausländischer höchster Fürsten, ist am Dienstag Abend hierselbst angekommen, tratt bey seinem Freunde, unserem Herrn D. Goethe, ab und setzte Donnerstag früh seine Reise nach Carlsruh weiter fort.

Klopstock war in Goethes jungen Jahren der Gegenstand allgemeiner Verehrung unter den Besten seiner Landsleute. Man sah in ihm das außerordentlichste Genie, das brünstigste Herz, den ausgebreitetsten Gelehrten, den demütigsten, überzeugtesten Christen, den sanftesten Menschenfreund. „Klopstock", so bezeugte der andere norddeutsche Dichter Gerstenberg, „versteht Hebräisch, Griechisch, Lateinisch, Englisch, Italienisch, Französisch, Spanisch, Celtisch, Dänisch, Schwedisch, Holländisch und Deutsch, ist der größte Astronom, ein Staatsmann, Theolog, Historikus, Philosoph ohne System und der demütigste Christ bei allen diesen Vorzügen." Ein wahres Monstrum von Tugenden!

Allerdings vor einigen Wochen hatten sich in allen deutschen Ländern Viele gerade über Klopstock geärgert. Er hatte nämlich im vorigen Jahre seinen Landsleuten ein Werk, dessen Inhalt er nicht andeutete, auf Vorausbestellung angeboten, und die Deutschen hatten sich einmal brav gezeigt; dreitausendsechshundert Männer und Jünglinge, Frauen und Jungfrauen hatten ihren

Louisdor geopfert, damit der große Dichter auf diese praktischste Weise geehrt werde und sie selber zu einem schönen Buche kämen. Aber wie verdutzt waren sie, als sie ein Prosa-Werk empfingen, die ‚Gelehrten-Republik' betitelt: Klopstocks Gedanken über Literatur und Kunst in sehr wunderlicher Aufmachung, in einer künstlichen, altdeutsch sein sollenden Sprache. Goethe gehörte zu den Wenigen, die sich beim Lesen freuten, denn er begegnete seinen eigenen Überzeugungen. Hier sprach der erste deutsche Dichter zu einem jüngeren Nachfolger genau, wie Goethe und seine Genossen es hören wollten:

Laß du dich kein Regulbuch irren, wie dick es auch sei und was die Vorred' auch davon bemelde, daß ohne solchen Wegweiser Keiner, der da dichtet, könne auch nur einen sichern Schritt tun. Frag' du den Geist, der in dir ist, und die Dinge, die du um dich siehst und höreſt, und die Beschaffenheit Deß, wovon du vorhast zu dichten; und was dir Die antworten, Dem folge.

Und wenn du's nun hast zu Ende bracht und kalt worden bist von dem gewaltigen Feuer, womit du dein Werk hast arbeitet, so untersuch' alle deine Tritt' und Schritt' noch einmal, und, wo sie etwa wankend gewesen sind und gleithaft, da geh' du von neuem einher und halt' solchen Gang, der stark und fest sei.

Willst du dich nach getaner Arbeit erholen und erlustigen, so nimm der dicken Regulbücher eines zur Hand und lauf hie und da die Narrentheidungen durch, die du vor dir findeſt.

Um diese Zeit, wo manche Deutschen an ihrem Dichter fast irre wurden, aber auch gerade wegen des seltsamen Buches die Aufmerksamkeit Unzähliger sich wieder auf Klopstock richtete, geschah es, daß in Karlsruhe der Kirchenrat Böckmann dem Markgrafen öfters aus dem ‚Messias' vorlas und auch viel von seinem Freunde

Klopstock erzählte. Der edle Fürst wurde davon so begeistert, daß er den großen Dichter einladen ließ, zu ihm zu kommen, an seinem Hofe als ein „Hofrat", aber ohne Geschäfte zu leben und ihm zuweilen Gesellschaft zu leisten. Klopstock folgte der Einladung.

Seine Reise von Hamburg nach Karlsruhe war ein ähnlicher Triumphzug, wie Diejenige Lavaters gewesen war. Besonders in Göttingen waren viele junge Männer, die auf ihn schworen; sie hatten eine Verbrüderung, die sie ‚Hain' nannten, und Klopstock gedachte, diesen Verein seiner Verehrer noch zu erweitern; unter Andern stand Goethe auf der Liste der zu Gewinnenden. Er hatte also dessen Einladung, in Frankfurt seiner Eltern Gast zu sein, sehr gern angenommen.

Über die persönliche Erscheinung des Messias-Dichters hatten Goethe und die Seinigen sich eigentlich ein anderes Bild gemacht. „Klopstock war klein, beleibt, zierlich, sehr diplomatischen Anstandes, von noblen Sitten, etwas ans Pedantische streifend, aber geistreicheren Blickes als alle seine Bilder": so schilderte ihn Goethe nach vielen Jahren. Auch Klopstocks Unterhaltung war ganz anders, als man erwartet hatte; er redete gar nicht gern über Religion, Poesie und dergleichen himmlische Dinge, sondern verbreitete sich am liebsten über das Schlittschuhlaufen, Schwimmen und Reiten. Diese Übungen liebte und betrieb er für seine Person, wie nie ein Gelehrter vor ihm; es war ihm auch eine Herzenssache, alle seine Freunde dazu zu bekehren. Er hätte gar gern den deutschen Dichtern und Gelehrten das knechtische und kriechende Wesen

ausgetrieben, das unter ihnen so allgemein war, die alte Bücherwurm-Natur, das unfrohe, sauertöpfische, kränkelnde, verweichlichte Stubenhockertum. Goethe war auch für dieses klopstockische weltliche Evangelium ein bereitwilliger Schüler oder Mitverkünder.

Klopstock nach Lavater und Basedow. Für alle Nachbarn gehörte Goethe jetzt zu den berühmten Propheten und Genies. Man konnte den Kopf über ihn schütteln, aber für unbeträchtlich durfte er nicht mehr erklärt werden. Und hatte er nicht schon eine kleine Gemeinde, die an ihn glaubte? Von seinen jüngeren Anhängern wie Klinger und Kayser war schon die Rede; wir wissen auch, welche Leuchte er für Lavater war. Fritz Jacobi bezeugte in weiteren Briefen, daß er durch Goethe ein ganz neuer Mensch würde. „Wie Du in mir wirkst so gewaltig!“ „Tue ferner Gutes und Großes an mir!“ In Goethes Namen fing er jetzt an, einen philosophischen Roman in Briefen zu schreiben; mit zweiunddreißig Jahren wurde er Schriftsteller; eine neue Lebens-Aussicht tat sich ihm auf.

Die größte Bewunderung aber brachte der Hofmeister und Schriftsteller Klemens Werthes, ein Freund der Jacobis, dem Dichter und Menschen Goethe entgegen. Er kannte auch sonst manche schönen Geister, hatte neulich fünf Stunden bei Klopstock zugebracht und „einen edlen und großen Mann“ an ihm gefunden; aber Keiner reichte an Goethe heran, wie er nach einem Besuche in Frankfurt gegen Fritz Jacobi schwärmte:

Dieser Goethe hat sich gleichsam über alle meine Ideale emporgeschwungen, die ich jemals von unmittelbarem Gefühl und Anschaun eines großen Genius gefaßt hatte. Noch nie hätt' ich das Gefühl der Jünger von Emmaus im Evangelio so gut exegisieren und mitempfinden können, von dem sie sagten: „Brannte nicht unser Herz in uns, als er mit uns redete?" Machen wir ihn immer zu unserm Herrn Christus, und lassen Sie mich den Letzten seiner Jünger sein! Er hat so viel und so vortrefflich mit mir gesprochen: Worte des ewigen Lebens, die, so lang ich atme, meine Glaubensartikel sein sollen.

Goethe selber war nicht in Gefahr, sich für einen neuen Messias oder Apostel zu halten; es hätte gar nicht der sorgenden Blicke seines Vaters und der ernsten Vorwürfe aus Hannover bedurft, ihn zu demütigen. Wie oft verzweifelte er an sich selber! Zum Haufen hatte er sich freilich nie gerechnet, und er sah deutlich, was ihn von andern jungen Männern unterschied; diese seine Vorzüge aber hatten etwas Unheimliches in sich. Die Weite und Geschwindigkeit seines Seelentreibens war Kraft und Gefahr zugleich. Wie der Fresser und Säufer Speise und Trank in sich verschlingt, so war er unmäßig und unersättlich im Geistigen, ähnlich, wie er sich seinen Doktor Faust dachte, und wenn Andere gemächlich von der Schreibstube zur Weinstube wandelten, so eilte und rannte er zwecklose Wege dahin, wie wenn ein Sturm ihn durch's Leben jage. Ein friedliches Behagen, ein liebliches Philisterglück, ein warmer Platz neben einem sanften Hausmütterchen: o wie wünschenswert sind sie! Aber da er nun nicht anders gemacht war, so mußte Goethe wohl auf diese anerkannten Güter verzichten; unser Heil muß aus unserem ange-

borenen Wesen erwachsen, Goethes Heil aus Goethes Rastlosigkeit, aus seinem Weitgreifen und Vielverarbeiten.

Eines Tages, kurz nachdem Klopstocks Besuch ihn vor aller Welt anerkannt und ausgezeichnet hatte, fand er sich in einer Postschäse. Bergauf, bergab fuhr der Wagen, langsam, langsam wie das Gefährt eines Hauderers, der vor allen Dingen seine Pferde schont. Weshalb hätte der Postillion auch eilen sollen? Aber sein Fahrgast hatte ein ganz anderes Tempo in seinem Innern. Es war zum Rasendwerden: ein Goethe und in diesem engen Kasten eingesperrt zu sein! Goethes Kräfte zu fühlen und doch nur in dem Maße vom Flecke zu kommen, wie es dem Lümmel auf dem Bocke paßte! Doch war es nicht auch unendlich komisch? Verkörperte dieser phlegmatische Kerl, dieser Mann mit dem Posthorn, nicht geradezu den Zeitverlauf, an den wir alle, auch die Größten, gebunden sind? Hatte Goethe nicht selber für die Gottheit neben dem Namen „Schicksal" auch den zweiten: „Zeit" gefunden? Sprach nicht sein Prometheus von der „Allmächtigen Zeit", die sein Herr sei und der Götter Herr? Also mußte heute und jetzt der Schwager Postillion geradezu als die Verkörperung der Gottheit verehrt werden: man konnte ihn Schwager Chronos taufen!

Trotzdem durfte man nach altem Gebrauch ihn schelten und antreiben. Er war es ja gewöhnt. Und er hätte doch wenigstens auf ebenen oder fallenden Straßen ein wenig eilen können.

Spude dich, Chronos!
Fort den rasselnden Trott!
Bergab gleitet der Weg!

Ekles Schwindeln zögert
Mir vor die Stirne dein Haudern.
Frisch, den holpernden
Stock, Wurzeln, Steine, den Trott
Rasch ins Leben hinein!

Ja, so wäre Goethe gefahren, wenn er die Peitsche über die Gäule der Zeit hätte schwingen dürfen. Aber Gott Chronos zuckte die Achseln und deutete auf den neuen Hügel, der sich vor ihnen erhob.

Nun, schon wieder?
Den eratmenden Schritt
Mühsam Berg hinauf?
Auf denn! nicht träge denn!
Strebend und hoffend an!

Nun, man sieht sich schließlich oben, und das Erreichte lohnt die Geduldprobe. Welche Labung ist die Aussicht vom Berge!

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein,
Vom Gebürg zum Gebürg!
Über der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll ...

Auf die Erde hinab, zu Gott hinauf zu sehen! Aber der göttliche Schwager verlangte nach einem Glase Bier.

Seitwärts, des Überdachs Schatten
Zieht dich an?
Und der Frischung verheißende Blick
Auf der Schwelle des Mädchens da?
Labe dich! Mir auch, Mädchen,
Diesen schäumenden Trunk
Und den freundlichen Gesundheitsblick!

Dann aber, nach dem Verweilen, ist doppelte Eile nötig. Wie kurz ist das Leben und wieviel zu tun! Ist das Leben kurz? O, mancher Menschen Dasein will gar nicht zu Ende gehn! Wie Schnecken kriechen Viele dahin. Und Andere, wenn sie noch in ihrer Jugend kräftig genug ausschauten und dahin schritten, so werden sie mit den Jahren immer kraftloser, gebrechlicher, erbärmlicher, trümmerhafter und schließlich gespenstisch-lächerlich. Mußte auch Goethe diesen kläglichen Ausgang fürchten? O nein! Ihn wird seine unbändige Lebensflamme schnell verzehren! Ja, so sei es: stark gelebt und bald am Ziele!

Ab dann! Frischer hinab!
Sieh, die Sonne sinkt!
Eh sie sinkt, eh mich faßt,
Greisen im Moore, Nebelduft,
Entzahnte Kiefern schnattern
Und das schlockernde Gebein,
Trunknen, vom letzten Strahl
Reiß' mich, ein Feuermeer
Mir im schäumenden Aug'
Mich Geblendeten, Taumelnden
In der Hölle nächtliches Tor!

Hölle? Ein Schreckenswort! Nicht für Goethe, über den dieser Teil des Christentums, der mit den Worten Reue, Buße, Sündenvergebung, Sündenbestrafung, ewige Verdammnis umschrieben wird, schon längst keine Macht mehr hatte. Freilich gibt es eine Hölle, die uns alle erwartet, wenn unser Erdengewand von uns fällt. Die Alten haben sich dies Totenreich ausgemalt, die Denker und Dichter der Griechen, Juden, Deutschen, Nordländer. Jesaias spricht eine feierliche

Rede zu einem stolzen König von Babel, der der Größte war auf Erden und den doch schließlich auch das Schicksal hinabwarf in den Abgrund. Als dieser Riese stürzte, atmeten alle Kleinen, auf die er gedrückt hatte, befreit auf.

Nun ruhet doch alle Welt und ist stille und jauchzet fröhlich. Auch freuen sich die Tannen über dir und die Zedern auf dem Libanon: „Weil du liegst, kommt Niemand herauf, der uns abhaue!"

Die Hölle drunten erzitterte vor dir, da du ihr entgegen kamest. Sie erweckt dir die Toten, alle Böcke der Welt, und heißt alle Könige der Heiden von ihren Stühlen aufstehen, daß Dieselbigen alle um einander reden und sagen: „Du bist auch geschlagen, gleich wie wir, und gehet dir wie uns. Deine Pracht ist herunter in die Hölle gefahren, samt dem Klange deiner Harfen. Motten werden dein Bette sein und Würmer deine Decke. Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern?"

O, Goethe las Das anders, als der alte Judenprophet es meinte. War jener König von Babel tiefer gestürzt als die Andern, so hatte er doch sein Leben in höherem, rascherem Fluge gelebt: wie ein Adler über den Spatzen. So hatte er doch geleuchtet wie ein Morgenstern. So erhoben sich doch auch in der Hölle noch alle Könige der Heiden, als er zu ihnen herabsank, und fühlten immer noch, daß er ein Größerer war als sie.

Auch in den alten nordischen Liedern, mit denen sich Herder beschäftigte, gab es ein ähnliches Bild: als König Hako zur Leiche ward.

„Hermoder und Braga", sprach Odin, „geht dem König entgegen! Es kommt ein König, ein Held im Ruhme, zu unsrer Hall!"

Die Götter alle willkommen ihn hießen, den guten König, und standen auf.

Das heißt ein würdiges Ende! Für den Großen, für einen Feuergeist wie Goethe. Und so malte er es sich aus, als der Postillion endlich in das Stadttor einfuhr, als die Pferde rascher dahin liefen und sich selber freuten über den Lärm, den sie auf dem Pflaster der Stadt, zwischen den hohen Häusern machten. Nun blies der Schwager fröhlich in sein Horn, und der Fahrgast jubelte ihm zu:

Töne, Schwager, dein Horn!
Rassle den schallenden Trab,
Daß der Orkus vernehme: Ein Fürst kommt!
Drunten von ihren Sitzen
Sich die Gewaltigen lüften!

Seitenzeiger

1. Personen

Fürsten werden unter ihren Ländern aufgeführt. B.: Bild, nS.: neben Seite

d'Alembert, Jean le Rond (1717—84) 182.
Allesina-Schweitzer, Familie 269.
Anakreon 98.
André, Johann (1741—99) 212. 225.
Anhalt-Dessau, Fürst Franz (1740—1817, reg. s. 1758) 305.
Apollonius von Tyana 341.
Aristophanes 224. 274.
Äsop 20.

Baden-Durlach, Markgraf Karl Friedrich (1728 bis 1811) 154. 284.
Bahrdt, Karl Friedrich (1741 bis 92) 140. 248—250.
Bamberger, Henriette 114. 115.
Basedow, Bernhard (1723 bis 90) 182. 303—322. 338. 341. B. 303. nS. 307.
Beaumarchais s. ‚Clavigo'.
Behr, Isaschar Falkensohn (1746—81) 93.
Behrisch, Wolfgang (1738 bis 1809) 203. 240.
de Belloy, Pierre Laurent (1727—75) 77.
v. Berlichingen (1480 bis 1562) 10—13 s. unter den Werken.
Bernus, reform. Kaufmann 292.
Böckmann, Joh. Lorenz (1741—1802) 181. 354.
Bodmer, Joh. Jakob (1698 bis 1783) 206. 352.
Boje, Heinrich Christian (1744—1806) 77. 78. 192. 280.
Bonnet, Charles (1720—93) 331.
Born, Jakob Heinrich (1750 bis 82) 75. 91. 92. 110. 112. 113. B. 73.
v. Borstel, Friedrich 81. 105.
Böttiger, Karl August (1760 bis 1835) 279.
Brand, Anna 174.
Brand, Dorothea 101. 134.
Brand, Prokurator, und Familie 85. 86. 121. 202.
Brentano, Maximiliane, geb. v. La Roche (1756—93) s. La Roche; 228—233. 254 bis 256. 269. 318. 321. 322. 351. 352. B. 228. nS. 232.
Brentano, Peter Anton (1735—97) 225. 233. 254 bis 256. 351. 352. B. nS. 232.
Brion, Friederike (1752 bis 1813) 7. 204.
Brönner, Buchhändler 27.
Buff, Charlotte (1753—1828) 81—115. 120—122. 126 bis

128. 134. 151 bis 153. 155. 156. 171—174. 175 Fortf. f. Keſtner. B. 84. 277.
Buff, Heinrich Adam (1710 bis 95) 82. 111—113. 126. 202.
Buff, Helene (geb. 1756) 151—153. B. 152.
Buff, Familie 82. 111—113. 151.
Bürger, Gottfried Auguſt (1748—94) 192. 194. 240.
v. Buri, Ernſt Karl Ludwig Yſenburg (1747—1806) 321.

Caron, Marie 268.
Caſpari, Kaufmann in Elberfeld 329.
de Cervantes-Saavedra, Miguel (1547—1616) 38.
Clavijo, Don Joſe (1730 bis 1806) 264—268.
v. Clermont, Frau 337.
Collenbuſch, Samuel 328 bis 330.
Creſpel, Katharina und Franziska 154.
Crugot, Martin 244.

Deinet, Joh. Konrad 27. 139. 205. 239. 284. 285. 288. 310.
Deutſches Reich, Kaiſer Joſeph II. (1741—1790) 69. 116.
Deutſches Reich, Kaiſer Karl V. (1500—1556) 188.
Dieß, Prokurator in Wetzlar 81.
Dumeix, Damian Friedrich (geſt. 1808) 55. 144. 230. 231. 269. 276.
Dürer, Albrecht (1471 bis 1528) 132. 133. 224.

Eichenberg ſ. Deinet.
Ekhof, Konrad (1720—78) 77.
Erwin von Steinbach (1240—1318) 129. 130.
Eſchenburg, Joh. Joachim (1743—1820) 76.
de l'Eſpinaſſe, Julie Jeanne Eleonore (1732 bis 76) 182.
d'Eſter, Katharina Eliſabeth, geb. de Feymonville (1738—1815) 318. 321.
Euripides (480—407) 183 bis 189.

Fahlmer, Johanna oder Sibylla (1744—1821) 144. 200—202. 212. 220. 251. 252. 220. 269—277. B. nS. 200.
Fiſcher, Kanzleidirektor in Neuwied 303.
Flachsland, Karoline (1750 bis 1809) 3. 31. 38—40. 48—53. 62—65. 98—100. 134. 135. 160. 171. 172. 175 Fortf. f. Herder B. nS. 99.
Frankreich, König Ludwig XIV. (1638—1715) 295.
Füßli, Heinrich (1742 bis 1825) 340.

Gaßner, Joh. Joſeph 342. 343.
Gellert, Chriſtian Fürchtegott (1715—69) 3. 330.
Gerock, die Schweſtern Antonie, Charlotte, Katharina 120. 151. 154. 172. 173. 202. 283. 284.
v. Gerſtenberg, Wilhelm (1737—1823) 206—210. 353. B. 208.
Gervinus, Georg Gottfried (1805—71) 182.

Gleim, Wilhelm (1719 bis 1803) 30. 51—53. 140. 141. 181. 333.
v. Göchhausen, Luise (1752 bis 1807) 182.
Gödecke, Karl (1814—87) 182.
Goldsmith, Oliver (1728 bis 74) 44.
Görtz zu Schlitz, Graf Eustachius (1737—1821) 308.
Goethe, Wolfgang B. 290. 346. nS. 290, 291.
Göthe, Elisabeth (1731 bis 1808) 17. 19. 113. 120. 165. 171. 207. 288. 292. B. nS. 292.
Göthe, Kaspar (1710—82) 2. 5. 19. 67. 120. 121. 125. 207. 210. 211. 225. 272. 288. 293. B. nS. 293.
Göthe, Kornelia (1750—77) 7. 13. 19. 118. 120. 121. 153. 154. 165. 171. 172. 210 Forts. s. Schlosser B. nS. 126.
Gotter, Friedrich Wilhelm (1746—97) 76. 77. 80. 194. 195. 352. B. 78.
Gottsched, Joh. Christoph (1700—66) 206.
Götze, Joh. Melchior (1717 bis 1786) 249.
v. Goué, August Siegfried (1743—89) 76. 77. 80. 90. 91. 122. 124. B. 77.
Grebel, Felix 340. 341.
Grimm, Friedrich Melchior (1723—1807) 30.

Hamann, Joh. Georg (1730 bis 1788) 20. 177.
Hartmann, ref. Theologe 292.
Hasenkamp, Joh. Gerhard (1736—77) 328—330.
Heckel, Vater und Sohn 32—35.
Heinse, Wilhelm (1749 bis 1803) 181. 182. 329—334. 339.
Helvetius, Claude Adrien (1715—71) 30. 145.
Hemmerich, Nikolaus 35. 36.
v. Hennings, August (1746 bis 1826) 346.
Herd, Elisabeth, geb. Egell 124. 125. 348. B. nS. 263.
Herder, Joh. Gottfried (1744 bis 1803) 3—5. 7—9. 19. 31. 38—40. 43. 54. 64. 96 bis 100. 134. 135. 139. 160. 165. 171. 175—181. 196. 202. 203. 205. 206. 291. 311. 330. 361. B. 4. nS. 98.
Herder, Karoline, geb. Flachsland s. Flachsland; 182. B. nS. 99.
Hesse, Andreas Peter (1728 bis 1803) 31. 38.
Hesse, Friederike, geb. Flachsland 38. 48. 49. 176.
Hessen-Darmstadt: Landgraf Ludwig IX. (1719 bis 1790) 28. 30.
Hessen-Darmstadt, Landgräfin Karoline, geb. Prinzessin v. Pfalz-Zweibrücken (1721—74) 30. 172. 175.
Hessen-Darmstadt, Prinzessin Luise 172. 284.
Hessen-Homburg, Landgraf Friedrich V. 56.
Hessen-Homburg, Landgräfin Karoline, geb. Prinzessin von Hessen-Darmstadt 49. 56.
Homer 2. 23. 75. 224. 259. 300.

Höpfner, Ludw. Jul. Friedrich (1743—97) 105—108. 139. 144. 203. 207. 254.
Horn, Joh. Adam (1750 bis 1806) 21. 155. 210.
Hoße, Joh. (1729—1801) 342.

Iſelin, Iſaak (1728—82) 281.
v. Iſenburg-Birſtein, Fürſtin Sophie, geb. Prinzeſſin von Anhalt-Bernburg 319.
v. Jabach, Evrad (geſt. 1695) 335. B. nS. 336.
Jacobi, Konrad (1715—88) 331.
Jacobi, Georg (1740—1814) 51. 117. 140—144. 183. 187. 201. 202. 209. 212. 251. 270. 331. 333—336. B. 142. 143. nS. 333.
Jacobi, Friedrich (1743 bis 1819) 117. 140. 142—144. 184. 201. 202. 209. 212. 251. 270. 324—340. 356. B. 142. 143. nS. 332.
Jacobi, Eliſabeth, geb. von Clermont (geſt. 1784) 201. 202. 324—326. 337. 338. B. nS. 200. nS. 201.
Jacobi, Charlotte (1752 bis 1832) 201. 202. 324. B. nS. 200.
Jacobi, Helene (1753 bis 1833) 324.
Jeruſalem, Joh. Friedr. Wilhelm (1709—89) 76. 124. 125.
Jeruſalem, Wilhelm (1747 bis 1772) 75. 76. 77. 123 bis 127. 134. 232. 262. 263. 348. ſ. „Leiden des jungen Werthers" B. 76. nS. 127, nS. 262.
Jung-Stilling, Heinrich (1740—1817) 326—332.
Jung, Chriſtine 326. 327.

Kämpf, Hofrat und Frau 314—317.
Kaufmann, Chriſtoph (1753 bis 1795) 182.
Kayſer, Chriſtoph (1755 bis 1823) 253. 356.
Keſtner, Chriſtian (1741 bis 1800) 80—115. 118. 120 bis 128. 134. 150. 152. 153. 171. 174. 175. 176. 196. 202. 211. 225. 232. 234. 251. 277. 278. 301. 303. 346—351.
Keſtner, Charlotte, geb. Buff (1753—1828) ſ. Buff; 196. 202. 225. 232. 234. 277. 278. 301. 303. 346 bis 352. B. 349 nS. 233.
v. Kielmannsegge, Freiherr Chriſtian Albert (1748 bis 1811) 76. 80. 126. 153.
v. Klettenberg, Suſanna (1723—74) 171. 247. 248. 291—293. 313. 314. 343.
Klinger, Friedrich M. (1752 bis 1831) 253. 254. 356.
Klopſtock, Friedrich Gottlieb (1724—1803) 30. 51. 58. 59. 206—210. 280. 329. 353—356.
Kölbele, Joh. Balthaſar (1722—78) 251.
König, Dietrich Auguſt 80.
Krahe, Joh. Lambert (1712 bis 1790) 336.

Lange, Johann Friedrich 81.
Lange, Suſanna Maria Kornelia, geb. Lindheimer 81. 113.
Langer, Ernſt Theodor (1744 bis 1820) 211. 213. 240.

(v.) La Roche, Georg Michael Frank (1720—89) 53. 115 bis 118.
v. La Roche, Sophie, geb. Gutermann (1731—1807) 53—56. 62. 63. 108. 115 bis 118. 140. 141. 144. 175. 182. 183. 201. 202. 227 bis 233. 252. 254—256. 276. 318. 321. 338. 351. 352. B. nS. 53. nS. 232.
v. La Roche, Maximiliane (1756—93) 53. 56. 115 bis 118. 225. 226. Fortf. f. Brentano.
v. La Roche, Luise 115 bis 118. 315. 318. 339.
Laugier, Marc Antoine (1713—69) 130.
Lavater, Kaspar (1741 bis 1801) 205. 206. 213—219. 226. 243—248. 251. 278. 281—343. 352. B. nS. 306.
Lebrun, Charles (1619—90) 335.
Lenz, Jakob (1750—92) 203—205. 252. 253. 271. 282. 312. 313.
Lerse, Franz (1749—1800) 15. 171.
Lessing, Gotthold Ephraim (1729—81) 76. 97. 240. 243. 275.
Leuchsenring, Leibarzt 31.
Leuchsenring, Franz Michael (1746—1827) 31. 51. 52. 117. 159—161. 163.
Lindheimer s. Lange.
Lips, Heinrich (1758—1817) 290.
Ludolf, Georg (1722—80) 72. 75. 112.
Luther, Martin (1483 bis 1546) 14. 147. 167. 248.
Machiavelli, Nicolo (1469—1527) 247.
Merck, Joh. Heinrich (1741 bis 1791) 27—31. 38—40. 47. 49—62. 100. 105—108. 117—120. 131. 133—140. 144. 151. 158. 160. 165. 171. 172. 174. 175. 176. 182. 190. 212. 225. 230. 233. 236. 254. 276. 278 bis 280. 284. 291. B. nS. 52.
Merck, Franziska, geb. Charbonnier 29. 117—120. 172. 225. 230. 279.
Metastasio, Pietro (1698 bis 1782) 23.
Meyer, Hofrat in Hannover 301. 303. 309.
Meyer, dessen Frau 301. 303. 309. B. 303.
Mohammed (571—632) 161—165.
Moors, Maximilian (1747 bis 1782) 21. 32—35. 155.
Moors, Ludwig (1749 bis 1806) 21.
(v.) Moser, Friedrich Karl (1732—98) 212.
Moses 247.
Münch, Susanna Magdalena (geb. 1753) 155. 268.

Nicolai, Friedrich (1733 bis 1811) 202. 203. 242.

v. Olenschlager, Joh. Daniel (1711—78) 2.
Oser, Adam Friedrich (1717 bis 1799) 19.
Ossian 2. 8. 75. 135. 259.

v. Papius, Joh. Hermann Franz 167.
Passavant, Joh. Ludwig. Kaufmann 292. 293.

Passavant, Jakob Ludwig (1751—1827) 292. 293. 311. 352.
Petersen, Georg Wilhelm (1744—1816) 31.
Pfaff, Heinrich Wilhelm (geb. 1738) 108.
Pfalz, Kurfürst Karl Theodor (1724—99) 133.
Pfeffel, Gottlieb Konrad (1736—1809) 281. 282.
Pfenninger, Joh. Konrad (1747—92) 246.
Pindaros 2. 41. 75. 99.
Platon 20. 98.
Pope, Alexander (1688 bis 1744) 23.
Preußen, König Friedrich II. (1712—86) 30. 145. 243.
Prodikos 185. 187.

Raffael Santi (1483 bis 1520) 133. 152.
Reich, Philipp Erasmus (1717—87) 54.
Remy in Bendorf 318.
Rhodius, Rentmeister, und Frau 104. 105.
Richardson, Samuel (1689 bis 1761) 51. 233.
Riemer, Friedrich Wilhelm (1774—1845) 182.
Riese, Joh. Jakob (1746 bis 1827) 21.
Röderer, Joh. Gottfried (1749—1815) 203.
Roques, Hofprediger in Neuwied 319.
Rost s. Heinse.
Rousseau, Jean Jacques (1712—78) 43. 51. 87. 148. 177. 178. 182. 196. 233. 254. 331.
v. Roussillon, Henriette (gest. 1773) 49—52. 58 bis 61. 171. 175.
Rubens, Peter Paul (1577 bis 1640) 335.
Rußland, Kaiserin Katharina, geb. Prinzessin von Anhalt-Zerbst (1729—96) 172.
Rußland, Kaiser Paul (1754 bis 1801) 172.

Sachs, Hans (1494—1576) 135. 224.
Sachsen-Gotha-Altenburg, Herzog Ernst II. (1745—1804).
Sachsen-Weimar-Eisenach, Herzogin Amalie, geb. Prinzessin von Braunschweig (1739—1807) 182. 184. 309.
Sachsen-Weimar-Eisenach, Herzog Karl August (1757—1828) 182. 308.
Salzmann, Joh. Daniel (1722—1812) 13. 19. 21. 171. 203—205.
Scherer, Wilhelm (1841 bis 1886) 182.
Schlosser, Hieronymus Peter (1735—97) 22.
Schlosser, Joh. Georg (1739 bis 1799) 22—31. 36. 38. 40. 108. 118. 120. 126. 139. 145. 154. 171. 176. 203. 205. 210. 234. 278. 283. 352. B. nS 126.
Schlosser, Kornelia, geb. Göthe (1750—77) s. Göthe; 226. 278. 283. 284.
Schmettau, Graf 239.
Schmid, Christian Heinrich (1746—1800) 106. 140. 153. 221—223. 270—273.
Schmoll, Georg Friedrich 281. 289. 291. 310. 314 bis 330. B. 289.

Schönborn, Gottlieb Friedrich Ernst (1737—1817) 207. 208. 280.
Schönkopf, Katharina (1746 bis 1810) 266.
Schröter, Korona (1751 bis 1802) 182.
Schulz, Prof. in Gießen 106.
Schweitzer, Friedrich Karl (geb. 1749) 121.
Seidel, Philipp (1755 bis 1820) 170.
Servière, Marie Johanna, geb. Togny-Delsance (1731 bis 1805) 231.
Seyler, Abel (1730—1801) 77.
Shakespeare, William (1564—1616) 2. 5. 6. 9. 10. 19. 38. 48. 75. 76. 96. 97. 194. 196 206. 207. 209. 223. 224. 254. 274.
v. Sickingen, Franz (1481 bis 1523) 14.
Sokrates (469—399) 3. 267.
Sophokles (496—406) 224.
Spalding, Joh. Joachim (1714—1804) 244.
Spinoza, Benedikt (1632 bis 1677) 247. 294. 334.
vom Stein, Freifrau Henriette Karoline, geb. Langwerth von Simmern 300. 301. 309. 318. B. 301.
vom Stein, Freiherr Karl Philipp 309.
Sterne, Lawrence (1713 bis 1768) 215. 216. B. 215.
Sulzer, Joh. Georg (1720 bis 1779) 131.
Swift, Jonathan (1667 bis 1745) 177.

Textor, Anna Margarethe, geb. Lindheimer 80. 81.
Textor, Joh. Jost (1739 bis 92) 36.
Textor, Joh. Wolfgang (1693 bis 1771) 2. 80.
Theiß, Advokat 32.
Theokritos 98.
Trier, Kurfürst Klemens Wenzeslaus 116.

de Voltaire, François Marie Arouet (1694 bis 1778) 6. 23. 30. 145. 240.

Weenix, Jan (1640—1719) 335.
Wenck, Helfrich Bernhard (1739—1803) 31.
Werthes, Klemens (1748 bis 1817) 356. 357.
Weygand, Christian Friedrich 263. 344. 345.
Wied-Neuwied, Graf Christian Ludwig (gest. 1791) 319.
Wied-Neuwied, Gräfin 319.
Wieland, Christoph Martin (1733—1813) 6. 30. 53. 54. 117. 140. 182—189. 206. 209. 212. 221. 223. 224. 251. 252. 268—277. 279. 308. 333. 339.
Wilmanns, Wilhelm (1842 geb.) 182.
Wolff, Eugen 102.
Württemberg, König Fr. Wilhelm Karl (reg. 1803 bis 1816) 24.

Xenophon (434—355) 20. 98. 185.

Young, Edward (1687 bis 1765) 51.

v. Ziegler, Luise (1750 bis 1814) 49—52. 58—62. 171.

Zimmermann, Joh. Georg (1728—95) 181.

v. Zinzendorff, Graf Nikolaus Ludwig (1700—60) 218.

2. Orte

Aachen 337.
Andernach 322.
Aßbach 74. 104. 105. 109. 114.

Basel 281.
Bendorf 318.
Bensberg 334.
Berlin 26. 240—242.
Bonn 322.
Braunfels 112.

Darmstadt 28. 30. 31. 65. 133—135. 158. 174. 175. 284. B. 38. 49.
Diez 74.
Düsseldorf 201. 322—326. B. 323.

Ehrenbreitstein 115. 116. 317. 318. 338. B. 116.
Elberfeld 326—330. B. 328.
Ems 74. 301—303. 310 bis 314. 338. B. 302.

Frankfurt 1. 2. 21. 27. 33. 34. B. 1. 48. 120. 228. nS. 118. nS. 119.
Friedberg 128.

Garbenheim 74. 80. 106. 109. 114. 212. B. 80.
Gießen 74. 105—107. B. 106.
Gotha 194. 195.
Göttingen 355.

Homburg 56. 65. 128. 158. B. 57.

Karlsruhe 283. 284. 354. 355.
Koblenz 109. 112. 115. 317. B. 116.
Kolmar 281. 282.
Köln 112. 322. 335—337. B. nS. 337.

Lahneck 315. 316. B. 316.
Lahnfahrt 314—317.
Lahnstein 317.
Limburg 74.

Mannheim 133.
Marburg 74.

Nassau 300.
Neuwied 319—321. B. 318.

Oppenheim 295.

Pempelfort s. Düsseldorf.

Rheinfahrt 317—324.

Schwalbach 299. 300.
Speyer 68.
Straßburg 130. 282.

Tal-Ehrenbreitstein 115 bis 118. 317. 318. 338. B. 116.

Vallendar 318.
Volpertshausen 81. 82. 122. B. 81.

Weimar 188. 308.
Wetzlar 67 ff. 89—91. 123. 126—128. 156. 202. B. 68. 71. 73. 83. 127.
Wiesbaden 295.
Worms 295.

Zürich 285.

3. Sachen

Adel, Standesvorurteile 61. 65. 67. 89. 90. 258. 259. 268.
Antike Plastik 133.
Antike Stoffe: s. ‚Prometheus', ‚Julius Caesar', ‚Götter, Helden und Wieland'.
Antike Überreste 44—47.
Antike Welt 185—189. 336.
Anwaltsberuf und Rechtswissenschaft 1. 2. 11. 16. 22. 23. 31—36. 88. 155. 167. 211. 212.
Arbeit 10. 87. 88. 96. 156. 237.
Aufklärung s. Philosophie.
Aussehen und Kleidung 2. 207. 322.

Badekur 338.
Baukunst 74. 130. 335.
Bildende Kunst 131. 287, s. Zeichnen, Dürer, Raphael, Plastik, Baukunst.
Bildersammlung 289. 324.

Charakterzüge und Seelenzustände 21. 22. 40. 86—88. 98. 114. 153. 170—174. 212. 225. 269. 271. 330. 339. 350. 357.
Chemie 293.

Deklamieren, Vorlesen, Erzählen 39. 48. 154. 155. 322. 336.
Deutsche Geschichte s. ‚Götz'.
Deutsche Sagen 18. 80. 158. 224.
Deutsche Sprache 2. 3. 55. 88. 192—195. 241. 242. 275. 291. 354.
Deutsches Reich, Reichskammergericht 67—70. 88—90.
Deutsches Volk 24.
Deutschtum 129 ff. 192. 220.
Dichten, eigenes 9. 12. 13. 96. 262.
Dichter und Publikum 10. 19. 130. 135—139. 155. 156. 213. 278—280. 313. 337.
Dichtkunst, Theorie 4—6. 232. 354.
Drama, Theorie 6. 9. 10.
Duldsamkeit s. Liberalität.

Eislauf 226—228.
Empfindsamkeit 49—65. 158—160. 238. 256. 339.
Englische Sprache, Kultur und Literatur 23. 29. 55.
Erziehungswesen 303 bis 308.
Ethik 12. 26. 27. 51. 87. 88. 91. 125. 163. 165. 167 bis 170. 180. 185—187. 234—236. s. Selbstmord.

Familie 80. 81.
Fortleben nach dem Tode 26. 110. 111. 148. 172. 173. 200. 360—362.
Französische Sprache, Kultur und Literatur, Französeln 6. 9. 29. 30. 55. 77. 78. 220. 242.
Freundschaft und Liebe zu Mädchen und Frauen 49—53. 56. 58 bis 66. 82 ff. 92. 93. 100. 101. 120. 151. 154. 155. 172. 173. 201. 231. 232. 254. 256. 315. 318. 351. 352.
Freundschaft und Liebe zu Männern 26. 56. 86. 141—144. 150. 153. 203 bis 206. 240. 278. 326. 337—339.

Gälische Literatur 8.
Geistlicher Stand 24. 25. 145. 167.
Geniebegriff, -glaube, -wesen 2—4. 12. 41. 98. 132. 140. 145. 156. 157. 178. 197. 253. 254. 256 ff. 332. 350. 354.
Geselligkeit 90. 91. 150. 154. 174.
Gesundheit, geistige und körperliche 173. 211. 260. 284.
Gotische Kunst 130. s. Baukunst.
Griechische Sprache, Kultur, Literatur 98. 183—187. 248. 312.

Heldenverehrung 5. 8. 10. 20. 21.
Humor 169.

Italien s. Brentano.
Juden 70. 93. 295.

Katholiken 116. 230. 231. 341. 342.
Kinder, Umgang mit ihnen 85. 86. 113. 115. 151.
Kirchen und Sekten s. Religion.
Körperliche Übungen 40 bis 42. 47. 355. s. Eislauf, Tanzen, Wandern.
Kritik 27—30. 135—142. 153. 187—189. 219—224. s. ‚Frankf. Gelehrte Anzeigen'.
Kunst s. Malerei, Zeichnen, Plastik, Antike, Genie.

Liberalität 12. 147. 169. 180. 186. 218. 235. 270. 319.
Liebe, Treue, Untreue 17. 18. 43. 90. 91. 94 bis 96. 102. 134. 150. 153. 258. 265. 266.

Malerei s. Bildersammlung, Zeichnen, Radieren.
Medizin, s. Körperl. Übungen, Bade-Aufenthalt, Wunder.
Meisterschaft 88. 89.
Morgenländische Sagen 155.
Musik, eigenes Spielen 154. 188. 217. 230. s. Oper.

Natur, Naturkultus 6. 43 bis 47. 50. 63. 177—181. 196.
Naturwissenschaften 29. s. Chemie.
Nordische Gedichte 154. s. auch Ossian.

Oper und Singspiel 188. 212. 225.

Philosophie, Aufklärung 26. 145. 258.
Physiognomik 213—219. 244. 281. 293. 294. 306. 307.
Plastik 133.
Politisches 168. 169. 206. 340. 341.
Psychologisches 218. 219. 235. 236. 238. 243. 244. 246. 265. 267. s. Charakterzüge, Genieweſen.

Radieren 134. 135.
Rauchen 306. 314. 338.
Rechtswiſſenſchaft s. Anwaltsberuf.
Religion, Bibel, Theologie, Kirchen 17. 24. 25. 52. 86. 87. 144—150. 158. 159—165. 196—200. 214—219. 244—250. 285 bis 288. 304. 307. 310. 319. 321. 332. 341—343.
Romane, s. Richardſon, Rouſſeau. Sophie La Roche, Werthers Leiden.

Satiren 140—144. 158 bis 160. 177—189. 250—252. 275. 276.
Schauſpiel 96. 97. 195. 220. 240—243.
Schulen, s. Erziehungsweſen.
Selbſtmord 122—127. 234 bis 236. 260—263.
Seelenwanderung, s. Fortleben nach dem Tode.
Seelenzuſtände, s. Charakterzüge.
Soziales 24. 269. 303.

Tanz 82. 269.
Theater s. Schauſpiel und Oper.
Theologie s. Religion.

Univerſitäten 105—107.

Volkslieder 7. 8.
Volkswohlfahrtspflege 23—25. 145. 305.

Wanderungen 40. 41. 44. 115.
Weibliches Geſchlecht 17. 18. 90. 91. 93—96. 113. 134. 135. 223. 276.
Weihnachtsfeſt 150. 153.
Wein 150. 300. 321. 338.
Wiſſenſchaft 4. 216. 293.
Wohltätigkeit 254.
Wunder 287. 288. 341 bis 343.

Zeichnen, eigenes 122—127. 133—135. 151. 156. 208. 237. 257.

4. Werke

Dramatiſches

Caeſar 10. 165. 263. 295.
Clavigo 264—268. 273. 280. 344. B. 344.
Erwin und Elmire 225. 263. 322.
Faſtnachtsſpiel vom Pater Brey 161.
Fauſt 165. 224. 263. 357.
Götter, Helden und Wieland 182–189. 252. 268–275.

Göß v. Berlichingen 10 bis 19. 40. 47. 75. 78. 96. 97. 165—171. 174. 175. 190—196. 204. 205—207. 219—224. 239—243. 265. 270—275. B. 191.
Jahrmarktsfest zu Plundersweilern 157—160. 213.
Des Künstlers Erdewallen 213. 318. 319.
Mahomet 161—165. 263.
Prolog zu den Neuesten Offenbarungen Gottes 248—250.
Prometheus 196—200. 263.
Satyros 177—181. 275.
Sokrates 20. 21. 98. 165.
Das Unglück der Jacobis 142—144. 275. 276.

Episches

Der ewige Jude 225. 295—299.
Die Leiden des jungen Werthers 225. 232 bis 239. 256—263. 277—279. 291. 300. 312. 313. 345 bis 351. B. 345.

Lyrisches, kleine Gedichte.

Da hatt' ich einen Kerl zu Gast: Rezensent 138.
Ein zärtlich jugendlicher Kummer 42. 43.
Es hatt' ein Knab eine Taube: Dilettant und Kritiker 137.
Es ist so viel Heimweh in der Welt 314.
Es war ein Buhle frech genung: Der untreue Knabe 336.
Es war ein König in Thule: Der König in Thule 336.
Gott segne dich, junge Frau: Der Wandrer 44 bis 47.
Hier sind wir versammelt: Ergo bibamus 321.
Hoch auf dem alten Turme steht: Geistesgruß 315.
Morgennebel, Lila: Pilgers Morgenlied 66.
Sarah kocht' unserm Herre Gott: An Hofrätin Kämpf 317.
Seht den Felsenquell: Mahomets Gesang 162. 163.
Spute dich, Chronos: An Schwager Chronos 358—362.
Teilen kann ich euch nicht dieser Seele Gefühl 163.
Und wie nach Emmaus 318.
Uns gaben die Götter: Elysium 59—61.
Veilchen bring' ich getragen: Felsweihe-Gesang 63. 65. 99. 100.
Was du dem Publikum gesagt: Der Welt Lohn 139.

Wen du nicht verlässest: Wanderers Sturmlied 41. 42.

Zwischen Lavater und Basedow: Diner zu Koblenz 311. 312.

Aufsätze und Flugschriften

Brief des Pastors zu *** 144—148. 155. 205. 217 bis 219.

Frankfurter Gelehrte Anzeigen, Mitarbeit 27 bis 31. 75. 76. 93—96. 101. 139—143.

Über Das, was man ist 308. 313.

Von deutscher Baukunst 129—133. 153. 155. B. 120.

Zwo wichtige . . . biblische Fragen 148—150. 155. 205.

Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68

Andere Bücher von Dr. Wilhelm Bode:

Goethes Lebenskunst. Achte Auflage. 26. bis 29. Tausend. Mit vielen Abbildungen. In Pappband Gz. 6,40, in schönem Ganzleinenband Gz. 8,60.

Goethes Liebesleben. 13. bis 15. Tausend. Mit zahlreichen Bildertafeln, Kopfleisten und Textabbildungen. In farbigem Pappband Gz. 8,40, in Ganzleinenband mit reichem Golddruck Gz. 10,20.

Neues über Goethes Liebe. Gebunden Gz. 6,—.

Die Schicksale der Friederike Brion vor und nach ihrem Tode. Mit 7 Abbildungen. Als Anhang ist beigegeben: eine vollständige Bibliographie der Friederiken-Literatur. Gebunden Gz. 6,—.

Karl August von Weimar. Jugendjahre. Zweite Auflage. 382 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Gebunden Gz. 7,50.

Goethes Sohn. 4. bis 6. Tausend. Mit 16 Bildnissen. Ganzleinen Gz. 8,40.

Die Tonkunst in Goethes Leben. Drittes und viertes Tausend. Zwei Bände. Über 700 Seiten mit zahlreichen Bildertafeln und Musikstücken. Auf reinweißem Friedenspapier. Gebunden Gz. 10,—.

Goethes Weg zur Höhe. Dritte, durchgesehene Aufl. 7. bis 11. Tausend. Geschmackvoll gebunden Gz. 3,—.

Charlotte von Stein. Fünfte, neubearbeitete Auflage. 24. bis 30. Tausend. Mit mehr als 80 Abbildungen. In Halbleinen Gz. 10,80, in Ganzleinen-Geschenkband Gz. 14,60.

Der weimarische Musenhof. 20. bis 25. Tausend. Mit zahlreichen Abbildungen. In farbigem Pappband Gz. 8,20, in Ganzleinenband m. reich. Golddruck Gz. 10,80.

Goethes Leben im Garten am Stern. 37. bis 42. Tausend. Mit vielen Abbildg. Auf holzfreiem Papier. Pappband Gz. 10,—, i. Ganzleinen m. echt. Gold Gz. 12,—.

Ladenpreis = Gz. × Schlüsselzahl, die in jeder Buchhandlg. zu erfahren ist.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin SW 68.

6 Vols
10.—